

Solstoi
Nachlass

2

Solstoi/Nachlass
Band 2

Leo Tolstoi
Nachgelassene
Werke
In drei Bänden

Einzig
autorisierte Übersetzung

Leo Tolstoi
Nachgelassene
Werke
Band: 2

Berlin
J. Ladüschnitow Verlag G.m.
b.H.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vater Sergius	7
Das Licht, das im Dunkel leuchtet	79
Kinderweisheit	195
Der junge Zar	242
Es gibt keine Schuldigen	262
Die Geschichte des Bienenstocks mit dem Rinden- deckel	318
Eine Erzählung für Kinder	327

Vater Sergius

In den vierziger Jahren spielte sich in Petersburg ein Ereignis ab, das alle Welt in Erstaunen setzte: ein bildschöner Fürst, Kommandeur der Leibeskadron des Kürassierregiments, dem allgemein die Ernennung zum Flügeladjutanten — unter Kaiser Nikolaus I. die glänzendste Karriere — prophezeit wurde, reichte einen Monat vor seiner Hochzeit mit einem reizenden Hoffräulein, das die besondere Gunst der Kaiserin genoß, seinen Abschied ein, brach alle Beziehungen zu seiner Braut ab, überließ sein kleines Gut seiner Schwester und verließ Petersburg, um als Mönch in ein Kloster einzutreten.

Dieses Ereignis schien allen, die seine inneren Triebsfedern nicht kannten, ungewöhnlich und unerklärlich, für den Fürsten Stepan Rassatskij selbst jedoch war das alles so natürlich gekommen, daß er sich gar nicht vorstellen konnte, wie er anders hätte handeln sollen.

Stepan Rassatskij's Vater, ein verabschiedeter Gardeoberst, war gestorben, als der Sohn zwölf Jahre alt war. Obschon die Mutter den Sohn nur ungern von Hause fortgab, wagte sie doch nicht, gegen den Willen des verstorbenen Gatten zu handeln, der für den Fall seines Todes angeordnet hatte, daß der Sohn nicht zu Hause erzogen, sondern ins Kadettenkorps geschickt würde, was denn auch tatsächlich geschah.

Die Witwe selbst siedelte mit ihrer Tochter Warwara nach Petersburg über, um in der Nähe des

Sohnes zu wohnen und ihn in den Feiertagen bei sich zu sehen. Der Knabe zeichnete sich durch glänzende Fähigkeiten und ungewöhnlichen Ehrgeiz aus und hatte in allen Lehrfächern, namentlich in der Mathematik, für die er eine besondere Vorliebe besaß, wie auch im Frontdienst und bei den Reitübungen die beste Nummer. Trotz seiner auffallend großen Gestalt war er recht gewandt und eine hübsche Erscheinung. Auch in seinem Betragen wäre er ein wahrer Musterkadett gewesen, wenn nicht sein Jähzorn gewesen wäre. Er trank nicht, lebte nicht ausschweifend und war ungemein wahrheitsliebend. Das einzige, was sein Charakterbild verdunkelte, waren seine plötzlichen Zornausbrüche, während welcher er die Herrschaft über sich selbst ganz verlor und wie ein wildes Tier raste. Einmal hätte er beinahe einen Kadetten aus dem Fenster geworfen, der ihn wegen seiner Mineraliensammlung gehänselt hatte. Ein andermal stürzte er sich auf einen Offizier und versetzte ihm, wie es allgemein hieß, einen Schlag ins Gesicht, weil dieser eine Äußerung, die er getan, geleugnet und ihm ins Gesicht gelogen hatte. Man hätte ihn sicherlich zum gemeinen Soldaten degradirt, wenn der Direktor nicht die ganze Sache vertuscht und den Offizier fortgejagt hätte.

Mit achtzehn Jahren wurde er Offizier und trat in ein aristokratisches Garderegiment ein. Kaiser Nikolaus kannte ihn schon vom Kadettenkorps her und zeichnete ihn auch in der Folge im Regiment aus, so daß man ihm die Laufbahn eines Flügeladjutanten prophezeite. Kassatskij wünschte sich diese Auszeichnung auch sehnlichst, nicht nur aus Ehrgeiz, sondern vor allem deshalb, weil er schon von seiner

Kadettenzeit her den Kaiser leidenschaftlich verehrte. Bei jedem Besuche des Kaisers im Kadettenkorps — und er kam häufig dorthin — jedesmal, wenn diese hohe Gestalt mit der mächtigen Brust, der Adler-nase über dem Schnurrbart und dem gestutzten Backenbart festen Schrittes eintrat und mit weit-schallender Stimme die Kadetten begrüßte, empfand er die Begeisterung eines Verliebten, wie er sie später beim Anblick eines angebeteten Weibes empfand. Ja seine ekstatische Begeisterung für den Kaiser war noch stärker: er suchte, ihm seine unbegrenzte Ergebenheit zu zeigen, und war bereit, ihm irgend etwas — wenn nötig, auch sich selbst — zum Opfer zu bringen. Und der Kaiser wußte, daß er diese Begeisterung in ihm erweckte, und suchte sie absichtlich hervorzurufen. Er spielte mit den Kadetten, blieb lange in ihrer Mitte und sprach mit ihnen bald kindlich-einfach, bald freundschaftlich, bald feierlich und pathetisch. Nach der letzten Affäre, die Kassatskij mit dem Offizier gehabt hatte, sagte er Kassatskij nichts, als dieser jedoch in seine Nähe kam, schob er ihn mit theatralischer Gebärde von sich fort, runzelte die Stirn und drohte ihm mit dem Finger. Und bevor er abfuhr, sagte er: „Merken Sie sich: ich weiß alles, von gewissen Dingen jedoch will ich nichts wissen. Aber sie sitzen hier!“ Und er wies auf sein Herz.

Als die entlassenen Kadetten bei ihm erschienen, erwähnte er diesen Auftritt mit keinem Worte mehr und sagte, wie gewöhnlich, sie könnten sich alle stets unmittelbar an ihn wenden und sollten ihm und dem Vaterland nur treu dienen, während er allezeit ihr erster Freund bleiben würde. Alle waren, wie immer,

gerührt, und Raffatskij, der jenes Vorfalles gedachte, vergoß Tränen und legte im stillen das Gelübde ab, dem geliebten Zaren mit allen Kräften zu dienen.

Als Raffatskij ins Regiment eingetreten war, zog die Mutter mit der Tochter zuerst nach Moskau und dann aufs Land. Raffatskij trat der Schwester die Hälfte des Vermögens ab, und was er zurückbehielt, reichte gerade nur hin, um seinen Unterhalt in dem luxuriösen Regiment, in dem er diente, zu bestreiten. Außerlich erschien Raffatskij als ein ganz gewöhnlicher junger, glänzender Gardeoffizier, der Karriere machte, in seinem Innern jedoch vollzog sich eine höchst verwickelte und angespannte Gedankenarbeit. Diese Arbeit schien von seiner Kindheit an die mannigfachsten Formen angenommen zu haben, war aber in Wirklichkeit stets dieselbe geblieben und immer nur darauf gerichtet gewesen, in allen Dingen die Vollendung zu erreichen und Erfolge zu erzielen, die das Lob und das Staunen der Leute hervorriefen. Auf wissenschaftlichem Gebiete zum Beispiel arbeitete er so lange, bis man ihn lobte und den anderen als Muster vorhielt. Hatte er in einer Sache das Ziel erreicht, so machte er sich an eine neue Aufgabe. So war er schon im Kadettenkorps der erste in allen Lehrfächern geworden. Als er bemerkte, daß es mit der französischen Konversation bei ihm haperte, ruhte er nicht eher, als bis er durch sorgfältiges Studium so weit gekommen war, daß er die französische Sprache wie seine Muttersprache beherrschte, und als er das Schachspiel erlernte, setzte er es durch, daß er schon als Kadett ein Meister dieses Spieles ward.

Neben seinem eigentlichen Lebensberuf, der darin bestand, daß er dem Zaren und dem Vaterlande

diente, verfolgte er stets auch noch irgendein anderes Ziel, dem er sich, wie unbedeutend es auch war, mit ganzer Seele hingab, und für das er lebte, bis er es erreicht hatte. In dem Augenblick aber, da er das erstrebte Ziel erreicht hatte, erwuchs in seinem Bewußtsein sogleich ein neues Ziel, das an Stelle des früheren trat. Dieses Bestreben, sich auszuzeichnen und, um sich auszuzeichnen, stets das gesteckte Ziel zu erreichen, füllte sein Leben ganz und gar aus. So hatte er sich nach seinem Eintritt ins Regiment die Aufgabe gestellt, den Dienst in aller vollkommenster Weise kennen zu lernen, und wurde bald ein musterhafter Offizier, dem eben nur dieser eine Fehler — der unberechenbare Jähzorn — anhaftete, der ihn auch im Dienste zu häßlichen, seinen Erfolg beeinträchtigenden Handlungen verleitete.

Als er später im Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft seinen Mangel an allgemeiner Bildung empfand, fühlte er das Bedürfnis, die Lücken auszufüllen, machte sich sogleich an die Bücher und erreichte bald, was er wollte. Dann stellte er sich die Aufgabe, eine glänzende Stellung in der Gesellschaft zu erringen; er bildete sich zu einem vorzüglichen Tänzer aus und erreichte bald, daß er zu allen Bällen und Abendgesellschaften der vornehmen Welt eingeladen wurde. Aber dieser Erfolg befriedigte ihn nicht. Er war daran gewöhnt, überall der erste zu sein, der er hier bei weitem nicht war. Die vornehme Gesellschaft bestand damals und besteht, wie ich glaube, immer und überall aus vier Arten von Leuten: 1. aus reichen Höflingen, 2. aus nicht begüterten Leuten, die in den Hofkreisen geboren und aufgewachsen sind, 3. aus reichen Leuten,

die in die Hofkreise einzudringen suchen, und 4. aus Leuten, die weder reich sind noch zu den Hofkreisen gehören, es aber doch den Reichen und den Höflingen gleichzutun suchen.

Rassatskij gehörte nicht zu den ersten beiden Gruppen, war aber ein gern gesehener Gast in den beiden letzten. Bei seinem Eintritt in die Gesellschaft hatte er sich das Ziel gestellt, ein Verhältniß mit einer vornehmen Dame zu haben, und er erreichte es so schnell, daß er darüber selbst erstaunt war. Bald aber sah er, daß die Kreise, in denen er verkehrte, doch von niedrigerem Range waren, daß es höhere Kreise gab, und daß man ihn in diesen höheren höflichen Kreisen zwar empfing, aber als Fremden behandelte; man war höflich und freundlich gegen ihn, aber die ganze Haltung dieser Kreise zeigte, daß man ihn nicht als einen zu ihnen Gehörenden betrachtete. Gerade das aber wollte Rassatskij erreichen, und um das zu können, mußte er entweder Flügeladjutant werden, was er bestimmt zu werden hoffte, oder eine Heirat in diesen Kreisen machen. Und er entschloß sich zu diesem letzteren Schritte. Er wählte ein bildschönes Mädchen, ein Hoffräulein, das in der Gesellschaft, in die er gelangen wollte, nicht nur als gleichberechtigt angesehen, sondern selbst von den höchsten und angesehensten Leuten dieser Kreise mit Huldigungen überhäuft wurde. Es war die Gräfin Korotkowa. Rassatskij begann ihr aber nicht aus bloßer Rücksicht auf seine Karriere den Hof zu machen: sie war eine ungemein anziehende Persönlichkeit, und er verliebte sich bald in sie. Sie verhielt sich anfänglich ihm gegenüber auffallend kühl, dann aber trat plötzlich ein

Umschwung ein: sie wurde freundlich gegen ihn, und besonders ihre Mutter war eifrig bemüht, ihn in ihr Haus zu ziehen.

Rassatskij machte einen Antrag, der auch angenommen wurde. Er war erstaunt über die Leichtigkeit, mit der er ein solches Glück erreicht hatte, zugleich aber auch über eine gewisse Seltsamkeit im Benehmen der Mutter wie der Tochter. Er war bis über die Ohren verliebt und ganz geblendet und wußte nichts davon, was fast die ganze Stadt wußte: daß seine Braut ein Jahr vorher die Geliebte des Kaisers gewesen war.

Zwei Wochen vor dem festgesetzten Hochzeitstage weilte Rassatskij als Gast in dem Landhause seiner Braut in Zarstkoje Sselo. Es war ein heißer Maien- tag. Die Verlobten lustwandelten im Garten und setzten sich in der schattigen Lindenallee auf eine Bank nieder. Mary war in ihrem weißen Mull- kleid ganz besonders reizend. Sie erschien als die Verkörperung der Anschuld und zärtlicher Liebe. Sie saß da, abwechselnd die Augen niederschlagend oder zu dem hochgewachsenen, bildschönen Verlobten auf- blickend, der mit besonderer Zärtlichkeit und Behut- samkeit zu ihr sprach, voll Angst, er könnte ihre engel- hafte Reinheit durch eine Bewegung oder ein Wort verletzen. Rassatskij gehörte zu jenen jetzt schon aus- gestorbenen Leuten der vierziger Jahre, die für sich selbst die Unkeuschheit als zulässig erachteten und in ihrem Innern nicht verurteilten, von ihrer Frau dagegen eine ideale, himmlische Reinheit verlangten, diese himmlische Reinheit bei allen Mädchen ihrer Kreise voraussetzten und sie demgemäß behandelten.

Diese Anschauung enthielt viel Falsches und Ver-

kehrtes angefichts der Lasterhaftigkeit, welche die Männer sich gestatteten. Nach meiner Ansicht jedoch war diese Anschauung — die so schroff absteigt von der Auffassung der jungen Männerwelt unserer Tage, der jedes Mädchen von vornherein nur das „Weibchen“ ist — den Mädchen und Frauen nur von Nutzen. Die Mädchen, die eine solche Vergötterung sahen, bemühten sich in der That, auch mehr oder weniger Göttinnen ähnlich zu werden. Diese Auffassung vom Wesen der Frau theilte auch Rassatskij, und in solchem Lichte sah er auch seine Braut. Er war an diesem Tage besonders verliebt und empfand dabei nicht die geringste sinnliche Regung, sondern sah nur immer voll Rührung auf sie wie auf etwas Unerreichbares. Er stand in seiner ganzen imposanten Größe vor ihr, beide Hände auf den Degenknäuel stützend.

„Jetzt erst habe ich alles Glück kennen gelernt, das der Mensch nur empfinden kann. Und dieses Glück,“ sagte er schüchtern lächelnd, „haben Sie . . . hast du mir gegeben.“

Er befand sich in jener Phase seiner Liebe, in der das „Du“ ihm noch ungewohnt war und er, der zu ihr emporblickte, noch eine gewisse Furcht empfand, diesen Engel zu duzen.

„Durch . . . dich habe ich mich selbst erkannt, und ich habe gesehen, daß ich besser bin, als ich dachte.“

„Ich weiß das längst. Und eben darum habe ich Sie ja liebgewonnen.“

Eine Nachtigall schlug in der Nähe, und das junge Laub rauschte im Winde.

Er nahm ihre Hand und küßte sie, und die Tränen traten ihm in die Augen.

Sie begriff, daß er ihr dafür dankte, daß sie

gesagt hatte, sie habe ihn liebgewonnen. Er ging schweigend ein paar Schritte auf und ab und setzte sich dann zu ihr.

„Sie wissen . . . du weißt . . . Nun, es ist einerlei. Ich habe mich dir nicht uneigennützig genähert, ich wollte mit der vornehmen Welt in Verbindung treten, doch dann . . . o, wie nichtig erschien mir das im Vergleich mit dir, als ich dich kennen gelernt hatte! Du bist mir deshalb nicht böse?“

Sie entgegnete nichts und berührte nur seine Hand mit der ihrigen. Er begriff, daß das so viel bedeutete wie: „Nein, ich bin nicht böse.“

„Ja . . . du sagtest soeben . . .“ — er stockte, da ihm seine Worte allzu kühn erschienen — „du sagtest, du hättest mich liebgewonnen; ich glaube es, aber verzeih — es scheint mir, als sei da noch etwas vorhanden, was dich beunruhigt und dir im Wege steht. Was ist es?“

„Jetzt oder nie!“ ging es ihr durch den Sinn. „Er wird es auch ohnedies erfahren. Jetzt geht er mir nicht mehr davon. Ach, wenn er mich verliese — es wäre gar zu schrecklich!“ Und sie ließ ihren liebevollen Blick über die hohe, stattliche, kraftvolle Gestalt gleiten. Sie liebte ihn jetzt mehr als den Kaiser, und wenn es nicht gerade der Kaiser gewesen wäre, hätte sie diesen zehnmal für ihn hingegeben.

„Hören Sie: ich darf nicht unaufrichtig gegen Sie sein,“ begann sie. „Ich muß Ihnen alles sagen. Sie fragen, was es ist? Nun, daß ich geliebt habe.“

Sie legte wieder ihre Hand auf die seinige, als flehe sie ihn an.

Er schwieg.

„Wollen Sie wissen, wen? Ihn, den Kaiser.“

„Wir lieben ihn ja alle; wohl im Institut, nicht?“

„Nein, später. Es war eine Schwärmerei, die aber dann verging . . . Ich muß es Ihnen jedoch sagen . . .“

„Nun, also was denn . . .?“

„Es war nicht nur so . . . platonisch . . .“ Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Wie? Sie haben sich ihm hingegeben?“

Sie schwieg.

„Sie waren seine Geliebte . . .?!!“

Sie schwieg noch immer.

Er sprang auf und stand totenbleich, mit zuckendem Antlitz, vor ihr.

Er erinnerte sich jetzt, wie freundlich der Kaiser, als er ihn auf dem Newskij traf, ihn beglückwünscht hatte.

„O Gott, mein Gott! Was habe ich getan! Stiva!“

„Rühren Sie mich nicht an! Rühren Sie mich nicht an! O, wie das weh tut!“

Er wandte sich um und ging dem Hause zu.

Dort trat ihm die Mutter entgegen.

„Was ist Ihnen, Fürst . . .?“ Sie verstummte, als sie seinen Gesichtsausdruck sah. Das Blut stieg ihm plötzlich in die Wangen.

„Sie wußten es — und wollten mich als Deckschild benutzen! Wenn Sie nicht ein Weib wären!“ schrie er auf, schwang seine mächtige Faust über ihr, machte kehrt und lief hinaus.

Wäre der Liebhaber seiner Braut sonst jemand gewesen — er hätte ihn sicher getötet. Aber nun war er es, der vergötterte Zar!

Schon am folgenden Tage reichte er sein Urlaubsgesuch und seinen Abschied ein und meldete sich

krank, um niemand zu sehen. Und dann reiste er auf sein Gut ab.

Den Sommer brachte er auf dem Lande zu, wo er seine Angelegenheiten ordnete. Und als der Sommer zu Ende ging, kehrte er nicht wieder nach Petersburg zurück, sondern begab sich in ein Kloster, wo er als Mönch eintrat.

Die Mutter schrieb ihm und suchte ihn von einem so extremen Schritte zurückzuhalten. Er antwortete ihr, er fühle sich von Gott berufen, und das sei ihm wichtiger als alle sonstigen Erwägungen. Nur seine Schwester, die ebenso stolz und ehrgeizig war wie er selbst, verstand ihn.

Und sie verstand ihn richtig. Durch seinen Eintritt in das Kloster zeigte er, daß er alles das verachtete, was den anderen Leuten — und früher, als er noch diente, auch ihm selbst — so ungemein wichtig erschienen war. Er schwang sich zu einer Höhe empor, von der aus er auf die Leute herabschauen konnte, die er früher beneidet hatte . . . Doch war es nicht, wie seine Schwester Warenjka vermutete, dieses Gefühl allein, das seine Handlungsweise bestimmte. In ihm lebte noch ein anderes, wahrhaft religiöses Gefühl, das Warenjka nicht kannte — das sich mit seinem Stolz und Ehrgeiz seltsam verflocht und beide beherrschte. Die Enttäuschung, die ihm Mary, seine angebetete Braut, bereitet, und das Gefühl der Kränkung waren in ihm so stark gewesen, daß sie ihn der Verzweiflung in die Arme trieben, und diese wiederum führte ihn zu Gott, zu seinem Kinderglauben zurück, der stets in ihm lebendig geblieben war.

Am Tage der Fürbitte der heiligen Jungfrau*) war Rassatskij in das Kloster eingetreten, um sich über diejenigen zu erheben, die ihm hatten zeigen wollen, daß sie über ihm stehen.

Der ehrwürdige alte Abt des Klosters war ein Edelmann, Gelehrter und Schriftsteller zugleich, der zu einer aus der Walachei stammenden Klostergemeinschaft gehörte, die sich unbedingt ihrem erwählten Führer und Lehrer unterwarf.

Der Abt war ein Schüler des bekannten Mönches Ambrosius, der selbst wieder ein Schüler des Macarius war, dessen Lehrer der Mönch Leonidas, ein Schüler des Païsius Welitschkowskij, gewesen war.

Diesem Abte nun ordnete Rassatskij als seinem Lehrer und Meister sich unter. Zu dem Gefühl seiner Überlegenheit über alle anderen, das Rassatskij im Kloster empfand, gesellte sich, wie auf allen Gebieten, auf denen er sich betätigte, so auch hier im Kloster die Freude an dem Erstreben der höchsten äußeren und inneren Vollkommenheit.

Wie er im Regiment nicht nur ein musterhafter Offizier gewesen, sondern in seinen Leistungen über das Maß des Verlangten weit hinausgegangen war und einen neuen Rekord der Leistungsfähigkeit aufgestellt hatte, so suchte er auch als Mönch das Maß der Vollkommenheit zu erreichen, er war stets fleißig, enthaltfam, demütig, sanft — und vor allem keusch in Handlungen wie in Gedanken und gehorsam. Namentlich diese letztere Eigenschaft erleichterte ihm das Leben ganz wesentlich. Wenn ihm auch in

*) Russisch: Pokrow. Das Fest fällt auf den 1. Oktober.

einem Kloster, das in der Nähe der Residenz lag und viel besucht ward, so manches Ansinnen, das an ihn gestellt wurde, nicht gefallen mochte, so half ihm doch sein Gehorsam darüber hinweg; ich habe nicht zu räsonnieren, sagte er sich, sondern zu gehorchen, ob es sich um die Bewachung der Reliquien, das Singen auf dem Chor oder die Buchführung im Hospiz handelt. Jede Möglichkeit eines Zweifels, woran es auch sei, wurde durch denselben Gehorsam gegenüber dem erwählten Lehrer beseitigt. Wäre dieser Gehorsam nicht gewesen, dann hätte er sich bedrückt gefühlt durch die Langwierigkeit und Eintönigkeit des feierlichen Gottesdienstes, durch das unruhige Treiben der Besucher, durch die schlechten Gewohnheiten der Klosterbrüder. Jetzt aber ertrug er das alles nicht nur mit Freuden, sondern fand darin für sich auch einen Trost und Halt. „Ich weiß nicht,“ sagte er sich, „warum ich mehrmals am Tage dieselben Gebete anhören muß, aber ich weiß, daß es nötig ist, und da ich dies weiß, so habe ich meine Freude daran.“ Der Meister hatte ihm gesagt, daß, wie die leibliche Speise zur Erhaltung des physischen Lebens, so auch die geistige Speise — das kirchliche Gebet — zur Erhaltung des geistigen Lebens nötig sei. Er glaubte daran, und der Gottesdienst, zu dem er sich früh morgens, zuweilen nur ungern, vom Lager erhob, verschaffte ihm in der That Beruhigung und Freude. Freude gab ihm auch das Bewußtsein der Demut und die sittliche Unantastbarkeit aller der Verrichtungen, die sein Lehrer, der Abt, ihm auftrug.

Das Interesse seines Daseins bestand indes nicht nur in der immer nachhaltigeren Unterdrückung seines

Willens und der Erreichung einer immer größeren Demut, sondern auch in der Erlangung aller sonstigen christlichen Tugenden, die ihm anfangs leicht erreichbar erschienen.

Sein Vermögen hatte er dem Kloster vermacht, und er bedauerte das nicht; Trägheit kannte er nicht; Demut gegenüber Niedrigerstehenden fiel ihm nicht nur leicht, sondern machte ihm sogar Freude. Selbst den Sieg über die Habsucht und die Fleischeslust errang er ohne Mühe. Sein Lehrer, der Abt, hatte ihn namentlich vor dieser Sünde gewarnt, und Rassatskij freute sich, daß er frei davon war. Nur der Gedanke an seine Braut peinigte ihn. Und nicht nur der Gedanke an sie, sondern auch die lebhafteste Vorstellung, was wohl geschehen wäre, wenn er sie geheiratet hätte. Unwillkürlich dachte er an eine bekannte Favoritin des Kaisers, die später geheiratet hatte und eine ausgezeichnete Gattin und Mutter geworden war. Ihr Mann bekleidete eine einflußreiche Stellung, war geachtet und geehrt und besaß eine gute, reuige Gattin.

Wenn Rassatskij seine guten Stunden hatte, blieb er von diesen Vorstellungen verschont. Wenn er dann an die Sache dachte, freute er sich nur, daß er der Versuchung nicht erlegen war. Er hatte aber auch Stunden, in denen alle seine jetzigen Lebensinteressen vor seinem Geiste verblaßten, in denen er zwar nicht den Glauben an das, was jetzt seinen Lebensinhalt bildete, verlor, aber doch diesen Lebensinhalt nicht sah, sich ihn gar nicht vergegenwärtigen konnte und statt dessen die Erinnerungen, ja — es ist schrecklich, es zu sagen — die Neue über seine Bekehrung Macht über ihn gewannen. Dann waren der Gehorsam,

die Arbeit und das beständige Gebet seine einzige Rettung. Er neigte sich, wie gewöhnlich beim Gebet, bis tief zur Erde und betete sogar länger als sonst, doch betete er nur mit dem Munde, die Seele hatte keinen Anteil daran — und das hielt so einen oder zwei Tage an und verging dann von selbst. Aber diese ein bis zwei Tage waren entsetzlich. Rassatskij fühlte, daß er nicht unter seiner eigenen, noch unter Gottes Gewalt stand, sondern irgendeiner fremden Gewalt unterworfen war. Und alles, was er in diesen Tagen tun konnte und auf des alten Abtes Rat auch tat, war, daß er sich beherrschte, daß er nichts unternahm und sich abwartend verhielt. Uebrigens lebte Rassatskij während dieser Zeit nicht nach seinem eigenen Willen, sondern nach dem Willen des Abtes, und in dieser Unterordnung fand er eine besondere Beruhigung.

So brachte Rassatskij in dem ersten Kloster, in das er eingetreten war, sieben Jahre zu. Am Ende des dritten Jahres wurde er als Klostergeistlicher geweiht und erhielt den Namen Sergius. Diese Weihe war für Sergius ein wichtiges inneres Erlebnis. Er hatte schon früher, wenn er selbst das Abendmahl empfing, großen Trost und geistige Erhebung empfunden, jetzt aber, wo er zuweilen selbst den Gottesdienst abhielt, geriet er während der Opferung in einen Zustand wahrer Rührung und Verzückung. Dann aber stumpfte sich dieses Gefühl mehr und mehr ab, und als er einmal in jener gedrückten Stimmung, die ihn zuweilen ergriff, den Gottesdienst abhielt, fühlte er, daß auch die Rührung und Verzückung, mit der er die heilige Handlung verrichtete, vergehen würde. In der That wurde auch

dieses Gefühl immer schwächer und schwächer, und statt seiner blieb nur die Gewohnheit übrig.

Im siebenten Jahre seines Klosterlebens begann Sergius überhaupt Langeweile zu empfinden. Alles, was zu erlernen und zu erreichen gewesen war, hatte er erreicht, und es blieb ihm nichts mehr zu tun übrig.

Dafür wurde jedoch das Gefühl der Weltabgeschiedenheit in ihm immer stärker und stärker. Er erhielt in dieser Zeit die Nachricht vom Tode seiner Mutter und von Marys Verheiratung. Beide Nachrichten nahm er gleichgültig auf. Alle seine Aufmerksamkeit, all sein Interesse war jetzt auf sein Innenleben gerichtet.

Im vierten Jahre seines Priesteramtes hatte der Bischof ihn mehrfach besonders gütig behandelt, und der Abt hatte ihm gesagt, er werde es nicht ablehnen dürfen, wenn man ihn für eine höhere Stellung in Aussicht nehmen sollte. Da wurde der mönchische Ehrgeiz, der ihm sonst bei den Brüdern so zuwider war, in ihm rege. Er erhielt ein Amt in einem Kloster in der Nähe der Residenz. Er wollte es ablehnen, aber der Abt befahl ihm, das Amt anzunehmen. Er fügte sich, nahm Abschied von dem Abte und siedelte nach dem neuen Kloster über.

Diese Übersiedelung nach dem hauptstädtischen Kloster wurde zu einem wichtigen Ereignis in seinem Leben. Versuchungen jeder Art traten an ihn heran, und Sergius mußte alle seine Kräfte auf ihre Bekämpfung richten.

In dem alten Kloster war er der Versuchung durch das Weib nur wenig ausgesetzt gewesen; hier aber erhob sich diese Versuchung mit furchtbarer Gewalt vor ihm und nahm eine ganz konkrete Form an. Es

gab da eine übel berüchtigte Dame, die sich Sergius zu nähern wußte. Sie sprach ihn an und bat ihn, sie doch zu besuchen. Sergius lehnte ihr Ansinnen schroff ab, erschrak jedoch über die Bestimmtheit, mit der seine eigene Begierde dabei hervortrat. Sein Schreck war so groß, daß er seinen früheren Abt in dieser Angelegenheit um Beistand bat. Doch nicht genug damit, rief er, um sich zu demütigen, den ihm beigegebenen jungen Novizen zu sich, offenbarte ihm, seine Scham überwindend, diese Schwäche und bat ihn, darauf zu achten, daß er nirgends hingehe außer zum Gottesdienst und zu den Bußübungen.

Eine weitere große Versuchung für Vater Sergius bestand darin, daß der Abt dieses Klosters, ein weltlich gesinnter, sehr gewandter Mann, der es auf eine große geistliche Karriere abgesehen hatte, ihm im höchsten Maße unsympathisch war. Wie sehr auch Sergius gegen sich selbst ankämpfte, er konnte diese Antipathie nicht überwinden. Er beschwichtigte schließlich dieses Gefühl, aber im Grunde seiner Seele hörte er nicht auf, ihn zu verurteilen. Und dieses häßliche Gefühl kam eines Tages zum Durchbruch.

Es war bereits im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in dem neuen Kloster. Am Fürbittensfeste der heiligen Jungfrau fand die Nachtmesse in der großen Kirche statt. Viel fremdes Volk hatte sich eingefunden. Der Abt selbst hielt den Gottesdienst ab. Vater Sergius stand auf seinem gewohnten Platze und betete, und er befand sich dabei in jenem Zustande inneren Kampfes, in dem er sich stets während des Gottesdienstes, namentlich in der großen Kirche, befand. Dieser Kampf bestand darin, daß die vornehmen Besucher, namentlich die Damen, ihn in

heftigen Zorn verfeßten. Er bemühte sich, alles das, was rings um ihn vorging, nicht zu bemerken — nicht zu sehen, wie der jene Besucher begleitende Soldat das Volk zur Seite stieß, wie die Damen einander diesen und jenen Mönch zeigten, oft sogar ihn selbst und noch einen andern Mönch, der durch seine Schönheit bekannt war. Er bemühte sich, seiner Aufmerksamkeit gleichsam Scheuklappen anzulegen, nichts zu sehen außer dem Lichterglanz am Altar, den Heiligenbildern und den Betenden, nichts zu hören außer dem Gesange und den Worten des Gebetes, und kein anderes Gefühl zu empfinden als nur jene Selbstvergessenheit, die das Bewußtsein erfüllter Pflichten verließ, ein Gefühl, das ihn stets überkam, wenn er die so oft gehörten Gebete vernahm und wiederholte.

So stand er da, beugte sich bis zur Erde, bekreuzte sich und rang, wo dies notwendig war, mit sich selbst, indem er sich bald kühl verurteilte, bald in bewußter Weise eine Betäubung seiner Gedanken und Gefühle hervorrief. Da trat Vater Nikodemus, der Schatzmeister (auch ein Gegenstand schwerer Versuchung für ihn, dieser Vater Nikodemus), den er im stillen der Liebedienerei und Kriecherei vor dem Abte beschuldigte, zu ihm heran, verneigte sich tief vor ihm und sagte, der Abt bitte ihn zu sich in den Altarraum. Vater Sergius zog seine Rutte zurecht, setzte die Mönchskappe auf und schritt vorsichtig durch die Menge.

„Lise, regarde à droite, c'est lui,“ ließ eine weibliche Stimme sich vernehmen.

„Où, où? Il n'est pas tellement beau!“

Er wußte, daß man von ihm sprach. Er hörte

diese Worte und wiederholte, wie immer in den Augenblicken der Versuchung, die Worte: „Und führe uns nicht in Versuchung!“ Gesenkten Hauptes, mit niedergeschlagenen Augen, ging er an dem erhöhten Platz vor dem Altar vorbei und um die Vorsänger herum, die gerade an der Wand mit den Heiligenbildern angelangt waren, und trat durch die nördliche Tür in den Altarraum ein. Bei seinem Eintritt verbeugte er sich, wie der Brauch es vorschrieb, tief vor dem Heiligenbilde, hob dann den Kopf auf und blickte, ohne sich hinzuwenden, von der Seite her nach dem Abte, den er neben einer zweiten schimmernden Gestalt stehen sah.

Der Abt stand im Ornat an der Wand und hielt die kurzen, feisten Hände, die aus dem Messgewand hervorragten, über den dicken Bauch gestreckt. Er strich lächelnd über die Borten seines Gewandes und sprach dabei mit einem Offizier in der Uniform eines Generals à la suite, die Vater Sergius mit geübtem Soldatenauge nach dem Namenszug und den Achselstücken sogleich richtig bestimmte. Es war der ehemalige Kommandeur seines Regiments, den er vor sich sah. Jetzt bekleidete er offenbar eine sehr hohe Stellung, und Vater Sergius merkte sogleich, daß der Abt dies wußte und sich darüber freute, und daß sein dickes, rotes Gesicht und seine Gläze aus diesem Grunde so glänzten. Das verletzete und kränkte ihn, und dieses Gefühl steigerte sich noch, als er von dem Abte vernahm, daß er ihn nur habe rufen lassen, um die Neugier des Generals zu befriedigen, der, wie er sich ausdrückte, einmal seinen ehemaligen Regimentskameraden hatte sehen wollen.

„Ich freue mich, Sie im Klostergewand zu sehen,“

sagte der General, ihm die Hand entgegenstreckend. „Ich hoffe, Sie haben den alten Kameraden nicht vergessen?“

Das von weißem Haar umrahmte, lächelnde Gesicht des Abtes, das den Worten des Generals beifällig zuzustimmen schien, das wohlgepflegte Gesicht des Generals mit der selbstzufriedenen Miene, der Weingeruch aus seinem Munde, der Zigarrenduft, der seinem Backenbart entströmte — alles dies wirkte auf Vater Sergius wie ein Peitschenschlag. Er verbeugte sich noch einmal vor dem Abte und sagte: „Euer Ehrwürden beliebten, mich rufen zu lassen?“ Und der Ausdruck seines Gesichtes und seiner Augen schien zu fragen: „Weshalb?“

Der Abt sagte: „Ja, der Herr General wünschte dich zu sehen.“

„Euer Ehrwürden, ich habe mich aus der Welt zurückgezogen, um mich vor ihren Versuchungen zu retten,“ sagte er erbleichend, mit zitternden Lippen. „Warum setzen Sie mich ihnen hier aus, während des Gebetes, im Tempel des Herrn?“

„Geh, geh,“ sagte der Abt mit zornflammendem Gesicht und gerunzelter Stirn.

Am folgenden Tage bat Vater Sergius den Abt und die Klosterbrüder wegen seines Hochmuts um Verzeihung, zugleich aber hatte er nach einer im Gebet verbrachten Nacht beschlossen, dieses Kloster zu verlassen, und er schrieb seinem früheren Abt einen Brief, in dem er um die Erlaubnis bat, in das frühere Kloster zurückkehren zu dürfen. Er schrieb ihm, er fühle seine Schwäche und Unfähigkeit, allein, ohne Hilfe seines Meisters, gegen die Versuchungen anzukämpfen. Und er sprach seine Reue aus über seinen

sündhaften Stolz. Mit der nächsten Post kam ein Brief des alten Abtes, in dem dieser ihm schrieb, die Hauptschuld an allem trage eben sein Hochmut. Der Abt setzte ihm auseinander, sein Zornesausbruch sei darum erfolgt, weil seine Demut, die ihn zum Verzicht auf die höheren geistlichen Würden bewogen habe, nicht in dem Gedanken an Gott, sondern in seinem Stolze ihren Grund habe — „seht her, was für einer ich bin: gar nichts brauch' ich!“ Darum habe er auch die Handlungsweise des Abtes nicht ruhig hingenommen: „Ich habe um der Ehre Gottes willen alles hingegeben, und mich zeigt man hier wie ein Wundertier!“ Hätte er wirklich auf allen weltlichen Ruhm um Gottes willen verzichtet, so hätte er auch das ruhig ertragen.

Der weltliche Stolz sei in ihm noch nicht erloschen. „Ich habe viel über Dich nachgedacht, mein teurer Sohn Sergius, und für Dich gebetet, und das ist es, was Gott mir zunächst eingab: lebe wie früher und unterwirf Dich. Nun erhielt ich aber zu derselben Zeit die Nachricht, daß der Einsiedler Illarion nach einem heiligen Leben in seiner Klause gestorben sei. Er hat daselbst achtzehn Jahre gelebt. Der Vorsteher jener Einsiedelei fragt bei mir an, ob nicht ein Bruder sich finde, der dort leben wolle. Da kam Dein Brief an. Wende Dich an den Vater Païsius im Kloster Sambino, dem ich Deinetwegen geschrieben habe, und bitte ihn, die Klause des Illarion beziehen zu dürfen. Nicht, als ob Du Illarion ersetzen könntest, aber Du bedarfst der Einsamkeit, um Deinen Stolz zu besiegen. Möge Gott Dich segnen!“

Sergius befolgte den Rat des Alten, zeigte den Brief seinem Abte, erhielt dessen Genehmigung zur

Übersiedelung, übergab seine Zelle und alle seine Habe dem Kloster und reiste nach der Einsiedelei von Tambino ab.

Der Vorsteher dieser Einsiedelei, der früher dem Kaufmannsstande angehört hatte, empfing Sergius schlicht und ruhig und überließ ihn gleich nach seiner Ankunft der Einsamkeit. Seine Zelle bestand aus einer Grotte, die in einem Berge ausgegraben war. Hier war auch Illarion begraben. In der hinteren Nische befand sich dessen Gruft, daneben lag eine andere Nische, die als Schlafraum diente, und deren Einrichtung aus einer Strohmattze, einem Tischen und einem Wandbrett mit Heiligenbildern und Büchern bestand. An der Außentür, die von innen verriegelt werden konnte, befand sich gleichfalls ein Brett, auf das ein Mönch aus dem Kloster einmal am Tage das Essen für Sergius stellte.

So wurde Vater Sergius ein Einsiedler.

3.

Es war im sechsten Jahre des Einsiedlertums des Vaters Sergius, als in der benachbarten Stadt während der Butterwoche eine lustige Gesellschaft von reichen Leuten, Herren und Damen, nach einem fröhlichen Schmaus eine Schlittenpartie zu unternehmen beschloß. Die Gesellschaft bestand aus zwei Advokaten, einem reichen Gutsbesitzer, einem Offizier und vier Damen. Die eine von diesen war die Frau des Offiziers, die andere die des Gutsbesizers, die dritte die unverheiratete Schwester des Gutsbesizers und die vierte eine geschiedene Frau, eine hübsche, reiche, exzentrische Dame, die durch ihre Einfälle die Stadt beständig in Atem hielt.

Das Wetter war herrlich und die Schlittenbahn ausgezeichnet. Als sie etwa zehn Werst von der Stadt entfernt waren, machten sie halt und beratschlagten, ob sie heimkehren oder weiterfahren sollten.

„Wohin führt denn dieser Weg?“ fragte die Makowkina, die hübsche geschiedene Frau.

„Nach Sambino sind's von hier aus zwölf Werst,“ sagte der eine der Advokaten, der der Makowkina den Hof machte.

„Nun, und dann?“

„Dann geht es nach L., an dem Kloster vorbei.“

„In dem Vater Sergius lebt?“

„Ja.“

„Der Kassatskij? Jener schöne Einsiedler?“

„Ja.“

„Meine Damen und Herren — fahren wir zu Kassatskij! In Sambino werden wir uns ausruhen und einen Imbiß nehmen.“

„Wir kommen dann aber nicht zur Nacht nach Hause.“

„Gut nichts. Wir übernachten bei Kassatskij.“

„Ist gar nicht nötig. Dort ist eine Klosterherberge, und zwar eine recht gute. Ich war einmal dort, als ich den Makin verteidigte.“

„Nein, ich übernachtete bei Kassatskij.“

„Nun, das dürfte auch Ihnen, bei all Ihrer Zaubermacht, nicht gelingen.“

„Meinen Sie? Was gilt die Wette?“

„Angenommen. Wenn Sie bei ihm übernachten, so erhalten Sie, was Sie wollen.“

„A discrétion.“

„Und Sie gleichfalls. Gut, also fahren wir.“

Man bewirtete die Rutscher mit Branntwein, und sie selbst stärkten sich an den mitgenommenen Kuchen, Süßigkeiten und Getränken. Die Damen hüllten sich in ihre weißen Pelze, und die Rutscher begannen zu streiten, wer von ihnen an der Spitze fahren solle, bis ein junger Rutscher keck zur Seite abbog, mit der langen Peitsche knallend einen Jauchzer ausstieß und die vor ihm stehenden Schlitten überholte. Die Schellen erklangen, und die Schlittenkufen knirschten auf den Schnee.

Die Schlitten glitten kaum hörbar dahin, die Beispferde trabten gleichförmig und munter nebeneinander, die hochgebundenen Schweife über dem metallverzierten Geschirr emporstreckend, der ebenmäßig glatte Weg flog gleichsam unter ihnen fort, und die Rutscher bewegten kräftig die Leinen. Der Advokat und der Offizier, die der Makowkina gegenüber saßen, ergingen sich in Aufschneidereien, und sie selbst, fest in ihren Pelz gehüllt, saß unbeweglich da und dachte: „Immer daselbe, immer dieses eine widerwärtige Bild: die roten, glänzenden Gesichter mit dem Wein- und Tabakgeruch, dieselben Redensarten und Gedanken, die sich immer nur um den einen schmutzigen Punkt drehen. Und sie alle sind zufrieden und fest davon überzeugt, daß es so sein müsse, und daß sie bis an ihr Ende so leben können. Ich halte das nicht mehr aus. Es langweilt mich. Ich muß etwas haben, was alles über den Haufen wirft und ein anderes Bild ergibt. Etwa wie jener Vorfall — ich glaube, in Saratow war es — wo eine ganze Gesellschaft hinausfuhr und erfror. Was hätten die Herrchen hier in diesem Falle getan? Wie hätten sie sich

benommen? Sicherlich hundsgemein. Jeder hätte nur an sich selbst gedacht. Und auch ich hätte mich dabei gemein benommen. Ich bin aber wenigstens schön, und das wissen sie. Nun, und jener Mönch? Sollte er das nicht mehr begreifen können, daß ich schön bin? O, sicherlich doch! Das ist ja das einzige, was sie alle begreifen. Auch jener Kadett im Herbst — ach, wie dumm war doch dieses Kerlchen!“

„Iwan Nikolajewitsch,“ begann sie.

„Sie wünschen?“

„Wie alt ist er eigentlich?“

„Wer?“

„Dieser Kassatskij.“

„Ich glaube, über vierzig.“

„Nun, und empfängt er alle?“

„Ja, aber nicht immer.“

„Decken Sie mir die Füße zu. Nicht so. Wie ungeschickt Sie sind! Noch mehr, noch mehr. So ist's recht. Aber meine Beine brauchen Sie dabei nicht zu drücken.“

So fuhren sie bis zu dem Walde, in dem sich die Zelle des Einsiedlers befand.

Sie stieg aus und befahl den übrigen, weiterzufahren. Sie suchten sie zum Bleiben zu bewegen, aber sie wurde böse und verlangte, daß man sie allein lasse.

Vater Sergius lebte damals bereits das sechste Jahr als Einsiedler. Er war neunundvierzig Jahre alt. Sein Leben war schwer. Nicht infolge des Fastens und der Gebete — diese fielen ihm nicht schwer — sondern infolge der inneren Kämpfe, die ihn heimsuchten, und die er nicht erwartet hatte. Zweierlei Ursachen hatten diese Kämpfe: den Zweifel

und die Fleischeslust. Es schien ihm, daß dies zwei verschiedene Widersacher waren, während es doch nur ein einziger war. Im Augenblick, da der Zweifel überwunden war, verschwand auch die Fleischeslust. Er meinte jedoch, daß es zwei verschiedene Teufel seien, und er bekämpfte jeden von ihnen gesondert.

Aber die beiden Feinde erhoben sich stets gemeinsam gegen ihn.

„O Gott, o Gott,“ dachte er, „warum gibst Du mir nicht den Glauben? Die Fleischeslust — ja, dagegen haben wohl auch der heilige Antonius und andere ankämpfen müssen, aber der Glaube! Den haben sie doch gehabt, während es bei mir Minuten, Stunden und Tage gibt, in denen ich ihn nicht besitze. Was soll die Welt mit all ihrer Herrlichkeit, wenn sie doch sündig ist und man sich von ihr lossagen muß? Warum hast Du diese Versuchung geschaffen? Versuchung? Aber ist denn das keine Versuchung, daß ich den Freuden der Welt entsagen will, um mir dort etwas zu bereiten, wo es vielleicht gar nichts gibt?“

So sprach er zu sich und empfand ein Grauen und einen Abscheu vor sich selber. „O Scheusal, Scheusal!“ schalt er sich aus. „Und du willst ein Heiliger sein!“

Und er begann zu beten. Aber schon bei den ersten Worten des Gebetes erblickte er im Geiste sich selbst so, wie er im Kloster zu sein pflegte, mit der Mönchskappe und im Priestergewand, hoheitsvoll und imposant. Und er schüttelte den Kopf.

„Nein, das ist nicht das Rechte. Das ist Betrug. Ich kann wohl andere betrügen, aber nicht mich selbst und nicht Gott. An mir ist nichts Hoheitsvolles, ich bin ein elender Mensch.“ Und er schlug die Schöße

seiner Rutte zurück und betrachtete seine kläglichen, in Unterhosen steckenden Beine.

Dann ließ er die Schöße fallen und begann in seinem Gebetbuch zu lesen, sich zu bekreuzen und sich tief zur Erde zu neigen. „Wird dieses Lager da mein Grab sein?“ las er. Und es schien ihm, als hätte ein Teufel ihm zugeflüstert: „Ein einsames Lager ist auch ein Grab, eine Lüge.“ Und er sah die Schultern der Witwe vor sich, mit der er einst zusammengelebt hatte. Er schüttelte sich, um diese Vorstellung zu verscheuchen, und las weiter. Nachdem er die Klosterordnung durchgelesen, nahm er das Evangelium, schlug es auf und stieß auf einen Spruch, den er schon oft wiederholt hatte und auswendig konnte: „O Herr, ich glaube — hilf meinem Unglauben!“

Er drängte alle auftauchenden Zweifel zurück. Wie man einen schwankenden Gegenstand befestigt, damit er das Gleichgewicht nicht verliere, so richtete er seinen Glauben an unsicherer Stütze wieder auf und trat vorsichtig zurück, um nicht anzustoßen und ihn umzuwerfen. Die Scheuklappen engten wieder sein Gesichtsfeld ein, und er beruhigte sich. Er wiederholte sein Kindergebet: „Ach lieber Gott, ich bitte Dich!“ — und ihm wurde so leicht ums Herz, und freudige Rührung ergriff ihn. Er bekreuzte sich und streckte sich auf der schmalen Bank aus, die ihm als Lagerstatt diente, nachdem er sein Sommergewand zum Kopfstützen genommen. Und er schlief ein. Während seines leichten Schlummers schien es ihm, daß er Schellengeläut vernehme. Er wußte nicht, ob es Wirklichkeit war, oder ob er träumte. Doch da machte plötzlich ein Klopfen an der Tür ihn vollends munter. Seinen Ohren noch immer nicht trauend,

erhob er sich. Da wiederholte sich das Klopfen, ganz in der Nähe, an seiner Thür, und eine weibliche Stimme ließ sich vernehmen.

„O Gott! Ist es wirklich wahr, was ich in den Lebensgeschichten der Heiligen las — daß der Teufel die Gestalt eines Weibes annimmt? Ja, es ist die Stimme eines Weibes! Und was für eine zarte, schüchterne, liebe Stimme! Pfui!“ Er spuckte aus. „Nein, es scheint mir nur so,“ sagte er, ging nach der Ecke, vor der das Gebetpult stand, und sank in die Knie, in jener gewohnten, regelrechten Weise, die ihm allein schon Trost und Freude gewährte. Er sank nieder, das Haar fiel ihm ins Gesicht, und er preßte die Stirn, an der das Haar bereits stark gelichtet war, gegen den feuchten, kalten Fußboden. Er las einen Psalm, der, wie der alte Vater Pimen ihm gesagt hatte, gegen teuflische Verlockung helfen sollte. Dann richtete er seinen abgemagerten, leichten Körper auf den sehnigen Beinen in die Höhe und wollte weiterlesen, doch las er nicht, sondern horchte unwillkürlich hinaus, um etwas zu erlauschen. Ringsum herrschte völlige Ruhe. Wie früher fielen die Regentropfen vom Dache in die kleine Sonne an der Ecke. Draußen war es so finster und nebelig, daß nicht einmal der Schnee sichtbar war. Es war totenstill. Da raschelte plötzlich etwas am Fenster, und eine Stimme, die nur einer schönen Frau gehören konnte, ließ sich deutlich vernehmen:

„Öffnen Sie, um Christi willen!“

Es war ihm, als sei alles Blut ihm zu Herzen geströmt und darin stehengeblieben. Der Atem stockte ihm. „Und der Herr wird auferstehen und die

Feinde zerstreuen,“ rief er, um den höllischen Geist zu beschwören.

„Ich bin doch kein Teufel,“ sprach die Stimme draußen, und es schien, als ob die Lippen lachten, die diese Worte sprachen. „Ich bin kein Teufel, sondern einfach ein sündiges Weib, das im wörtlichen wie im übertragenen Sinne des Wortes vom Wege abgeirrt ist.“ Sie lachte laut auf. „Ich bin ganz durchgefroren und bitte um ein Obdach.“

Er legte das Gesicht an die Fensterscheibe, aber das Licht des Lämpchens spiegelte sich grell darin wieder, und er konnte nichts sehen. Da hielt er beide Handflächen vor das Gesicht und blickte hinaus. Nebel, Finsternis, Wald — und da, weiter rechts, stand sie. Ja, sie, eine Frau, im weißen, langhaarigen Pelz, mit einer Mütze auf dem Kopfe und einem überaus lieben, guten, erschrockenen Gesichte, das sich aus nächster Nähe zu ihm vorneigte. Ihre Blicke kreuzten sich, und sie erkannten einander. Nicht, daß sie sich je vorher gesehen hätten — sie hatten einander noch nie gesehen — aber in dem Blicke, den sie jetzt miteinander austauschten, fühlten sie beide, namentlich er, daß sie einander kannten, einander verstehen konnten. Jeder Zweifel, daß es vielleicht doch der Teufel war und nicht ein einfaches, gutes, liebes, schüchternes Weib, war nach diesem Blick ausgeschlossen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ sagte er.

„So öffnen Sie doch!“ rief sie mit launischem Eigensinn. „Ich bin ganz erfroren. Ich sagte Ihnen doch, daß ich vom Wege abgeirrt bin.“

„Aber ich bin ein Mönch, ein Einsiedler.“

„Nun, so öffnen Sie nur. Oder wollen Sie, daß ich unter Ihrem Fenster erfriere, während Sie beten?“

„Aber wie wollen Sie . . .“

„Ich fresse Sie ja nicht. Öffnen Sie, um Gottes willen! Ich erfriere hier noch.“ — Sie hatte schließlich selbst Angst bekommen, und sie sprach fast mit weinerlicher Stimme.

Er trat vom Fenster zurück und blickte auf das Bild Christi mit der Dornenkrone. „Herr, steh mir bei, Herr, steh mir bei!“ sagte er, sich bekreuzend und bis zur Erde neigend. Dann öffnete er die Tür, die in den Vorflur führte. Er tastete dort nach dem Haken und machte sich an ihm zu schaffen. Von der anderen Seite vernahm er Schritte. Sie ging von dem Fenster nach der Tür zu. „Ach!“ schrie sie plötzlich auf. Er begriff, daß sie mit dem Fuße in die Pfütze geraten war, die sich an der Schwelle gebildet hatte. Seine Hände zitterten, und es war ihm unmöglich, den feststehenden Türhaken aufzuheben.

„Was zögern Sie denn? Lassen Sie mich doch endlich hinein! Ich bin ganz durchnäßt und durchfrozen. Sie denken an Ihrer Seele Seligkeit, während ich hier erfrieren kann.“

Er zog die Tür fest an sich, hob den Haken auf und öffnete die Tür so weit, daß er ihr, ohne es zu wollen, einen Stoß versetzte.

„Ach, verzeihen Sie,“ sagte er, plötzlich in den, den Damen gegenüber gebotenen höflichen Ton verfallend, der ihm früher so geläufig gewesen.

Sie lächelte, als sie dieses „verzeihen Sie!“ hörte. „Er ist ja gar nicht so schlimm,“ dachte sie. „Tut nichts, tut nichts,“ sagte sie, an ihm vorüber durch die Tür tretend, „ich muß bei Ihnen um Entschuldigung bitten. Ich hätte es nie gewagt, aber die Umstände haben sich so sonderbar gefügt . . .“

„Bitte,“ sagte er, sie an sich vorbeilassend. Ein feiner Parfümduft, wie er ihn schon lange nicht verspürt, kitzelte seine Nase.

Sie durchschritt den Vorflur und trat in die Zelle. Er schlug die Außentür zu, ohne den Haken vorzulegen, und folgte ihr.

„Herr Jesu Christ, Sohn Gottes, vergib mir armem Sünder, o Herr, vergib mir armem Sünder!“ flehte er in einem fort, nicht nur in seinem Innern, sondern unwillkürlich die Lippen im Gebet bewegend. „Bitte,“ sprach er zu ihr. Sie stand mitten im Zimmer, das Wasser troff nur so von ihr, und sie musterte ihn, während ihre Augen lachten.

„Vergeben Sie mir, daß ich Ihre Einsamkeit gestört habe. Aber Sie sehen, in welchem Zustande ich mich befinde. Die Sache ist die, daß wir von der Stadt aus eine Schlittenpartie unternommen haben und ich eine Wette eingegangen bin, von Worobjewka bis nach der Stadt allein zu Fuß zu gehen. Doch nun bin ich vom Wege abgekommen, und wenn ich nicht zufällig auf Ihre Klausur gestoßen wäre . . .“ log sie, aber sein Gesicht machte sie verlegen, und sie verstummte.

Sie hatte sich ihn ganz anders vorgestellt. Er war nicht so schön, wie sie erwartet hatte, aber er war in ihren Augen doch ein herrlicher Mann: das graumelierte, lockige Haupt- und Barthaar, die regelmäßige, fein geschnittene Nase, die Augen, die wie zwei glühende Kohlen flammten, wenn er gerade vor sich hinsah — alles das machte auf sie einen starken Eindruck.

Er sah, daß sie log.

„Ja, so —“ sagte er, die Augen zu Boden senkend,

nachdem er einen Blick auf sie geworfen hatte. „Ich gehe dort hinein, machen Sie es sich hier bequem.“

Mit diesen Worten nahm er das Lämpchen von der Wand, zündete eine Kerze an, verbeugte sich tief vor ihr und trat in eine kleine Kammer, die sich hinter einem Bretterverschlage befand.

Sie hörte, wie er etwas hin und her zu rücken begann.

„Er sperrt sich wahrscheinlich vor mir ab,“ dachte sie und lächelte. Sie legte ihren weißen Pelz ab, dann die Pelzmütze, die sich in den Haaren verfangen hatte, und das gestrickte Tuch, das sie unter der Mütze trug. Sie war gar nicht durchnäßt gewesen, als sie vor dem Fenster stand, und hatte das nur vorgespiegelt, damit er sie hineinließ. An der Tür aber war sie wirklich in die Pfütze getreten, der linke Fuß war bis zur Wade hinauf naß und der Schuh voll Wasser. Sie setzte sich auf seine Schlafbank, die nur mit einem Teppich bedeckt war, und begann sich ihrer Schuhe zu entledigen. Die kleine Zelle erschien ihr ganz reizend. Der winzige Raum, der etwa drei Ellen in die Breite und vier Ellen in die Länge maß, war sauber wie eine Puppenstube. Außer der Schlafbank, auf der sie saß, befand sich darin nur noch ein Wandbrett mit Büchern und in der Ecke ein Gebetpult. Neben der Tür waren ein paar Nägel in die Wand eingeschlagen, ein Pelz und ein Mönchsrock hingen daran. Neben dem Gebetpult hing ein Bild des dornengekrönten Christus mit einem Lämpchen davor. Ein herber Geruch nach Öl, Schweiß und Erde erfüllte die Zelle. Alles darin gefiel ihr, selbst dieser Geruch. Die nassen Füße, namentlich der eine, beunruhigten sie, und sie beeilte sich, den Schuh

herunterzubekommen. Sie lächelte dabei in einem fort und freute sich nicht sowohl darüber, daß sie ihr Ziel erreicht, als vielmehr, daß sie ihn, diesen kräftigen, seltsamen, anziehenden Mann, so in Verlegenheit gebracht hatte. „Was tut's, daß er mir nicht geantwortet hat?“ sprach sie zu sich selbst und rief gleich darauf: „Vater Sergius! Vater Sergius! So heißen Sie ja wohl?“

„Was wünschen Sie?“ fragte eine leise Stimme.

„Verzeihen Sie, bitte, daß ich Sie in Ihrer Einsamkeit aufgestört habe. Aber ich konnte wirklich nicht anders. Ich wäre einfach krank geworden. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich bin vollkommen durchnäßt, die Füße sind mir so kalt wie Eis.“

„Verzeihen Sie,“ entgegnete die leise Stimme, „ich kann Ihnen mit nichts behilflich sein.“

„Ich würde Sie um keinen Preis belästigen. Ich bleibe nur so lange hier, bis es hell wird.“

Er antwortete nicht; sie hörte nur, daß er etwas flüsterte, offenbar ein Gebet.

„Sie kommen doch nicht hier herein?“ fragte sie lächelnd. „Ich muß mich nämlich entkleiden, um mich zu trocknen.“

Er antwortete nicht, sondern fuhr fort, hinter der Wand mit einförmiger Stimme Gebete zu murmeln.

„Ja, das ist ein Mann,“ dachte sie, während sie mit Mühe den durchnäßten Stiefel vom Fuße zog. Sie zerrte an dem Stiefel und konnte ihn doch nicht herunterziehen, was ihr sehr spaßig vorkam. Sie lachte kaum hörbar, da sie aber wußte, daß er ihr Lachen hörte, und daß dieses Lachen gerade so auf ihn wirken würde, wie sie es wünschte, lachte sie

lauter, und dieses heitere, natürliche, gutmütige Lachen wirkte auf ihn in der That so, wie sie es gewünscht hatte. . . „Ja, einen solchen Mann kann man lieb gewinnen. Diese Augen! Und dieses offene, edle und — mag er noch so viel Gebete murmeln — leidenschaftliche Gesicht!“ dachte sie. „Uns Frauen betrügt man nicht. Schon als er sein Gesicht an die Scheibe drückte und mich sah — schon da verstand und erkannte er mich. Es leuchtete in seinen Augen auf, mein Bild prägte sich ihm ein. Er gewann mich lieb und beehrte mich. Ja, er beehrte mich,“ dachte sie, während sie den Stiefel endlich vom Fuße herunterbekam und sich an die Strümpfe machte. Um diese langen, mit Gummibändern befestigten Strümpfe auszuziehen, mußte sie die Röcke aufheben. Sie schämte sich und sprach leise: „Bitte, jetzt nicht einzutreten.“ Doch von der anderen Seite kam keine Antwort. Sie hörte nur daselbe gleichmäßige Murmeln und außerdem noch das Geräusch einer hastigen Bewegung.

„Jetzt neigt er sich jedenfalls demütig bis zur Erde,“ dachte sie, „doch wird ihm das nichts helfen. Er denkt an mich — ganz so, wie ich an ihn. Mit ganz demselben Gefühl denkt er an diese Beine.“ Sie zog die feuchten Strümpfe aus, ging mit den nackten Füßen auf der Schlafbank hin und her und hockte sich dann mit untergeschlagenen Beinen darauf nieder. Sie saß so ein Weilchen, die Knie mit den Händen umschlingend, und blickte nachdenklich vor sich hin. „Ja, das ist wirklich hier eine Wüste. Und niemand würde je davon erfahren. . .“

Sie erhob sich, trug die Strümpfe zum Ofen und legte sie über die Röhre. Dann kehrte sie, mit den

naekten Füßen leicht über den Fußboden schreitend, zu dem Lager zurück und setzte sich wieder mit untergeschlagenen Beinen darauf. Hinter der Wand war es ganz still geworden. Sie sah auf die kleine Uhr, die an ihrem Halse hing. Es war zwei Uhr. „Meine Leute müssen gegen drei Uhr hier halten,“ sagte sie sich. Es blieb ihr nicht mehr als eine Stunde.

„Ach was — ich werde doch hier nicht so allein sitzen? Unsinn! Das fehlte mir noch! Ich rufe ihn gleich einmal — Vater Sergius! Vater Sergius! Sergjej Dmitrijewitsch! Fürst Kassatskij!“

Hinter der Tür blieb alles still.

„Hören Sie, das ist grausam! Ich würde Sie nicht rufen, wenn ich nicht müßte. Ich bin krank, ich weiß nicht, was mit mir ist,“ sprach sie mit leidender Stimme. „Ach, ach!“ stöhnte sie und fiel mit dem Kopfe auf das Lager. Und sonderbar: es schien ihr in der That, daß ihre Kräfte sie verließen, daß der ganze Körper sie schmerzte, und daß ein Fieber, ein Frostschauer sie schüttelte.

„Hören Sie, helfen Sie mir! Ich weiß nicht, was mir ist. Ach, ach!“ Sie knöpfte ihr Kleid auf, entblößte die Brust und warf die bis zum Ellenbogen entblößten Arme zurück. „Ach, ach!“

Während der ganzen Zeit stand er in seinem Verschlage und betete. Als er alle Abendgebete hergesagt hatte, stand er, unbeweglich die Augen auf die Nasenspitze gerichtet, da und wiederholte in einem fort: „Herr Jesu Christ, Sohn Gottes, sei mir gnädig!“

Er hörte alles. Er hörte, wie die Seide rauschte, als sie sich entkleidete, wie sie barfuß über den Fußboden lief; er hörte, wie sie ihre Arme und Beine rieb. Er fühlte, daß er schwach wurde, daß er jeden Augen-

blick verloren sein konnte, und hörte darum nicht auf zu beten. Er hatte eine ähnliche Empfindung wie jener Märchenheld sie haben mußte, der da vorwärts schreiten sollte, ohne sich umzuschauen. Auch Sergius fühlte mit allen seinen Sinnen, daß die Gefahr, das Verderben überall rings um ihn lauerte, und daß er sich nur retten könne, wenn er nicht einen Augenblick nach ihr hinsah. Aber plötzlich bemächtigte sich seiner der unwiderstehliche Wunsch, dennoch hinzusehen, und in demselben Augenblick rief sie: „Hören Sie, das ist unmenschlich! Ich kann sterben!“

„Ja, ich will zu ihr gehen, doch so wie jener heilige Vater, der die eine Hand auf die Buhlerin legte und die andere ins Feuerbecken steckte.“ Nun gab es hier aber kein Feuerbecken. Er blickte sich um: die Lampe! Er hielt den Finger über die Flamme und runzelte die Stirn, bereit, den Schmerz zu ertragen, und zwar eine ganze lange Weile. Es schien ihm, daß er nichts fühlte, aber ehe er noch entschieden hatte, ob es ihn schmerzte, und in welchem Maße, zuckte er zusammen, riß die Hand zurück und schwenkte sie hin und her. „Nein, das kann ich nicht,“ entschied er bei sich.

„Um Gottes willen! Ach, kommen Sie doch! Ich sterbe! Ach!“

„Soll ich wirklich zugrunde gehen? Nein und abermals nein!“

„Ich komme gleich zu Ihnen,“ sagte er, öffnete die Tür und schritt, ohne sie anzublicken, an ihr vorüber in den Flur. Dort tastete er nach dem Holzblock, auf dem er das Holz zu zerkleinern pflegte, und griff nach dem Beil, das an die Wand gelehnt war.

„Gleich,“ sagte er laut, nahm das Beil in die

rechte Hand, legte den Zeigefinger der Linken auf den Holzblock, schwang das Beil durch die Luft und ließ es auf den Finger, gerade unter dem Mittellglied, niedersausen. Der Finger sprang leichter ab als sonst die Holzstückchen, überschlug sich wie diese, fiel auf den Rand des Holzblockes und glitt von da auf den Boden... Er vernahm das Geräusch des Falles früher, als er den Schmerz verspürte, aber noch bevor er zur Besinnung kam, fühlte er einen brennenden Schmerz und die Wärme des herabrieselnden Blutes. Er wickelte schnell den blutenden Fingerstumpf in den Schoß der Rutte, preßte ihn fest an die Hüfte, kehrte in die Belle zurück, blieb vor dem Weibe stehen und fragte mit leiser Stimme: „Was fehlt Ihnen?“

Sie blickte auf sein bleiches Gesicht, dessen linke Wange zuckte, und ward plötzlich von tiefer Scham ergriffen. Sie sprang auf, nahm ihren Pelz und hüllte sich fest in ihn.

„Ich fühlte mich so krank... ich habe mich erkältet... ich... Vater Sergius... ich...“

Er erhob seine Augen, die in stiller Freude leuchteten, und sprach:

„Liebe Schwester, warum wolltest du deine unsterbliche Seele verderben? Wohl geht es in der Welt nicht ohne Versuchungen ab, doch wehe dem, von dem die Versuchung ausgeht! Bete, daß Gott uns gnädig verzeihe!“

Sie vernahm seine Worte und sah ihn an. Plötzlich hörte sie, wie die Tropfen einer Flüssigkeit zu Boden fielen. Sie blickte nach unten und sah, wie an der Rutte entlang das Blut von der Hand herabfloß.

„Was haben Sie mit der Hand gemacht?“

Sie entsann sich des Geräusches, das sie gehört hatte, ergriff das Lämpchen, lief in den Flur hinaus und erblickte den blutigen Finger auf dem Fußboden. Noch bleicher als er kehrte sie zurück und wollte zu ihm sprechen, doch er ging stumm in seinen Verschlag und schloß die Thür hinter sich.

„Verzeihen Sie mir,“ sprach sie. „Wie soll ich meine Schuld sühnen?“

„Geh fort!“

„Lassen Sie mich Ihre Wunde verbinden!“

„Geh fort von hier!“

Hastig und schweigend zog sie sich an und saß angekleidet im Pelz da, bis vom Walde her das Schellengeläute ertönte.

„Vater Sergius, vergeben Sie mir!“

„Geh! Gott wird dir vergeben.“

„Vater Sergius, ich werde meinen Lebenswandel ändern, verlassen Sie mich nicht.“

„Geh!“

„Vergeben Sie mir und segnen Sie mich!“

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes,“ tönte es hinter der Wand. „Geh!“

Sie schluchzte auf und verließ die Zelle. Ihr Lehrer, der Advokat, kam ihr entgegen.

„Ich habe die Wette verspielt,“ sagte er, „was ist da zu machen? Wohin wollen Sie sich setzen?“

„Es ist mir gleich.“

Sie stieg in den Schlitten und sprach auf dem ganzen Heimweg nicht ein Wort.

Ein Jahr darauf nahm sie den Nonnenschleier und führte unter der Leitung des Einsiedlers Arsenij, der ihr von Zeit zu Zeit schrieb, ein strenges Klosterleben.

Vater Sergius brachte in der Einsiedelei noch sieben Jahre zu. Anfangs hatte er vieles von dem, was man ihm brachte, angenommen — ob Tee oder Zucker, ob Weißbrot, Milch, Kleider oder Holz. Aber je weiter und weiter die Zeit vorrückte, desto strenger und strenger wurde die Zucht, der er sich unterwarf; er lehnte alles Entbehrliche ab und kam schließlich so weit, daß er nichts annahm außer Schwarzbrot, das man ihm einmal in der Woche brachte. Alles, was ihm gespendet ward, verteilte er unter die Armen, die zu ihm kamen.

Seine ganze Zeit brachte Vater Sergius in der Zelle zu, wo er betete oder mit den Besuchern sprach, deren Zahl immer mehr zunahm. Die Kirche besuchte Vater Sergius nur dreimal im Jahre, und sonst verließ er die Zelle nur, wenn er Holz oder Wasser holen mußte. Fünf Jahre eines solchen Lebens lagen hinter ihm, als jenes bald allgemein bekannt gewordene Erlebnis mit der Makowkina ihm begegnete: ihr nächtlicher Besuch bei ihm, die Wandlung, die sich darauf in ihr vollzog, und ihr Eintritt in das Kloster.

Von dieser Zeit an wuchs Vater Sergius Ruhm mehr und mehr. Die Zahl der Besucher stieg beständig, Mönche siedelten sich neben seiner Zelle an, und eine Kirche sowie eine Herberge wurden in der Nähe erbaut. Der Ruhm des Vaters Sergius, dessen Thaten das Gerücht, wie gewöhnlich, übertrieb, drang immer weiter und weiter. Von fernher kamen Besucher zu ihm und brachten Kranke mit, die er, wie sie versicherten, gesund machte.

Die erste wunderbare Heilung fand im achten

Jahre seines Einsiedlerlebens statt. Eine Frau brachte ihren vierzehnjährigen kranken Sohn zu ihm und bat, er möge ihm seine Hände auflegen. Ihm selbst kam es gar nicht in den Sinn, daß er Kranke heilen könne. Er hätte einen solchen Gedanken für sündhaft und gotteslästerlich gehalten, aber die Mutter, die den Knaben gebracht, hörte nicht auf zu flehen, warf sich ihm zu Füßen, warf ihm vor, daß er andere geheilt habe und ihrem Sohne nicht helfen wolle, und bat im Namen Christi um seinen Beistand. Als Vater Sergius ihr sagte, daß nur Gott Heilung spenden könne, entgegnete sie, daß sie ihn nur bitte, dem Knaben die Hände aufzulegen und über ihm zu beten. Er schlug ihr die Bitte ab und ging in seine Zelle. Als er am folgenden Tage — es war schon Herbst, und die Nächte waren kalt — aus seiner Zelle trat, um Wasser zu holen, erblickte er wiederum dieselbe Mutter mit ihrem vierzehnjährigen blassen Knaben und hörte wieder dieselben Bitten. Vater Sergius erinnerte sich des Gleichnisses vom ungerichten Richter, und nachdem er vorher nicht daran gezweifelt, daß er die Bitte der Frau abschlagen müsse, beschlich ihn nun ein Zweifel, ob sein Verhalten auch richtig sei. Um sicher zu gehen, kniete er nieder zum Gebet und betete so lange, bis eine Entscheidung in seiner Seele reifte. Diese Entscheidung lautete dahin, daß er das Verlangen der Frau erfüllen müsse, daß ihr Glaube den Sohn retten könne, und daß er selbst in diesem Falle nur das von Gott erwählte, bedeutungslose Werkzeug sei.

Und Vater Sergius trat zu der Frau hinaus, legte seine Hand auf das Haupt des Knaben und begann zu beten.

Die Mutter reiste mit dem Sohne fort, und nach einem Monat genas er von seiner Krankheit. In der ganzen Umgegend verbreitete sich nun die Kunde von der wundertätigen Kraft des frommen Einsiedlers Sergius. Seither verging keine Woche, ohne daß Kranke zu ihm gekommen oder gebracht worden wären, und nachdem er dem ersten seine Hilfe nicht verweigert hatte, konnte er auch den folgenden ihre Bitte nicht abschlagen. Und so legte er denn den Kranken die Hände auf und betete, und viele genasen von ihren Leiden, und der Ruhm des Vaters Sergius breitete sich immer weiter und weiter aus.

So verbrachte er sieben Jahre im Kloster und dreizehn Jahre in der Einsiedelei. Vater Sergius hatte ganz das Aussehen eines frommen Eremiten: sein Bart war lang und grau, das Haupthaar aber, wenn auch dünn, so doch schwarz und lockig.

5.

Seit mehreren Wochen bereits wurde Vater Sergius ganz von dem einen Gedanken beherrscht, ob er auch richtig gehandelt habe, als er sich der neuen Lage fügte, in die er weniger durch sein eigenes Verhalten, als durch die Einmischung des Bischofs und des Abtes geraten war. Die Sache hatte mit der Heilung des vierzehnjährigen Knaben begonnen: seit jener Zeit fühlte Sergius mit jedem Monat, jeder Woche, jedem Tage deutlicher, wie sein Innenleben vernichtet ward und durch ein rein äußerliches Leben ersetzt wurde. Es war, als wäre sein Inneres gewaltsam nach außen gekehrt worden.

Sergius sah, daß er dem Kloster als Lockvogel für die Besucher und frommen Spender diente, und

daß die Klosterbehörden ihn daher äußerlich so zu stellen suchten, daß er ihnen einen möglichst großen Nutzen brächte. So gab man ihm beispielsweise gar keine Möglichkeit zu körperlicher Arbeit. Man lieferte ihm alles, was er nur irgend brauchte, und verlangte nur, daß er den Besuchern, die zu ihm kamen, seinen Segen nicht versagte. Zu seiner Bequemlichkeit setzte man bestimmte Tage fest, an denen er die Besucher empfing. Für die Männer wurde ein Wartezimmer eingerichtet, und der Platz, von dem aus er die Besucher segnete, wurde mit einem Geländer umgeben, damit die Besucherinnen, die sich auf ihn stürzten, ihn nicht zu Boden rissen. Wenn man ihm sagte, daß die Leute seiner bedürfteten, daß er in Erfüllung des Willens Christi das Verlangen der Leute, ihn zu sehen, nicht unerfüllt lassen dürfe, daß es grausam wäre, sich vor ihnen unsichtbar zu machen, dann mußte er das alles zugeben, aber in dem Maße, wie er sich diesem Leben ergab, fühlte er, wie alles Innerliche zum Äußerlichen wurde, wie der Quell des lebendigen Wassers in ihm versiegte, wie er das, was er tat, mehr und mehr um der Menschen und nicht um Gottes willen tat. Wenn er den Menschen Belehrungen erteilte, oder sie einfach segnete, wenn er für die Kranken betete, oder den Besuchern Ratschläge gab, wie sie ihr Leben einrichten sollten, wenn er die Danksayungen derjenigen entgegennahm, denen er nach ihrer Versicherung eine wunderbare Heilung gebracht oder durch gute Lehren geholfen — dann konnte er nicht anders, als sich darüber freuen und auf die Folgen seiner Tätigkeit, wie überhaupt seinen Einfluß auf die Menschen, Wert legen. Er stellte sich vor, daß er eine helle Leuchte für die Menschen sei — und je deutlicher er sich das

vorstellte, desto lebhafter empfand er das zunehmende Schwinden und Erlöschen des göttlichen Lichtes der Wahrheit, das in ihm brannte. „Wie weit gehört das, was ich tue, Gott, und wie weit den Menschen?“ Das war die Frage, die ihn beständig quälte, und auf die zu antworten er nicht den Mut besaß. Er fühlte im Grunde seiner Seele, daß der Teufel an Stelle seiner Tätigkeit für Gott die Tätigkeit für die Menschen gesetzt hatte. Er fühlte das sehr wohl, denn wie es ihm früher lästig gewesen war, wenn man ihn in seiner Einsamkeit störte, so war ihm jetzt eben diese Einsamkeit lästig, und wenn der Zudrang der Menschen ihn auch bedrückte und ermüdete, so freute er sich doch im Grunde seiner Seele über ihr Kommen und über die Lobpreisungen, die sie ihm zollten.

Eine Zeitlang trug er sich sogar mit dem Plane, fortzugehen und sich irgendwo verborgen zu halten. Er hatte schon alles überlegt und sich ein Bauernhemd, einen Raftan, eine Bauernhose und eine Mütze besorgt. Er sagte, er brauche diese Kleidungsstücke für die Notleidenden, die bei ihm vorsprachen. Und er verwahrte die Sachen und überlegte, wie er sie anziehen, wie er sein Haar kürzen und fortgehen würde. Anfangs würde er mit der Eisenbahn fahren, vielleicht dreihundert Werst weit — dann würde er aussteigen und durch die Dörfer wandern. Er fragte einen bettelnden alten Soldaten aus, wie er wandere, wie man ihm Almosen reiche und ihn beherberge. Der Soldat erzählte, wo die meisten Almosen gegeben würden, wie man es mit dem Nächigen halten müsse, und so wollte auch Vater Sergius es machen. Einstmals in der Nacht hatte er sich sogar schon ange-

zogen und wollte sich auf den Weg machen, doch da überlegte er noch einmal, was besser sei: zu bleiben oder zu fliehen. Anfangs war er unschlüssig, dann aber verging seine Unschlüssigkeit, er gab nach und fügte sich dem Teufel, und nur die Bauernkleidung erinnerte ihn noch an die Gedanken und Gefühle, die er gehabt hatte.

Mit jedem Tage nahm die Zahl der Besucher zu, und immer weniger Zeit fand er für das Gebet und die seelische Stärkung. In den Augenblicken der Erleuchtung verglich er sich mit einem Orte, an dem früher eine Quelle dem Erdboden entströmt war. Es war eine schwache Quelle lebendigen Wassers, die leise in ihm sprudelte und aus ihm hervorquoll. Das war wirkliches Leben gewesen, als sie — die jetzt Schwester Agnia hieß und noch immer, wie jene ganze Nacht, lebendig vor seiner Seele stand — ihn zu verführen suchte. Sie hatte von jenem reinen Quell getrunken, seither jedoch vermag sich nicht mehr Wasser genug anzusammeln, wenn die Dürstenden kommen und sich drängen und einander zur Seite stoßen. Und sie haben alles zerstampft, daß nur ein trüber Schlamm zurückgeblieben ist. So dachte er in den seltenen Augenblicken der Erleuchtung, zumeist jedoch befand er sich in einem Zustande der Ermattung und der Nüchternheit über diese seine Ermattung.

Es war im Frühling, am Vorabend des Kirchenfestes, das am Mittwoch der vierten Woche nach Ostern begangen wird. Vater Sergius las in seiner kleinen Kapelle die Abendmesse. Es waren so viel Menschen da, als der Raum nur fassen konnte, an die zwanzig Personen. Es waren lauter vornehme Herren und reiche Kaufleute. Vater Sergius ge-

währte allen den Zutritt, aber der Mönch, der ihm beigegeben war, und der Bruder vom Dienst, der täglich aus dem Kloster nach der Einsiedelei geschickt wurde, trafen stets eine Auswahl. Eine Menge Volkes, gegen achtzig Pilger, darunter viele Weiber, drängten sich vor dem Eingange und warteten auf Vater Sergius und seinen Segen. Die Messe war zu Ende, und als Vater Sergius nun singend hinaustrat, um an das Grab seines Vorgängers zu gehen, wankte er und wäre hingefallen, wenn nicht ein hinter ihm stehender Kaufmann und der Mönch, der den Rüsterdienst verrichtet hatte, ihn gestützt hätten.

„Was ist Ihnen? Väterchen, Vater Sergius!? Sie Teuerster! O Gott!“ klagte eine weibliche Stimme. „So weiß wie ein Tuch ist er geworden!“

Aber Vater Sergius raffte sich sogleich auf, schob, obschon ganz bleich, den Kaufmann und den Rüster zur Seite und fuhr fort zu singen. Vater Serapion, der Rüster, wie auch die Kirchendiener und Sofia Iwanowna — eine vornehme Dame, die ständig in der Nähe der Einsiedelei lebte und stets hinter Vater Sergius her war — baten ihn, er möchte den Gottesdienst einstellen.

„Laßt nur, es ist nichts,“ sagte er mit einem Lächeln, das kaum merklich um seine Lippen zuckte, und setzte den Gottesdienst fort. „Ja, so machen es die Heiligen,“ dachte er. „Ein Heiliger, ein Engel Gottes!“ vernahm er in demselben Augenblick die Stimmen Sofia Iwanownas und jenes Kaufmanns, der ihn gestützt hatte. Ohne auf das Zureden, er solle sich doch schonen, zu achten, setzte er den Gottesdienst fort. Wieder kehrten alle, sich drängend und stoßend, durch den engen Gang zu der Kapelle zurück,

wo Vater Sergius, wenn auch in abgekürzter Form, die Messe zu Ende las. Gleich nach dem Gottesdienst segnete er die Anwesenden und trat aus der Grotte hinaus. Er wollte auf der Bank unter der Ulme, die am Eingang stand, ausruhen und frische Luft schöpfen, denn er fühlte, daß er dessen bedurfte. Raum aber war er ins Freie getreten, als das Volk sich auf ihn stürzte und ihn um seinen Segen, seinen Rat und Beistand bat. Da gab es Pilgerinnen, die von einem Wallfahrtsort zum andern, von einem Einsiedler zum andern wanderten und vor jedem Heiligtum und jedem Einsiedler in Rührung zerflossen. Vater Sergius kannte diesen viel verbreiteten, höchst unreligiösen, kalten, konventionellen Typus. Da gab es ferner Pilger, zumeist verabschiedete, dem Trunke ergebene alte Soldaten, die, an ein geordnetes Leben nicht gewöhnt, von einem Kloster ins andere zogen, um so ihr Leben zu fristen. Da gab es auch schlichte Bauern und Bäuerinnen, die allerhand egoistische Anliegen vorzubringen und in höchst alltäglichen Angelegenheiten den Rat des frommen Einsiedlers einzuholen hatten: ob sie ihre Tochter an den und den verheiraten, ob sie einen Laden mieten, ein Stück Land kaufen sollten, oder ob sie nicht für ein im Schlaf totgedrücktes oder ein unehelich geborenes Kind Absolution erlangen könnten. All dies war dem Vater Sergius längst bekannt und nicht interessant. Er wußte, daß er von diesen Leuten nichts Neues erfahren, daß sie kein religiöses Gefühl in ihm wachrufen würden, aber er sah sie gern als den großen Haufen, dem seine Person, sein Segensspruch, seine Worte notwendig und teuer waren, und den er daher zu gleicher Zeit lästig fand und willkommen

hieß. Vater Serapion trieb die Leute auseinander und sagte, daß Vater Sergius müde sei, aber dieser selbst gedachte der Worte des Evangeliums: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ und voll Rührung über sich selbst sagte er, daß man die Leute vorlassen solle. Er erhob sich, trat an das Geländer heran, vor dem die Leute sich drängten, segnete sie und begann mit einer Stimme, deren Schwäche ihn selbst in Rührung versetzte, ihre Fragen zu beantworten. Beim besten Willen jedoch vermochte er nicht alle Anwesenden zu empfangen. Es wurde ihm wieder dunkel vor den Augen und er wankte und mußte sich am Geländer festhalten. Wieder fühlte er einen heftigen Blutandrang zum Kopfe, erblaßte zuerst und wurde dann feuerrot.

„Ja, ihr müßt schon bis morgen warten, ich kann heute nicht,“ sagte er, segnete nochmals alle miteinander und wollte zu der Bank zurückkehren. Der Kaufmann faßte ihn wieder unter die Arme, führte ihn nach der Bank hin und half ihm beim Niedersitzen. „Vater!“ ertönte es aus der Menge, „Vater! Väterchen! Verlaß uns nicht! Wir sind ohne dich verloren!“

Nachdem der Kaufmann Vater Sergius nach der Bank unter der Ulme gebracht hatte, übernahm er das Amt eines Polizisten und begann die Menge höchst energisch auseinander zu treiben. Er sprach allerdings ganz leise, damit Vater Sergius ihn nicht hörte, aber dafür um so entschiedener und drohender: „Macht, daß ihr fortkommt! Marsch! Den Segen habt ihr bekommen, was wollt ihr noch mehr? Marsch! Sonst gibt es etwas heraus! Heda, du, Tante — mach, daß du fortkommst! Wohin drngst

du dich denn? Ihr hört doch, für heute ist's aus. Vielleicht kommt ihr morgen dran, so Gott will, aber heute kann er nicht mehr.“

„Väterchen, nur mit einem Auglein möcht' ich auf sein Gesichtchen blicken!“ bat ein altes Mütterchen.

„Ich werde dir gleich das Gesichtchen zeigen! Was drängelst du denn?“

Vater Sergius sah, daß der Kaufmann allzu streng mit den Leuten verfuhr, und meinte mit schwacher Stimme zu dem Zellendiener, jener solle doch das Volk nicht forttreiben. Vater Sergius wußte, daß er sie trotzdem forttreiben würde, und er wünschte auch selbst, allein zu bleiben und auszuruhen, aber er schickte den Zellendiener doch hin, um einen Effekt hervorzubringen.

„Schön, schön,“ entgegnete der Kaufmann. „Ich treibe sie ja nicht fort, ich halte sie nur im Zügel. Sie sind ja imstande, einen Menschen zu Tode zu quälen. Sie kennen kein Erbarmen, sie denken nur an sich selbst. . . . Es geht nicht! Fort, sage ich euch! Kommt morgen wieder!“ Und er ruhte nicht, bis er sie alle fortgetrieben hatte.

Der Kaufmann legte darum einen solchen Eifer an den Tag, weil er einerseits die Ordnung liebte, andererseits das Volk gern ein bißchen hin und her jagte, vor allem aber, weil er selbst Vater Sergius dringend nötig hatte. Er war Witwer und hatte eine einzige kranke Tochter, die er nicht verheiraten konnte. Er war mit ihr vierzehnhundert Werst weit hergekommen, damit Vater Sergius sie heile. Während der zweijährigen Dauer ihrer Krankheit hatte er schon an verschiedenen Orten Heilung für die Tochter gesucht. Zuerst war er mit ihr in einer Universitäts-

klinik in der Provinz gewesen — ohne jeden Erfolg. Dann brachte er sie zu einem Bauern im Gouvernement Samara, worauf das Leiden ein wenig nachließ. Endlich fuhr er mit ihr zu einem Arzte nach Moskau, bezahlte eine Menge Geld, und es blieb alles beim alten. Nun hatte man ihm von den Wunderkuren des Vaters Sergius erzählt, worauf er die Tochter hierher brachte. Als er nun alles Volk fortgetrieben hatte, trat er selbst zu Vater Sergius hin, warf sich ohne weiteres vor ihm auf die Knie und begann mit lauter Stimme: „Heiliger Vater, segne meine mit Krankheit behaftete Tochter, damit sie Genesung finde von ihrem Leiden. Ich wage es, mich niederzuwerfen zu deinen heiligen Füßen,“ sprach er und legte seine Hände wie zwei Tassen ineinander. Das alles tat und sagte er mit einer solchen Selbstverständlichkeit, als sei es von Gesetz und Brauch so vorgeschrieben und dürfe gar nicht anders sein, wenn seine Tochter wirklich gesund werden solle. Er tat es mit einer solchen Sicherheit, daß selbst Vater Sergius meinte, es müsse sich alles so und nicht anders vollziehen. Er befahl ihm aber doch, aufzustehen und ihm den Sachverhalt zu erzählen. Der Kaufmann erzählte nun, daß seine Tochter, eine zweiundzwanzigjährige Jungfrau, vor zwei Jahren, nach dem plötzlichen Tode der Mutter, erkrankt sei; sie habe plötzlich aufgeschrien und sei seither nicht mehr gesund gewesen. Nun habe er sie vierzehnhundert Werst weit hergebracht und vorläufig in der Herberge gelassen, bis Vater Sergius Befehl gäbe, sie vor ihn zu bringen. Tagsüber könne sie nicht ausgehen, da sie sich vor dem Licht fürchte; nur nach Sonnenuntergang verlasse sie das Zimmer.

„Ist sie sehr schwach?“ fragte Vater Sergius.

„Nein, besonders schwach ist sie nicht, sie hat im Gegenteil eine recht volle Figur — aber neurasthenisch ist sie, wie der Doktor meinte. Wenn Vater Sergius es gestattet, bringe ich sie sofort her. Der teure Heilige würde damit das Herz eines Vaters neu beleben, würde sein Geschlecht erneuern und durch Gebet und Handauflegung seine leidende Tochter erretten.“ Und wiederum stürzte der Kaufmann vor dem Einsiedler auf die Knie, neigte den Kopf über die tassenförmig gefalteten Hände und blieb so regungslos liegen. Vater Sergius hieß ihn wieder sich vom Boden erheben, dachte daran, wie schwer doch seine Wirksamkeit sei, und wie er trotzdem sich ihr geduldig unterziehe, seufzte tief auf und sprach, nachdem er eine Weile geschwiegen:

„Gut, bring sie am Abend her. Ich werde für sie beten. Jetzt aber bin ich müde“ — er schloß vor Erschöpfung die Augen. „Ich lasse dich dann rufen.“

Der Kaufmann entfernte sich auf den Fußspitzen, wobei die Stiefel nur noch lauter knarrten, und Vater Sergius blieb allein.

Den ganzen Tag kannte Vater Sergius nichts als Gebet und Besuche, heute aber war ein besonders schwerer Tag gewesen. Am Morgen war ein hochgestellter Würdenträger bei ihm gewesen, der sich lange mit ihm unterhalten hatte; nach ihm kam eine Dame mit ihrem Sohne, einem ungläubigen jungen Professor, den die Mutter, eine tief religiöse und dem Vater Sergius sehr ergebene Frau, hergebracht hatte, damit Vater Sergius ihn womöglich bekehre. Die Unterredung war sehr anstrengend gewesen. Der junge Mann wollte offenbar nicht mit dem Mönche

diskutieren und gab ihm, da er ihn für etwas schwach-sinnig hielt, in allem Recht; aber Vater Sergius sah, daß der junge Mann trotz seines Unglaubens sich doch ganz wohl und ruhig fühlte. Vater Sergius dachte jetzt, wenn auch ungern, an dieses Gespräch zurück.

„Wollen Sie etwas essen, ehrwürdiger Vater?“ fragte der dienende Bruder.

„Ja, bringen Sie mir etwas.“

Der dienende Bruder ging nach der Zelle, die sich etwa zehn Schritte weit vom Eingang in die Kapellengrotte befand.

Die Zeit war längst dahin, da Vater Sergius für sich allein gelebt, selbst für alles gesorgt und sich nur von Brot und Hostien genährt hatte. Man hatte ihm erklärt, daß er kein Recht habe, seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen, und man verabreichte ihm nun einfache, aber nahrhafte Fastenspeisen. Er aß nur wenig davon, aber doch weit mehr als früher, und oft sogar mit besonderem Appetit, während er früher nur mit Widerwillen, in dem Bewußtsein, eine Sünde zu begehen, Speise zu sich genommen hatte. Auch diesmal aß er mit Behagen etwas Brei, trank eine Tasse Tee und verzehrte ein halbes Weißbrot dazu. Der dienende Bruder entfernte sich, und er blieb allein auf der Bank unter der Ulme sitzen.

Es war ein wunderbarer Abend im Monat Mai, das Laub war eben erst an den Birken, Pappeln und Ulmen, den Weißdornsträuchern und Eichen hervorgebrochen. Die Faulbaumbüsche hinter der Ulme standen in voller Blüte. Eine Nachtigall schlug ganz in der Nähe, zwei oder drei andere ließen sich unten in den Sträuchern am Flusse süß lockend und flötend

vernehmen. Weither vom Ufer tönte der Gesang heimkehrender Arbeiter, und die Sonne war hinter den Wald gesunken und sandte ihre zerstreuten Strahlen durch das Grün. Diese ganze Seite war hellgrün, während die andere, um die Rüste herum, im Dunkel lag. Die Käfer schwirrten umher, flogen gegen die Bäume und fielen zu Boden. Nach dem Abendessen verrichtete Vater Sergius ein stilles Gebet.

„Herr Jesu Christ, Sohn Gottes, sei uns gnädig!“ betete er, und dann begann er einen Psalm herzusagen, als plötzlich, mitten in dem Psalm, von irgendwoher ein Sperling zur Erde niederflog, zwitschernd auf ihn zuhüpfte, vor irgendetwas erschrak und wieder aufflog. Vater Sergius sprach nun ein Gebet, in dem er sich von allem Irdischen los sagte, und er beeilte sich damit, um nach dem Kaufmann mit der kranken Tochter zu schicken, die ihn interessierte. Sie interessierte ihn darum, weil es doch immer ein neues Gesicht war, das er sah, und eine Abwechslung, und weil ihr Vater wie sie selbst ihn für einen Heiligen hielten, dessen Gebet Erhörung finde. Er sträubte sich zwar gegen diese Rolle eines Heiligen, im Grunde seiner Seele jedoch hielt er sich selbst dafür.

Er staunte oft darüber, wie es geschehen konnte, daß er, Sergius Kassatskij, ein solcher Heiliger, ja beinahe Wundertäter wurde — daß er aber ein solcher war, unterlag für ihn keinem Zweifel: er konnte nicht umhin, an die Wunder zu glauben, die er mit eigenen Augen gesehen, von dem vierzehnjährigen Knaben bis zu dem Mütterchen, das jüngst infolge seines Gebetes das Augenlicht wiedererlangt hatte. Wie seltsam das auch war — es war jedenfalls so.

Die Tochter des Kaufmanns interessierte ihn auch

darum, weil sie ihm Gelegenheit bot, seine wundertätige Kraft und seinen Ruhm von neuem zu bestätigen. „Tausend Werst weit kommen die Menschen zu mir, die Zeitungen schreiben über mich, der Kaiser kennt mich, und in Europa, dem ungläubigen Europa, spricht man von mir,“ dachte er. Doch plötzlich überkam ihn die Scham ob seiner Eitelkeit, und er begann wieder zu beten: „O Herr, himmlischer Vater, Du Tröster, heiliger Geist, lehre in unseren Herzen ein, heile uns von allen Gebrechen und rette, o Gott, unsere Seele. Befreie mich von der Begierde nach eitlem Welt-ruhm, die mich erfüllt,“ wiederholte er und dachte daran, wie oft er schon darum gebetet, und wie vergeblich bisher in dieser Hinsicht sein Gebet gewesen: dieses Gebet wirkte Wunder für andere, für sich selbst aber konnte er bei Gott nicht einmal die Befreiung von dieser kleinlichen Leidenschaft erleben. Er gedachte seiner Gebete aus der ersten Zeit seines Einsiedlerlebens, als er Gott angefleht hatte, ihm Reinheit, Demut und Liebe zu verleihen, und jener Nacht, da er sich den Finger abgehakt — da er, wie er meinte, noch rein gewesen und Gott ihn darum erhört hatte. Er hob den runzeligen Fingerstumpf empor und küßte ihn, und es schien ihm, daß er zu jener Zeit, da er sich selbst wegen seiner Sündhaftigkeit verabscheute, die wahre Demut besessen, und auch die wahre Liebe zu den Menschen, wie er denn damals jenen betrunkenen alten Soldaten, der ihn um Geld anbettelte, voll Rührung und Milde empfing, und auch sie nicht minder. Und jetzt? Er fragte sich, ob er jetzt wohl jemand liebe, etwa Sofia Iwanowna, oder den alten Serapion, ob er für all die Leute, die heute bei ihm gewesen, irgendwelche Liebe

empfinde, für jenen gelehrten Jüngling zum Beispiel, mit dem er in so belehrendem Tone gesprochen, immer nur darauf bedacht, ihm zu zeigen, wie klug und fortgeschritten er doch selbst sei. Er bedurfte wohl jetzt ihrer Liebe und genoß sie gern, empfand aber selbst für sie kein Fünkchen davon. Ja, sie fehlte ihm jetzt, diese Liebe, wie auch die Demut und die Keuschheit. Es war ihm angenehm gewesen, zu hören, daß die Tochter des Kaufmanns zweiundzwanzig Jahr alt war, und er hatte auch wissen wollen, ob sie hübsch sei. Und als er nach ihrem Leiden fragte, hatte er eigentlich nur erfahren wollen, ob sie weibliche Reize besitze oder nicht. „Bin ich wirklich so tief gesunken?“ dachte er. „O himmlischer Vater, steh mir bei, führe mich zurück auf die rechte Bahn, mein Gott und Herr!“ Und er faltete die Hände und begann zu beten. Die Nachtigallen schmetterten ihr Lied in den Wald hinaus. Ein Käfer flog gegen seinen Kopf und kroch ihm über den Nacken. Er fing ihn auf und warf ihn auf die Erde. „Ja, gibt es denn einen Gott? Wie, wenn ich anklopfe, und das Haus ist von außen verschlossen. Ein Schloß hängt an der Thür — ich könnte Ihn vielleicht sehen! Dieses Schloß — das sind die Nachtigallen, die Käfer, die Natur: vielleicht hat jener Jüngling recht?“ Er begann laut zu beten und betete so lange, bis diese Gedanken verschwanden und er sich wieder ruhig und sicher fühlte. Er klingelte und sagte dem eintretenden Mönche, daß der Kaufmann mit seiner Tochter nun kommen möge.

Der Kaufmann kam, mit seiner Tochter am Arm, führte sie in die Zelle und entfernte sich sogleich.

Die Tochter war ein blondes, ungewöhnlich bleiches, volles Mädchen, klein und unterseht, mit

einem erschrockenem Kindergesicht und sehr entwickelten weiblichen Formen. Vater Sergius saß auf der Bank vor der Thür; das Mädchen ging an ihm vorüber und blieb neben ihm stehen, und er segnete sie. Er erschrak über sich selbst — mit welchem Blicke sah er sie, ihren Körper, denn an? Sie ging in die Zelle hinein, und es war ihm, als hätte eine Natter ihn gestochen. An ihrem Gesicht hatte er gesehen, daß sie sinnlich veranlagt und dabei schwachsinzig war. Er stand auf und trat in die Zelle. Sie saß auf einem Taburett und erwartete ihn. Als er eintrat, erhob sie sich.

„Ich will zu Papa,“ rief sie.

„Fürchte dich nicht,“ sagte er. „Was tut dir weh?“

„Alles tut mir weh,“ sagte sie, und ihr Gesicht ward plötzlich von einem Lächeln verklärt.

„Du wirst gesund werden,“ sagte er. „Bete!“

„Was soll ich beten...? Ich habe gebetet, aber mir hilft nichts mehr.“ Und sie lächelte noch immer. „Beten Sie für mich, und legen Sie Ihre Hände auf mich. Ich habe Sie im Traume gesehen.“

„Wieso denn?“

„Ich sah, wie Sie mir Ihr Händchen auf die Brust legten — so!“ Sie nahm seine Hand und drückte sie an ihre Brust. „Hierher!“

Er überließ ihr seine rechte Hand.

„Wie heißt du?“ fragte er, am ganzen Körper zitternd. Er fühlte, daß er besiegt war, daß er bereits die Herrschaft über seine Sinnenlust verloren hatte.

„Marja. Warum?“ Sie nahm seine Hand und küßte sie. Und dann legte sie ihren Arm um seinen Körper und preßte ihn an sich.

„Marja — was tust du?“ sagte er. „Marja, du bist der Teufel!“

„Ach was — das macht nichts!“ Sie umschlang ihn noch fester und setzte sich mit ihm auf das Bett.

Bei Tagesanbruch trat er ins Freie hinaus. „Ist das alles wirklich gewesen? Der Vater wird kommen. Sie wird es ihm erzählen. Sie ist der Teufel. Was habe ich nur getan? Dort ist das Beil, mit dem ich mir damals den Finger abgehakt habe.“ Er ergriff das Beil und ging in die Zelle zurück.

Der dienende Bruder trat ihm entgegen: „Soll ich Holz zerkleinern? Dann bitte ich um das Beil.“ Er trat in die Zelle ein — sie lag da und schlief. Er blickte auf sie voll Entsetzen. Er suchte seine Bauerntracht hervor und legte sie an, nahm dann die Schere, schnitt sich das Haar kurz und ging auf dem Waldpfade bergab zum Flusse, an dem er schon vier Jahre lang nicht gewesen war.

Längs des Flusses zog sich die Landstraße hin; er wanderte auf ihr daher, bis die Sonne im Mittag stand. Dann trat er in ein Roggenfeld und legte sich darin nieder. Gegen Abend kam er in die Nähe eines Dorfes. Er ging aber nicht ins Dorf, sondern nach dem Flusse, wo er am Fuße des steilen Uferhanges nächtigte. Es war früh am Morgen, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang. Alles war grau und düster, von Westen her wehte ein kühler Morgenwind. — „Ja, ich muß ein Ende machen. Es gibt keinen Gott. Wie aber soll das Ende sein? Soll ich mich in den Fluß stürzen? Ich kann schwimmen und werde nicht ertrinken. Soll ich mich aufhängen? Ja, hier an dem Riemen... dort jener Ast...“ Diese Möglichkeit erschien ihm so leicht ausführbar,

so greifbar nahe, daß er entsetzt zurückwich und, wie stets in den Augenblicken der Verzweiflung, beten wollte. Aber zu wem sollte er beten? Es gab keinen Gott. Den Kopf auf den Arm gestützt, lag er da, und plötzlich verspürte er ein solches Bedürfnis nach Schlaf, daß er den Kopf nicht mehr gerade halten konnte. Er streckte den Arm aus, legte den Kopf darauf und schlief sofort ein. Aber dieser Schlaf währte nur einen Augenblick. Er wurde sogleich wieder wach und sah, halb im Traume, Erinnerungen vor sich aufsteigen.

Er sah sich, fast noch ein Kind, im Hause der Mutter, auf dem Lande. Eine halbverdeckte Kalesche fuhr vor dem Hause vor, und ihr entstieg Onkel Nikolaj Sergjewitsch mit seinem ungeheuren, schaufelförmigen, schwarzen Vollbart, und mit ihm ein mageres, kleines Mädchen namens Paschenka, mit großen, sanften Augen und einem verschüchterten Gesicht. Diese Paschenka brachte man zu ihnen, in ihre Knabengesellschaft. Sie sollten mit ihr spielen, und das war so langweilig. Sie war sehr dumm, und das Ende vom Liede war, daß sie, die Jungen, sich über sie lustig machten und sie veranlaßten, ihnen zu zeigen, wie sie schwimmen könne. Sie legte sich auf den Fußboden und zeigte, wie sie schwimme. Und alle lachten und hatten sie zum Narren. Und sie merkte das, und große rote Flecke traten auf ihre Wangen, und so kläglich, so unendlich kläglich sah sie aus, daß die andern sich schämten, und daß ihr verzerrtes, gutmütiges, demutvolles Lächeln sich für immer der Erinnerung einprägte. Und Sergius erinnerte sich, wie er sie dann später sah: es war kurz vor seinem Eintritt ins Kloster. Sie war an einen Gutsbesitzer

verheiratet, der ihr Vermögen verschwendete und sie schlug. Sie hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn starb noch als Kind. Sergius erinnerte sich, wie unglücklich sie damals gewesen war. Dann sah er sie im Kloster als Witwe. Sie sah ganz so wie früher aus, nicht gerade dumm, aber geschmacklos, unbedeutend, erbärmlich. Sie war mit der Tochter und deren Bräutigam hingekommen. Sie waren damals schon ganz verarmt. Später hörte er, daß sie irgendwo in einer Kreisstadt in großem Elend lebe. „Wie kommt es nur, daß ich jetzt gerade an sie denke?“ fragte er sich. Und er konnte seine Gedanken nicht von ihr losreißen. „Wo war sie jetzt? Wie ging es ihr? War sie noch immer so kläglich wie damals, als sie uns zeigte, wie man auf dem Fußboden schwimmt? Ja, warum denke ich denn an sie? Was will ich denn noch? Ich muß doch ein Ende machen.“ Und wieder packte ihn das Grauen, und um sich von diesem Gedanken zu befreien, begann er an Paschenka zu denken.

So lag er lange da, bald über sein ungewöhnliches Ende, bald über Paschenka nachdenkend. Paschenka erschien ihm als seine Rettung. Endlich schlief er ein, und im Traume sah er einen Engel, der zu ihm sagte: „Geh zu Paschenka und frage sie, was du tun sollst, worin deine Sünde, und worin deine Rettung besteht.“

Er erwachte und glaubte, daß das, was er im Traume vernommen, ein Fingerzeig Gottes gewesen. Und er ward froh und beschloß zu tun, was ihm im Traum befohlen ward. Er kannte die Stadt, in der sie lebte — sie lag dreihundert Werst weit entfernt. Und er begab sich dahin.

Paschenka war schon lange nicht mehr das kleine Mädchen von einst: sie hieß jetzt Praskowia Michajlowna und war ein altes, ausgetrocknetes, runzeliges Mütterchen, die Schwiegermutter eines verlotterten Trunkenboldes, des Beamten Mawrikijew. Sie lebte in der Kreisstadt, in der der Schwiegersohn seinen letzten Posten innegehabt hatte, und ernährte dort die ganze Familie: die Tochter, den neurasthenischen, kranken Schwiegersohn und fünf Enkel. Sie ernährte sie damit, daß sie den Kaufmannstöchtern für fünfzig Kopeten die Stunde Musikunterricht erteilte. Sie gab vier, ja selbst fünf Stunden täglich, so daß sie im Monat gegen sechzig Rubel verdiente. Davon lebten sie vor der Hand und hofften, der Schwiegersohn würde bald wieder einen neuen Posten erhalten. Praskowia Michajlowna hatte sich mit Gesuchen um einen Posten an alle Verwandten und Bekannten, darunter auch an Sergius gewandt. Aber dieser Brief hatte ihn nicht mehr erreicht.

Es war an einem Sonnabend, und Praskowia Michajlowna rührte selbst den Buttermilch mit Rosinen zurecht, den seinerzeit der leibeigene Koch ihres Vaters so gut zu bereiten verstand. Praskowia Michajlowna wollte am folgenden Sonntag die Enkelchen mit Kuchen bewirten. Ihre Tochter Mascha wartete das Jüngste, während die ältesten Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, in der Schule waren. Der Schwiegersohn hatte in der Nacht nicht geschlafen und war jetzt eingeschlummert. Praskowia Michajlowna war am Tage vorher erst spät ins Bett gekommen, weil sie erst noch den Ärger ihrer Tochter über ihren Gatten hatte besänftigen müssen.

Sie sah, daß der Schwiegersohn, dieser schwache, hinfällige Mensch, sich an eine andere Lebensweise nicht mehr gewöhnen konnte, und daß die Vorwürfe seiner Frau nichts daran ändern würden. Sie setzte daher alle ihre Kräfte daran, um diese Vorwürfe zu mildern und Ruhe und Frieden zwischen den Eheleuten zu stiften. Es war ihr einfach physisch unmöglich, unfreundliche Beziehungen zwischen Menschen mit anzusehen. Es war ihr vollkommen klar, daß dadurch nichts besser, sondern alles nur schlimmer werden kann. Sie dachte darüber jedoch nicht nach: sie litt einfach unwillkürlich beim Anblick der Bosheit, wie von einem üblen Geruch, einem heftigen Geräusch, einem Schlage, der ihren Körper traf. Sie hatte soeben die Köchin Luteria selbstzufrieden belehrt, wie man den Teig mit Hefen einrühre, als Kolja, der sechsjährige Enkel, in seiner Schürze auf den krummen, in gestopften Strümpfen steckenden Beinchen ganz erschrocken in die Küche gestürzt kam.

„Großmutter, ein schrecklicher alter Mann fragt nach dir!“

Luteria blickte hinaus.

„Ja, wirklich — ein Pilger ist da, gnädige Frau.“

Praskowia Michajlowna wischte ihre mageren Arme ab, säuberte die Hände an der Schürze und wollte ins Zimmer gehen, um ein Fünfkopekenstück zu holen. Da entsann sie sich, daß sie im Geldbeutel kein kleineres Geld hatte als zehn Kopeken, beschloß, dem Pilger lieber ein Stück Brot zu geben und wandte sich zum Rükenspind. Doch plötzlich errötete sie bei dem Gedanken, daß es ihr um das Geld leid gewesen, und sie befahl der Köchin, ein Stück Brot abzuschneiden, während sie selbst ging, um auch noch das

Behtkopetenstück zu holen. „Das ist deine Strafe,“ sprach sie zu sich selbst, „jetzt mußt du das doppelte Almosen geben!“

Sie reichte dem Pilger mit entschuldigenden Worten das Geld und das Brot und war nicht nur stolz auf ihre Freigebigkeit, sondern schämte sich obendrein, daß sie ein so kleines Almosen gab — so voll Hoheit und Würde war die Erscheinung des Pilgers.

Obgleich Sergius dreihundert Werst weit als Bettler gewandert war, obgleich er zerlumpt und abgemagert und mit Staub bedeckt war, obgleich sein Haar kurz geschoren war und er eine Bauernmütze und Bauernstiefel trug und sich demütig verneigte, hatte er doch noch immer daselbe hoheitsvolle Aussehen, das ihm die Herzen der Menschen stets unterwarf. Praskowia Michajlowna erkannte ihn jedoch nicht — wie hätte das auch geschehen sollen, nachdem sie ihn seit so vielen Jahren nicht gesehen?

„Nichts für ungut, ehrwürdiger Vater — vielleicht wollen Sie ein wenig essen?“

Er nahm das Brot und das Geld, und Praskowia Michajlowna wunderte sich, daß er noch immer nicht fortging, sondern sie unverwandt ansah.

„Paschenka, ich bin zu dir gekommen, nimm mich auf!“ sagte er.

Und seine schönen schwarzen Augen blickten sie unverwandt bittend an, und füllten sich dann plötzlich mit Tränen, während unter dem grauen Schnurrbart die Lippen schmerzlich zuckten.

Praskowia Michajlowna griff sich an die abgemagerte Brust, öffnete den Mund und starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Gesicht des Bettlers.

„Aber das kann ja nicht sein! Stepa . . . Sergius, Vater Sergius . . .“

„Ja, ich bin es,“ sprach Sergius leise. „Aber nicht Sergius bin ich, nicht Vater Sergius, sondern der große Sünder Stepan Raffatskij, der große, verlorene Sünder. Nimm mich auf! Hilf mir!“

„Das kann ja nicht sein! Warum demütigen Sie sich so? Aber kommen Sie doch . . .“ — Sie streckte ihm die Hand entgegen, doch er nahm sie nicht und folgte ihr.

Aber wohin sollte sie ihn führen? Die Wohnung war klein. Anfangs hatte sie das Eckzimmer, das nicht viel mehr als ein Verschlag war, für sich gehabt, doch auch dieses hatte sie später der Tochter abgetreten. Und jetzt saß dort Mascha und wiegte den Säugling in den Schlaf.

„Setzen Sie sich vorläufig hierher,“ sagte sie zu Sergius und wies auf eine Bank in der Küche. Sergius setzte sich und nahm mit einer offenbar ihm schon gewohnten Bewegung seinen Quersack zuerst von der einen und dann von der anderen Schulter.

„Mein Gott, mein Gott! Wie der ehrwürdige Vater sich demütigt! So berühmt zu sein, und nun plötzlich . . .“

Sergius entgegnete kein Wort, sondern lächelte nur sanft, während er den Quersack neben sich hinlegte.

„Weißt du auch, Mascha, wer das ist?“

Und Praskowia Michajlowna erzählte flüsternd der Tochter, wer Sergius sei, und sie trugen dann beide das Bett und die Wiege aus dem Eckzimmer und richteten es für Sergius ein. Dann führte Praskowia Michajlowna ihren Gast in das Kämmerchen.

„Ruhen Sie sich hier aus. Nichts für ungut. Ich muß nun gehen.“

„Wohin?“

„Ich erteile hier Stunden — ich schäme mich, es zu sagen. Musikunterricht gebe ich.“

„Musikunterricht? Das' ist schön. Nur eins, Praskowia Michajlowna: ich habe ein Anliegen an Sie. Wann kann ich Sie sprechen?“

„Am Abend vielleicht? Ich werde mich glücklich schätzen.“

„Gut. Und nun noch eine Bitte: sagen Sie niemandem, wer ich bin. Ich habe mich nur Ihnen offenbart. Niemand weiß, wohin ich gegangen bin. Es mußte so sein.“

„Ach — und ich habe es schon meiner Tochter gesagt!“

„Nun, das tut nichts. Bitten Sie sie, es niemandem zu sagen.“

Sergius zog die Stiefel aus, legte sich nieder und schlief nach einer schlaflosen Nacht und einer vierzig Werst weiten Wanderung sofort ein.

Als Praskowia Michajlowna zurückkehrte, saß Sergius bereits wieder wach in seiner Kammer und wartete auf sie. Er war zu Mittag nicht hinausgegangen, sondern hatte nur die Suppe und den Brei gegessen, den Luteria ihm gebracht hatte.

„Du bist ja früher gekommen, als du versprachst,“ sagte Vater Sergius. „Können wir jetzt sprechen?“

„Wie komme ich nur zu solch einem Glück, solch einem Gast? Ich habe eine Stunde abgesagt... Ich gebe sie nach... Immer habe ich davon geträumt, zu Ihnen zu fahren, ich schrieb Ihnen auch, und nun begegnet mir ein so unerwartetes Glück!“

„Ich bitte dich, Paschenka: sieh das, was ich dir jetzt gleich sagen werde, als eine Beichte an, wie ich sie etwa in meiner Sterbestunde vor Gott ablegen würde. Höre, Paschenka: ich bin kein heiliger Mann, sondern ein Sünder, ein schmutziger, widerwärtiger, verirrter, hochmütiger Sünder, ärger als die ärgsten unter den Menschen.“

Paschenka sah ihn zuerst mit weit geöffneten Augen an: sie glaubte, was er sagte. Dann berührte sie seine Hand mit der ihrigen und sprach mit teilnahmsvollem Lächeln:

„Vielleicht übertreibst du, Stiwa?“

„Nein Paschenka. Ich bin ein Wüstling, ein Mörder, ein Gotteslästerer und Betrüger.“

„Mein Gott! Wie ist denn das möglich?“ sagte Praskowia Michajlowna.

„Und doch muß ich leben — und ich, der ich alles zu wissen meinte, der ich andere lehrte, wie man leben solle — ich weiß gar nichts und bitte dich, mich es zu lehren.“

„Was sprichst du da, Stiwa? Du machst dich wohl über mich lustig! Warum macht ihr euch nur immer über mich lustig?“

„Ich soll mich über dich lustig machen? Niemals! Sag' mir nur, wie du lebst, und was für ein Leben du geführt hast.“

„Ich? Das erbärmlichste, schmachvollste Leben habe ich geführt! Und jetzt straft mich Gott dafür, und mit Recht, und ich lebe so jämmerlich, so jämmerlich . . .“

„Du warst verheiratet . . . Wie hast du mit deinem Manne gelebt?“

„Ganz fürchterlich. Ich heiratete ihn, nachdem ich mich auf grobe, sinnliche Weise in ihn verliebt hatte.

Papa wünschte die Heirat nicht. Ich hörte aber auf keine Vernunftgründe und heiratete ihn doch. Statt aber nach der Verheiratung meinem Manne zu helfen, quälte ich ihn mit meiner Eifersucht, die ich nicht zu überwinden vermochte.“

„Er trank, wie ich hörte?“

„Ja, und ich verstand nicht, ihn davon abzulenken. Ich machte ihm ewig Vorwürfe, und das ist doch eine Krankheit. Er konnte nicht enthaltsam sein, und ich entsinne mich jetzt, wie ich ihn mit Gewalt von seinem Laster zurückzuhalten suchte. Es gab zwischen uns die entsetzlichsten Szenen . . .“

Und sie blickte mit ihren schönen, bei der bloßen Erinnerung tiefe Qual ausdrückenden Augen auf Kassatskij.

Kassatskij erinnerte sich, gehört zu haben, daß Paschenka von ihrem Manne geschlagen worden sei, und als er jetzt auf ihren hageren, dünnen Hals mit den stark hervortretenden Adern hinter den Ohren und das dünne Büschel ihres ergrauten, dunkelblonden Haares sah, war es ihm, als sähe er, wie alles das vor sich gegangen.

„Dann blieb ich hilflos, ohne alle Mittel, mit zwei Kindern zurück.“

„Ihr hattet doch ein Gut?“

„Das hatten wir noch zu Wassjas Lebzeiten verkauft und den ganzen Erlös verbraucht. Man mußte doch leben, und ich verstand, wie wir jungen Damen alle, von nichts etwas. Ich war aber ganz besonders unfähig und hilflos. So brauchten wir alles bis auf den letzten Rest auf. Ich unterrichtete die Kinder und lernte dabei selbst ein bißchen mit. Da wurde Mitja krank, als er bereits in der vierten

Klasse war, und Gott nahm ihn zu sich. Mascha verliebte sich in Wanja, meinen Schwiegersohn. Er ist ein ganz guter Mensch, aber unglücklich, weil er krank ist.“

„Mama,“ unterbrach sie plötzlich die Tochter, „nehmen Sie doch Mischa zu sich, ich kann mich nicht zerreißen.“

Praskowia Michajlowna fuhr zusammen, stand auf und ging rasch in ihren ausgetretenen Schuhen zur Tür hinaus. Sie kehrte gleich mit einem zweijährigen Knaben auf dem Arme wieder, der sich zurückwarf und mit den Händchen an ihrem Halstuche zerrte.

„Ja, wovon sprach ich? Also — er hatte hier eine so gute Stellung, und sein Vorgesetzter war ein so freundlicher Mann, aber Wanja hielt es nicht aus und reichte seinen Abschied ein.“

„Woran leidet er denn?“

„An Neurasthenie, das ist eine furchtbare Krankheit. Wir fragten die Ärzte um Rat, und sie sagten uns, er müsse irgendwohin fahren. Aber dafür sind keine Mittel da. Ich hoffe immer, es wird auch so vergehen. Besondere Schmerzen hat er nicht, aber . . .“

„Lukeria!“ vernahm man die ärgerliche, schwache Stimme des Schwiegersohnes. „Immer wird sie fortgeschickt, wenn ich sie nötig habe. Mama!“

„Sofort,“ unterbrach Praskowia Michajlowna wieder ihr Gespräch. „Er hat noch nicht zu Mittag gegessen. Er kann nicht mit uns zusammen essen.“ Sie ging hinaus, erledigte draußen rasch irgendeine Arbeit und kehrte, die mageren, abgearbeiteten Hände an der Schürze abwischend, zu Sergius zurück.

„So lebe ich also, sehen Sie. Ich klage in einem fort und bin ewig unzufrieden, und dennoch könnte ich

Gott danken, die Enkel sind alle prächtig und gesund, und man schlägt sich durch. Doch was rede ich ein langes und breites von mir . . .“

„Wovon leben Sie denn?“

„Ach, ich verdiene ein bißchen. Früher hatte ich eine solche Abneigung gegen die Musik, und nun ist sie mir doch recht zustatten gekommen.“ Sie hielt die kleine Hand auf der Kommode, neben der sie saß und trommelte mechanisch mit den mageren Fingern darauf, als wenn sie übte.

„Wieviel zahlt man Ihnen denn für die Stunde?“

„Je nach dem: einen Rubel, fünfzig Kopeken, zuweilen auch nur dreißig Kopeken. Die Leute sind alle so gut zu mir.“

„Und machen die Kinder Fortschritte bei Ihnen?“ fragte Kassatskij, kaum merkbar mit den Augen lächelnd.

Praskowia Michajlowna traute im ersten Augenblick ihren Ohren nicht und sah ihn fragend an.

„Gewiß machen sie Fortschritte. Ein prächtiges Mädel ist darunter, die Tochter eines Fleischers. Ein gutes, liebes Mädchen . . . Wäre ich eine vernünftige Frau gewesen, dann hätte ich natürlich bei Papas Verbindungen für meinen Schwiegersohn eine Anstellung finden können. Aber ich verstand ja nichts und habe sie alle so weit heruntergebracht.“

„Ja, ja,“ meinte Kassatskij und ließ den Kopf sinken. „Nun — und wie halten Sie es mit den kirchlichen Pflichten, Paschenka?“

„Ach, sprechen Sie gar nicht davon! So träg, so nachlässig bin ich darin. Ich gehe wohl mit den Kindern zusammen zum Abendmahl, aber sonst komme ich monatelang nicht in die Kirche. Die Kinder schicke ich hin.“

„Warum gehen Sie denn nicht selbst hin?“

„Ja, aufrichtig gesagt,“ begann sie errötend, „ich schäme mich vor meiner Tochter und den Enkelkindern, so zerlumpt in die Kirche zu gehen, und neue Kleider habe ich nicht. Und dann bin ich auch zu träg.“

„Nun, und beten Sie zu Hause?“

„Ja, aber was für ein Gebet ist das, so rein mechanisch. Ich weiß, man muß anders beten, aber ich habe eben nicht die rechte Andacht. Nur daß man eben seine eigene Erbärmlichkeit kennt . . .“

„Ja, ja, so ist's,“ sagte Kassatskij zustimmend.

„Gleich, gleich,“ antwortete sie auf den Ruf des Schwiegersohnes, schob ihr Haar zurecht und ging aus dem Zimmer.

Diesmal kehrte sie lange nicht zurück. Als sie wieder ins Zimmer trat, saß Kassatskij noch immer in derselben Stellung da, den Kopf gesenkt und die Arme auf die Knie gestützt. Den Quersack jedoch hatte er bereits wieder über den Rücken gehängt.

Als sie mit der kleinen, glockenlosen Blechlampe eintrat, erhob er seine schönen, müden Augen zu ihr und seufzte tief, ganz tief auf.

„Ich hab den Kindern nicht gesagt, wer Sie sind,“ begann sie. „Ich sagte nur, Sie seien ein Pilger von vornehmer Abstammung, den ich früher gekannt hätte. Kommen Sie in das Eßzimmer zum Tee . . .“

„Nein.“

„Nun, dann bringe ich den Tee hierher.“

„Nein, laß nur. Gott vergelt's dir, Paschenka. Ich gehe nun. Wenn du Mitleid mit mir hast, dann sage niemandem, daß du mich gesehen hast. Beim lebendigen Gott beschwöre ich dich, sag' es niemandem!

Und habe Dank. Ich würde mich vor dir bis zur Erde verneigen, aber ich weiß, das würde dich nur in Verlegenheit bringen. Vergib mir um Christi willen!“

„Segnen Sie mich!“

„Gott wird dich segnen. Vergib mir um Christi willen!“

Er wollte gehen, aber sie ließ ihn nicht so ohne weiteres fort, sondern brachte ihm Brot, Fastenkringel und Butter. Er nahm alles und ging hinaus.

Es war finster, und nachdem er zwei Häuser weit gegangen war, verlor sie ihn aus den Augen. Nur daran, daß der Hund des Popen anschlug, merkte sie seine Anwesenheit in der Stadt.

„Das also hat mein Traum bedeutet! Paschenka also ist das, was ich hätte sein sollen, und was ich nicht war. Ich lebte für die Menschen unter dem Vorwande, daß ich für Gott lebe, und sie lebt für Gott in dem Glauben, daß sie für die Menschen lebt.“

„Ja, ein gutes Werk, ein Glas Wasser, das ohne den Gedanken an die Entlohnung gereicht wird, ist mehr wert als alle Wohltaten, die ich den Menschen erwiesen habe. Aber es war doch wenigstens ein Fünkchen des aufrichtigen Wunsches in mir, Gott zu dienen?“ fragte er sich. Und die Antwort lautete: „Ja, doch es wurde getrübt und ausgelöscht durch das Streben nach weltlichem Ruhme... Nein, es gibt keinen Gott für den, der so wie ich für den irdischen Ruhm gelebt hat. Von jetzt an will ich Ihn suchen.“

Und er wanderte, wie vor seinem Besuche bei Paschenka, von Dorf zu Dorf, bald allein, bald mit anderen Pilgern, und bettelte um Christi willen um

Brot und ein Nachtlager. Zuweilen schalt ihn eine böse Bäuerin, oder ein trunkener Bauer beschimpfte ihn, zumeist aber bewirtete man ihn mit Speise und Trank und gab ihm sogar noch eine Behrung mit auf den Weg. Sein vornehmes Aussehen setzte ihn bei manchen in Gunst, andere dagegen freuten sich darüber, daß auch einmal ein so vornehmer Herr ins Elend geraten war. Doch seine Sanftmut besiegte sie alle.

Oft, wenn er in einem Hause das Evangelium fand, las er den Leuten daraus vor. Und alle waren stets und überall gerührt und staunten, wenn er ihnen vorlas, über das längst Bekannte, das ihnen wie etwas Neues erschien.

Wenn es ihm gelang, den Leuten durch einen Rat oder durch sein Wissen einen Dienst zu erweisen, oder Streitende zu versöhnen, wartete er nicht ab, bis sie sich bedankten, sondern entfernte sich vorher. Und allmählich begann Gott sich in ihm zu offenbaren.

Einst wanderte er mit zwei alten Mütterchen und einem Soldaten auf der Landstraße daher. Ein Herr und eine Dame, die in einem mit einem Traber bespannten Stuhlschlitten fuhren und von einem Herrn und einer Dame zu Pferde begleitet wurden, hielten sie an. Der Mann der älteren Dame ritt mit seiner Tochter, während seine Frau mit einem reisenden Ausländer, offenbar einem Franzosen, im Wagen saß.

Sie hielten die Wanderer an, um dem Franzosen „les pèlerins“ zu zeigen, die bettelnd das Land durchziehen und den Aberglauben des russischen Volkes ausbeuten.

Sie sprachen französisch, in der Meinung, daß niemand sie verstehe.

„Demandez leur,“ sagte der Franzose, „s'ils sont bien sûrs de ce que leur pèlerinage est agréable à Dieu.“

Man fragte sie danach. Die alten Weibchen antworteten: „Wie Gott will. Mit den Füßen haben wir ihm wohl genug getan, ob auch mit dem Herzen, wissen wir nicht.“

Man fragte den Soldaten. Er antwortete, er stehe allein in der Welt und wisse nicht, wo er bleiben solle.

Man fragte Rassatskij, wer er sei.

„Ein Knecht Gottes.“

„Qu'est ce qu'il dit? Il ne répond pas.“

„Il dit, qu'il est un serviteur de Dieu.“

„Il doit être un fils de prêtre. Il a de la race. Avez-vous de la petite monnaie?“

Der Franzose fand in seinen Taschen einiges Kleingeld und gab jedem der Pilger zwanzig Ropeken.

„Mais dites leur que ce n'est pas pour les cierges, que je leur donne, mais pour qu'ils se régalent de thé. See, See,“ sagte er lächelnd, „pour vous, mon vieux,“ fügte er hinzu und klopfte mit der behandschuhten Rechten Rassatskij auf die Schulter.

„Gott segne Sie,“ antwortete Rassatskij, die Mütze in der Hand, und neigte das kahle Haupt bis tief zur Erde.

Rassatskij hatte an diesem Zusammentreffen eine besondere Freude, weil es für ihn eine Probe aufs Exempel war, wie weit er schon die Meinung der Menschen verachtete. Er nahm die zwanzig Ropeken, die man ihm reichte, und schenkte sie einem Gefährten, einem blinden Bettler. Je weniger die Ansicht der Menschen für ihn Bedeutung hatte, desto mehr fühlte er die Anwesenheit Gottes.

Acht Monate wanderte Kassatskij so von Ort zu Ort, und im neunten Monat wurde er in einer Gouvernementsstadt, wo er mit anderen Pilgern in einem Asyl übernachtete, festgenommen und als Paßloser auf die Polizei gebracht. Auf die Frage, wo er seinen Paß habe, und wer er sei, entgegnete er, er habe keinen Paß und sei ein Knecht Gottes. Er wurde den Landstreichern zugezählt und nach Sibirien verschickt.

In Sibirien siedelte er sich auf dem Besitztum eines reichen Bauern an und lebte da. Er arbeitete im Gemüsegarten seines Wirtes, unterrichtete dessen Kinder im Lesen und Schreiben und pflegte die Kranken.

1890; 1891; 1898.

Das Licht, das im Dunkel leuchtet

Personen

- Nikolaj Zwanowitsch Sarynzew.
Maria Zwanowna Sarynzewa, seine Gattin.
Ljuba, ihre Tochter.
Stepa, ihr Sohn.
Wanja, ihr Sohn.
Missi, ihre Tochter.
Die kleinen Kinder der Sarynzews.
Alexander Michajlowitsch Starlowskij, Ljubas Bräutigam.
Mitrosfan Jermiljtsch, Wanjas Hauslehrer.
Gouvernante der Sarynzew'schen Kinder.
Alexandra Zwanowna Kochowzewa, Schwester von Maria Zwanowna.
Peter Semjonowitsch Kochowzew, ihr Gatte.
Lija (Lisanjka), ihre Tochter.
Fürstin Tscheremschanowa.
Boris, ihr Sohn.
Tonja, ihre Tochter.
Zweite Tochter der Fürstin Tscheremschanowa, noch ein Kind.
Ein junger Priester.
Vater Gerassim, ein Priester.
Kinderfrau der Sarynzews.
Lakai der Sarynzews.
Iwan Sjabrew, ein Bauer.
Malaschka, seine Tochter.
Seine Frau.
Peter, ein Bauer.
Jefrem, ein Bauer.
Sewastjan, ein alter Bauer.
Peters Frau.
Ein Tischler.
Ein General.
Adjutant des Generals.
Ein Oberst.
Ein Regimentschreiber.
Ein Wachtposten.
Zwei Eskortesoldaten.
Ein Gendarmerieoffizier.
Der Schreiber des Gendarmerieoffiziers.
Regimentsgeistlicher.
Der Oberarzt im Militärlazarett, Abteilung für Geistesranke.
Ein Unterarzt derselben Abteilung.
Wärter derselben Abteilung.
Ein geisteskranker Offizier.
Ein Klavierspieler.
Alexander Petrowitsch.
Bauern, Bäuerinnen, ein Dorfpolizist, ein Notar, Studenten, Damen, Bediente, tanzende Paare.

Erster Akt.

Gedekte Terrasse in einem vornehmen Hause auf dem Lande. Vor der Terrasse Blumengarten, Tennisplatz und Croquetground. Die Kinder und die Gouvernante spielen Croquet. Auf der Terrasse sitzen: Maria Iwanowna Sarynzewa, eine vierzigjährige, stattliche, elegante Dame, ihre Schwester Alexandra (Aline) Iwanowna Kochowzewa, fünfundvierzig Jahre alt, dick, von energischem Wesen, beschränkt, und deren Gatte, Peter Semjonowitsch Kochowzew, aufgedunsen, sommerlich gekleidet, mit einem Reiser. Der Tisch ist gedeckt, ein Samowar und Kaffeegeschirr stehen darauf. Sie trinken Kaffee; Peter Semjonowitsch raucht.

Alexandra Iwanowna. Wenn du nicht meine Schwester wärest, sondern eine mir fremde Person, und wenn Nikolaj Iwanowitsch nicht dein Gatte, sondern nur so irgendein Bekannter wäre, dann würde ich die Sache originell und sehr nett finden, ja ich würde ihn vielleicht gar darin bestärken. J'aurais trouvé tout ça très gentil. Aber wenn ich sehe, daß dein Mann sich zum Narren — buchstäblich zum Narren — macht, muß ich dir's schon sagen, was ich davon halte. Je lui dirai son fait, au cher Nikolaj Iwanowitsch. Ich habe keine Angst vor ihm.

Maria Iwanowna. Ich bin dir ja auch nicht böse, ich sehe doch selbst, wie die Dinge liegen. Aber ich lege der Sache keine so große Bedeutung bei.

Alexandra Iwanowna. So — und ich sage dir: wenn du den Dingen freien Lauf läßt, bringt er euch noch an den Bettelstab. Du train que cela va.

Peter Semjonowitsch. Na, an den Bettelstab — bei ihrem Vermögen!

Alexandra Iwanowna. Ja, an den Bettelstab! Unterbrich mich nicht. Du bist natürlich der Meinung, daß alles gut ist, was die Männer tun.

Peter Semjonowitsch. Ich weiß nicht... ich meine nur...

Alexandra Iwanowna. Du weißt eben nie, was du sprichst. Wenn ihr Männer einmal anfängt, Dummheiten zu machen, dann il n'y a pas de raison que cela finisse. Ich sage nur, daß ich an deiner Stelle das nicht gestatten würde. J'aurais mis bon ordre à toutes ces choses. Was soll denn das heißen? Ein Mann, der Frau und Kinder hat, sitzt da, ohne etwas zu tun, kümmert sich um nichts, verschenkt alles, et fait le généreux à droite et à gauche. Ich sehe schon, wie das enden wird. Nous en savons quelque chose.

Peter Semjonowitsch. Ja, klären Sie mich doch einmal darüber auf, Marie, was diese neue Richtung eigentlich bezweckt? Den Liberalismus, die Selbstverwaltung, die Konstitution, die Schulen, Lesehallen et tout ce qui s'en suit — alles das kann ich verstehen. Auch den Sozialismus versteh' ich noch, die Streiks, den Achtstundentag; aber das — was ist das? Erklären Sie es mir!

Maria Iwanowna. Er hat es Ihnen doch gestern auseinandergesetzt.

Peter Semjonowitsch. Ich habe, offen gesagt, nichts davon verstanden. Das Evangelium, die Bergpredigt, die Kirche ist überflüssig... Ja, wo soll man denn da beten, und so weiter?

Maria Iwanowna. Das ist es ja eben, daß

er alles zerstört und nichts Neues an die Stelle setzt.

Peter Semjonowitsch. Wie hat das eigentlich angefangen?

Maria Iwanowna. Es fing im vorigen Jahre an, als seine Schwester starb. Er war damals so niedergeschlagen, sprach immer nur vom Tode und wurde selbst krank, wie Sie wissen. Und da, nach dem Typhus, war er wie umgewandelt.

Alexandra Iwanowna. Aber er war doch noch im Frühjahr so liebenswürdig, als er bei uns in Moskau war, er hat sogar Whist mitgespielt. *Il était très gentil et comme tout le monde.*

Maria Iwanowna. Ja, aber da war er schon ein ganz anderer.

Peter Semjonowitsch. Was ist's denn eigentlich?

Maria Iwanowna. Er ist gegen seine Familie vollkommen gleichgültig, und dann hat er diese... *idée fixe*, möcht' ich sagen, mit dem Evangelium. Er las ganze Tage lang, verbrachte die Nächte schlaflos, stand plötzlich auf, um zu lesen oder sich Notizen zu machen, besuchte alle möglichen Bischöfe und Einsiedler und disputierte mit ihnen über die Religion.

Alexandra Iwanowna. Geht er zum Abendmahl?

Maria Iwanowna. Seit unserer Hochzeit, fünf- undzwanzig Jahre lang, hatte er nicht mehr das Abendmahl genommen. Jetzt tat er es einmal, in einem Kloster, erklärte aber gleich darauf, es sei nicht notwendig, zum Abendmahl zu gehen oder überhaupt die Kirche zu besuchen.

Alexandra Iwanowna. Er ist bei alledem so inkonsequent.

Maria Iwanowna. Vor einem Monat noch besuchte er jeden Gottesdienst, ließ er keinen Fasttag aus — und mit einem Male soll das alles nicht notwendig sein. So rede doch einmal mit ihm.

Alexandra Iwanowna. Ich habe schon mit ihm geredet, und ich werde es immer wieder tun.

Peter Semjonowitsch. Das mit dem Kirchenbesuch... hat nichts weiter zu bedeuten...

Alexandra Iwanowna. In deinen Augen natürlich nicht, weil ihr Männer eben keine Religion besitzt.

Peter Semjonowitsch. So laß mich doch ausreden. Ich meine, daß das nicht die Hauptsache ist. Wenn er aber von der Kirche nichts wissen mag — was will er dann mit dem Evangelium?

Maria Iwanowna. Er meint, man solle nach dem Evangelium, nach den Vorschriften der Bergpredigt leben — man solle alles hingeben.

Peter Semjonowitsch. Wie soll man denn dann selbst leben, wenn man alles hingibt?

Alexandra Iwanowna. Und wo steht es denn in der Bergpredigt geschrieben, daß man mit Lakaien Händedrucke tauschen soll? Es heißt dort: Selig sind die Sanftmütigen — von Händedrucken aber steht kein Wort da.

Maria Iwanowna. Ja, er läßt sich von seinen Ideen gleich mit fortreißen, wie er sich eine Zeitlang von der Musik und ein andermal wieder von seinen Schulen fortreißen ließ; ich hatte dann immer meine Qual mit ihm.

Peter Semjonowitsch. Warum ist er denn in die Stadt gefahren?

Maria Iwanowna. Er hat es mir nicht gesagt. Ich weiß aber, daß er wegen eines Holzdiebstahls hingefahren ist. Die Bauern haben in unserem Walde Holz gefällt.

Peter Semjonowitsch. In dem schönen Hochwald?

Maria Iwanowna. Ja. Sie sollen Schadenersatz leisten und sitzen, und heute kommt die Sache im Plenum der Friedensrichter zur Verhandlung. Ich nehme an, daß er deshalb hingefahren ist.

Alexandra Iwanowna. Er wird ihnen verzeihen, und morgen werden sie kommen, um hier den Park abzuholzen.

Maria Iwanowna. Ja, so wird's noch kommen. Alle Obstbäume haben sie zerbrochen, alle Beete zertreten — und er sagt ihnen nichts.

Peter Semjonowitsch. Sehr merkwürdig!

Alexandra Iwanowna. Drum sage ich ja: das kann nicht so bleiben. Wenn das so weitergeht — tout y passera. Nach meiner Meinung mußt du als Mutter prendre tes mesures.

Maria Iwanowna. Was kann ich dagegen tun?

Alexandra Iwanowna. Was du dagegen tun kannst? Du mußt Einspruch erheben, mußt ihm klar machen, daß das nicht so weitergeht. Du hast doch Kinder. Was für ein böses Beispiel ist das für sie!

Maria Iwanowna. Gewiß, ich leide darunter. Aber ich ertrage alles und hoffe, daß es vergehen wird, wie seine früheren Begeisterungsträusche.

Alexandra Iwanowna. Wohl möglich, aber hier heißt es: aide-toi, et Dieu t'aidera. Man muß ihm klar machen, daß er nicht allein auf der Welt ist, daß es unmöglich ist, so zu leben.

Maria Iwanowna. Das Schlimmste ist, daß er sich nicht mehr um die Kinder kümmert. Ich muß alles allein entscheiden. Ich habe den Kleinen an der Brust, habe die großen Kinder, habe ein Mädchen und einen Knaben, die noch der Aufsicht und Leitung bedürfen. Alles das fällt mir allein zur Last. Er war früher ein so zärtlicher, besorgter Vater. Und jetzt ist ihm alles gleich. Ich sagte ihm gestern, daß Wanja nicht arbeitet, daß er wieder sitzen bleiben wird, und er meinte, es wäre am besten, wenn er überhaupt das Gymnasium verlasse.

Peter Semjonowitsch. Und was sollte er sonst anfangen?

Maria Iwanowna. Nichts. Das ist ja eben so schrecklich, daß er alles schlecht findet und nicht sagt, wie man es besser machen soll.

Peter Semjonowitsch. Sehr sonderbar.

Alexandra Iwanowna. Was ist denn daran so sonderbar? Das ist doch so die Art der Männer, über alles absprechend zu urteilen und selbst nichts zu tun.

Maria Iwanowna. Jetzt hat Stepa die Universität absolviert und soll sich für eine Karriere entscheiden — und der Vater schweigt. Er wollte in einer Ministerialkanzlei arbeiten, aber Nikolaj Iwanowitsch meinte, das sei nichts; er wollte bei der Chevaliergarde eintreten, doch Nikolaj Iwanowitsch mißbilligte diese Absicht. Er fragte, was er sonst anfangen solle — und da sagte Nikolaj Iwanowitsch, warum er denn nicht den Acker pflügen wolle, das sei viel zweckmäßiger als das Herumsitzen in einer Kanzlei. Was soll der Junge nun machen? Er kommt zu mir und fragt mich, ich soll ihm raten. Aber schließlich muß doch der Vater die Entscheidung treffen.

Alexandra Iwanowna. Man muß ihm das alles einmal ganz offen sagen.

Maria Iwanowna. Gewiß, ich will es ihm auch sagen.

Alexandra Iwanowna. Ja, tu's nur! Sag' ihm, du hieltest das nicht mehr aus, du tätest deine Pflicht, und er müsse die seinige tun — oder alles auf dich überschreiben lassen.

Maria Iwanowna. Ach, das ist mir so peinlich.

Alexandra Iwanowna. Gut, dann werde ich es ihm sagen, wenn du willst. Je lui dirai son fait.

Ein junger Priester tritt mit einem Buche ein; er ist verwirrt und erregt und begrüßt alle, indem er ihnen die Hand reicht.

Priester. Ich wollte zu Nikolaj Iwanowitsch, sozusagen. Ich habe ihm das Buch zurückgebracht.

Maria Iwanowna. Er ist nach der Stadt gefahren, wird aber bald zurück sein.

Alexandra Iwanowna. Was für ein Buch haben Sie sich denn da geborgt?

Priester. Ein Werk von Renan, sozusagen, „Das Leben Jesu“ heißt es.

Peter Semjonowitsch. Ei, ei! Solche Bücher lesen Sie?

Alexandra Iwanowna in verächtlichem Tone. Das gab Ihnen Nikolaj Iwanowitsch zu lesen? Teilen Sie denn die Ansichten von Nikolaj Iwanowitsch und Herrn Renan?

Priester erregt, zündet sich eine Zigarette an. Nikolaj Iwanowitsch gaben mir das Buch, ich möchte es einmal durchlesen. Ich stimme dem Inhalt natürlich nicht bei. Andernfalls wäre ich ja, sozusagen, kein Diener der Kirche.

Alexandra Iwanowna. Und wenn Sie sozu-

sagen ein treuer Diener der Kirche sind — warum befehren Sie dann Nikolaj Iwanowitsch nicht?

Priester. Jedermann hat wohl, kann man sagen, über diese Frage seine eigenen Ansichten. Es ist wohl manches richtig an dem, was Nikolaj Iwanowitsch behaupten, wenn auch in der Hauptsache, bezüglich der Kirche, sozusagen, ein Irrtum vorliegt.

Alexandra Iwanowna geringschätzig. Was scheint Ihnen denn so besonders richtig an dem, was Nikolaj Iwanowitsch behauptet? Etwa, daß man nach der Lehre der Bergpredigt sein Vermögen unter fremde Leute verteilen und die eigne Familie betteln lassen soll?

Priester. Die Kirche heiligt die Familie, und die Kirchenväter segnen sie, aber die höhere Vollkommenheit, sozusagen, verlangt einen Verzicht auf die irdischen Güter.

Alexandra Iwanowna. Gewiß, wenn jemand sich zum Glaubensstreiter berufen fühlt . . . Aber ein einfacher Sterblicher sollte sich doch, mein' ich, einfach so geben, wie es sich für jeden braven Christenmenschen geziemt.

Priester. Niemand kann wissen, wozu er berufen ist.

Alexandra Iwanowna. Sie sind doch sicher verheiratet — nicht?

Priester. Allerdings.

Alexandra Iwanowna. Und Sie haben auch Kinder?

Priester. Ja, zwei.

Alexandra Iwanowna. Sie scheinen also auf die irdischen Güter nicht zu verzichten? Sie rauchen auch Zigaretten?

Priester. Das geschieht aus menschlicher Schwäche und Unwürdigkeit, sozusagen.

Alexandra Iwanowna. Ich sehe jedenfalls, daß Sie Nikolaj Iwanowitsch in seinen irrtümlichen Ansichten noch unterstützen, statt ihn zur Vernunft zu bringen . . . Ich finde das, offen gesagt, sehr unrecht.

Die Kinderfrau tritt ein.

Kinderfrau. Nikoluschka schreit, gnädige Frau — er muß die Brust bekommen.

Maria Iwanowna. Ich komme schon, ich komme. Sie steht auf und entfernt sich.

Alexandra Iwanowna. Meine Schwester tut mir wirklich leid. Ich sehe, wie sie sich quält. Es ist in der Tat keine Kleinigkeit, solch einem Hauswesen vorzustehen. Sieben Kinder, eins davon an der Brust — und nun kommt er ihr noch mit solchen Dummheiten in die Quere! Ich glaube wirklich, hier ist etwas nicht richtig. Sie zeigt nach dem Kopfe. Sagen Sie mir: was ist das für eine neue Religion, die ihr hier lehrt?

Priester. Ich verstehe nicht, sozusagen . . .

Alexandra Iwanowna. Mir können Sie doch nichts vormachen! Sie verstehen recht gut, was ich meine.

Priester. Aber gestatten Sie . . .

Alexandra Iwanowna. Ich möchte gern wissen, was für eine Religion das ist, die da vorschreibt, daß man allen Bauern die Hand schütteln und Geld geben müsse, damit sie sich Branntwein dafür kaufen, daß man nichts sagen dürfe, wenn sie Holz im Walde stehlen, daß man die Seinigen dem Elend preisgeben müsse?

Priester. Ich weiß von alledem nichts . . .

Alexandra Iwanowna. Er sagt, das sei Christentum; Sie sind ein rechtgläubiger Priester, Sie müssen also wissen und darüber Auskunft geben können, ob das Christentum verlangt, daß man die Leute zum Diebstahl aufmuntere.

Priester. Aber ich bin doch . . .

Alexandra Iwanowna. Wozu sind Sie denn sonst Priester, tragen lange Haare und den Priesterrock?

Priester. Man fragt uns nicht nach diesen Dingen . . .

Alexandra Iwanowna. Wieso denn nicht? Ich frage Sie doch danach! Er sagte mir gestern, es stehe im Evangelium: „So dich einer bittet, dann gib ihm“. In welchem Sinne soll man das verstehen?

Priester. Ich denke, im wörtlichen Sinne . . .

Alexandra Iwanowna. Und ich denke, nicht im wörtlichen Sinne — hat man uns doch gelehrt, daß Gott einem jeglichen das Seinige gegeben hat!

Priester. Das wohl, indessen . . .

Alexandra Iwanowna. Ich sehe jedenfalls, daß Sie in der Tat, wie man mir gesagt hat, auf seiner Seite stehen. Und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich das sehr unrecht finde. Wenn irgendeine Lehrerin, oder ein grüner Junge ihm seinen Unsinn nachschwächt, so hat das wenig zu bedeuten; aber Sie, in Ihrem Stande, müssen sich stets vor Augen halten, welche Verantwortung auf Ihnen ruht.

Priester. Das tue ich auch nach Kräften.

Alexandra Iwanowna. Was für eine Religion ist denn das, wenn er nicht in die Kirche geht und die Sakramente nicht anerkennt? Und Sie — statt ihn zur Vernunft zu bringen, lesen Sie den Renan mit ihm und deuteln am Evangelium herum!

Priester erregt. Ich kann darauf nicht antworten. Ich bin ganz bestürzt, sozusagen, und ich schweige.

Alexandra Iwanowna. Wenn ich so der Bischof wäre — ich würde Ihnen das Renanlesen und Zigarettenrauchen schon anstreichen!

Peter Semjonowitsch. Mais cessez, au nom du ciel. De quel droit?

Alexandra Iwanowna. Ich bedarf keiner Belehrung, bitte. Ich bin überzeugt, daß Väterchen mir nicht böse ist. Ich habe eben nur gesagt, was ich denke. Ist's nicht besser so, als wenn ich das alles für mich behielte und Ihnen nachtrüge?

Priester. Verzeihen Sie, wenn ich mich falsch ausgedrückt haben sollte — verzeihen Sie nur!

Eine Weile herrscht peinliches Schweigen. Dann erscheinen Ljuba, Maria Iwanownas Tochter, ein hübsches, energisches Mädchen von zwanzig Jahren, und die etwas ältere Lisanjka, Alexandra Iwanownas Tochter. Beide haben Tücher um den Kopf gebunden und gehen mit Körbchen am Arme nach dem Walde, um Pilze zu sammeln. Ljuba begrüßt die Tante und den Onkel, Lisanjka die Eltern und den Priester.

Ljuba. Wo ist denn Mama?

Alexandra Iwanowna. Sie ging eben fort, um dem Kleinen die Brust zu geben.

Peter Semjonowitsch. Bringt nur recht viel Pilze mit. Vorhin sah ich ein Mädchen, das hatte einen ganzen Korb voll der schönsten Steinpilze. Ich würde mit euch gehen, aber es ist mir zu heiß.

Lisanjka. Ach ja, Papachen — komm doch mit!

Alexandra Iwanowna zu ihrem Gatten. Geh nur, geh — du wirfst sonst gar zu dick.

Peter Semjonowitsch. Na, meinetwegen. Ich hole mir nur Zigaretten. Ab.

Alexandra Iwanowna. Wo steckt denn eigentlich das junge Volk?

Ljuba. Stepa ist nach dem Bahnhof geradelt. Der Hauslehrer ist mit Papa in der Stadt. Die kleine Gesellschaft spielt Krocket, und Wanja macht sich drüben vor dem Hause mit den Hunden zu schaffen.

Alexandra Iwanowna. Ist denn nun Stepa zu irgendeinem Entschluß gekommen?

Ljuba. Ja, er will als Freiwilliger beim Militär eintreten und hat bereits sein Gesuch eingereicht. Er ist gestern gegen Papa sehr unverschämt geworden.

Alexandra Iwanowna. Er ist doch auch selbst in einer recht schlimmen Lage. Il n'y a pas de patience qui tienne. Der Junge soll jetzt anfangen zu leben, und da kommt sein Vater und sagt ihm: Geh, stell' dich hinter den Pflug!

Ljuba. Das hat Papa ihm nicht gesagt. Er sagte nur . . .

Alexandra Iwanowna. Nun, das ist ja auch ganz gleich. Stepa soll jedenfalls jetzt ins Leben eintreten — und was er auch beginnen will, alles wird ihm verefelt. Doch da ist er ja selbst.

Stepa fährt auf einem Veloziped vor. Der Priester geht auf die Seite und beginnt zu lesen.

Alexandra Iwanowna. Quand on parle du soleil, on en voit les rayons. Wir sprachen soeben von dir. Ljuba sagte, du seist gegen deinen Vater grob gewesen.

Stepa. Durchaus nicht. Er sagte mir seine Meinung, und ich sagte ihm die meinige. Ich kann nichts dafür, daß unsere Ansichten nicht übereinstimmen. Im übrigen ist nichts Besonderes vorgefallen. Ljuba hat von nichts eine Ahnung und will über alles urteilen.

Alexandra Iwanowna. Und was habt ihr beschlossen?

Stepa. Ich weiß nicht, was Papa beschlossen hat — ich fürchte, daß er es selbst nicht recht weiß. Was mich betrifft, so habe ich mich dafür entschieden, bei der Chevaliergarde als Freiwilliger einzutreten. Bei uns muß aus jeder Bagatelle immer gleich eine große Geschichte gemacht werden. Und dabei ist doch alles so einfach: ich habe die Universität absolviert und muß meine Militärpflicht ableisten. Es widerstrebt mir, es bei der Linie zu tun, wo ich es mit be-
trunkenen, groben Offizieren zu tun habe, und so trete ich eben bei der Garde ein, wo meine Freunde stehen.

Alexandra Iwanowna. Warum ist denn Papa so sehr dagegen?

Stepa. Papa! Was soll man da groß reden? Er steht eben jetzt ganz unter dem Einfluß seiner fixen Idee und sieht nur das, was er sehen will. Er sagt, der Militärdienst sei verwerflich, man dürfe überhaupt nicht Soldat werden, und darum will er mir kein Geld geben.

Lisanjka. Nein, Stepa, das hat er nicht gesagt. Ich bin doch dabei gewesen. Er sagte, wenn man schon dienen müsse, dann solle man warten, bis sie einen ausheben; wenn man freiwillig eintritt, unterstütze man eine verwerfliche Sache.

Stepa. Aber er soll doch nicht dienen, sondern ich! Er hat doch auch einmal gedient.

Lisanjka. Mag sein; jedenfalls hat er nicht gesagt, daß er kein Geld dazu hergeben wolle. Er meinte nur, er könne an etwas, das seinen Überzeugungen widerspreche, nicht teilnehmen.

Stepa. Hier ist von gar keinen Überzeugungen die Rede. Ich muß einfach dienen, abgemacht.

Lisanjka. Ich wiederhole nur, was ich gehört habe.

Stepa. Ich weiß, du hältst es immer mit Papa. Nicht wahr, Tantchen, sie ist immer auf seiner Seite?

Lisanjka. Was recht ist...

Alexandra Iwanowna. Das ist für mich nichts Neues, daß Lisa für jede Dummheit zu haben ist. Sie riecht es förmlich, wo eine Dummheit steckt. Elle flaire cela de loin.

Wanja, im roten Hemd, von ein paar Hunden begleitet, kommt mit einem Telegramm herbeigeeilt.

Wanja zu Ljuba. Rate einmal, wer kommt!

Ljuba. Was ist da zu raten? Gib her! Sie greift nach dem Telegramm; Wanja gibt es ihr nicht.

Wanja. Ich gebe es nicht, und ich sag's auch nicht, wer kommt. Du wirst noch zeitig genug rot werden.

Ljuba. Schwaz keinen Unsinn. Von wem ist das Telegramm?

Wanja. Da, wie rot sie geworden ist, wie rot! Nicht wahr, Tante Mline? Ganz rot ist sie geworden!

Ljuba. Was für dummes Zeug! Von wem ist's, Tante Mline — von wem?

Alexandra Iwanowna. Von den Tscheremschanows.

Ljuba. Ah, ah!

Wanja. Ja, ja! Wie kann man nur so rot werden!

Ljuba. Zeigen Sie doch einmal her, Tantchen! Sie liest: „Kommen mit Schnellzug drei Personen, Tscheremschanow.“ Also die Fürstin, Boris und Tonja. Nun, das freut mich wirklich recht herzlich.

Wanja. So, das freut dich! Sieh doch, Stepa, wie rot sie geworden ist!

Stepa. So hör' doch endlich auf. Immer denselben Unsinn zu schwätzen!

Wanja. Ja — und du machst der kleinen Tonja den Hof! Ihr werdet losen müssen, denn das ist doch verboten, daß der Bruder die Schwester freit, wenn seine Schwester ihren Bruder haben möchte.

Stepa. Laß endlich dein Geschwätz. Wie oft soll man es dir sagen, daß du deine Nase nicht überall hineinstecken sollst?

Lisanjka. Wenn sie mit dem Schnellzuge kommen, werden sie bald da sein.

Ljuba. Allerdings — dann müssen wir für heute das Pilzesammeln lassen.

Peter Semjonowitsch kommt mit den Zigaretten.

Ljuba. Wir gehen nicht, Onkel Peter.

Peter Semjonowitsch. Nanu?

Ljuba. Die Tscheremschanows müssen jeden Augenblick ankommen. Spielen wir bis dahin lieber eine Partie Tennis. Machst du mit, Stepa?

Stepa. Gern.

Ljuba. Ich spiele mit Wanja gegen dich und Lisanjka. Ist's euch recht? Dann will ich die Bälle holen und die Jungen rufen. Ab.

Peter Semjonowitsch. Die haben mich schön verfehlt!

Priester will gehen. Ich empfehle mich ganz ergebenst.

Alexandra Iwanowna. Bleiben Sie doch noch, Väterchen, ich möchte noch über dies und das mit Ihnen reden. Auch Nikolaj Iwanowitsch muß gleich kommen. Der Priester setzt sich wieder und zündet sich eine neue Zigarette an.

Priester. Wenn's nur nicht zu lange dauert. Alexandra Iwanowna. Eben ist ein Wagen vorgefahren, das wird er sein.

Peter Semjonowitsch. Was für eine Escheremschanowa ist denn das? Etwa die geborene Gollizyn?

Alexandra Iwanowna. Ganz recht — die nette Escheremschanowa, die damals mit ihrer Tante zusammen in Rom war.

Peter Semjonowitsch. Ich freue mich, sie wiederzusehen. Wir sind einander seit jenem Aufenthalt in Rom nicht wieder begegnet. Wir haben damals zusammen Duette gesungen, sie hatte eine so liebe Stimme. Sie hat ja wohl zwei Kinder, nicht?

Alexandra Iwanowna. Ja, sie kommen beide mit.

Peter Semjonowitsch. Ich wußte nicht, daß sie mit Sarynzews so intim befreundet ist.

Alexandra Iwanowna. Nicht gerade intim — sie waren im vorigen Jahr zusammen im Ausland, und ich glaube, daß *la princesse a des vues sur Louba pour son fils*. C'est une fine mouche, elle flaire une jolie dot.

Peter Semjonowitsch. Die Escheremschanows waren doch selbst einmal reich.

Alexandra Iwanowna. Gewiß, und der Fürst ist auch noch am Leben, hat aber alles durchgebracht und ist ganz und gar dem Trunke verfallen. Sie mußte sich an die allerhöchste Stelle wenden, um wenigstens einen kleinen Rest des Vermögens zu retten. Sie lebt von ihrem Manne getrennt, hat aber ihren Kindern eine vortreffliche Erziehung gegeben. Il faut lui rendre cette justice. Die Tochter

spielt ausgezeichnet Klavier, und der Sohn hat die Universität absolviert und ist ein sehr lieber Mensch. Ich fürchte nur, daß der Besuch jetzt Mascha etwas ungelegen kommt. Sie hat an andere Dinge zu denken, als an ihre Gäste. Da ist auch Nicolas schon!

Nikolaj Iwanowitsch tritt ein. Guten Tag, Mline! Guten Tag, Peter Semjonowitsch! Zum Priester. Ah, Wassilij Nikanorowitsch! Er begrüßt ihn.

Alexandra Iwanowna. Es ist noch Kaffee da. Soll ich dir eingießen? Er ist schon etwas kalt geworden, aber man kann ihn ja nachwärmen. Sie klingelt.

Nikolaj Iwanowitsch. Laß nur, ich danke dir. Ich bin satt. Wo ist Mascha?

Alexandra Iwanowna. Sie gibt dem Kleinen die Brust.

Nikolaj Iwanowitsch. Wie geht es ihr?

Alexandra Iwanowna. Sie ist wohlauf. Nun, hast du deine Angelegenheiten erledigt?

Nikolaj Iwanowitsch. Ja... Übrigens, wenn etwas Tee oder Kaffee da ist, möchte ich doch einen Schluck nehmen. Zum Priester. Nun — haben Sie das Buch gelesen? Ich habe unterwegs immerfort an Sie gedacht.

Ein Lakai tritt ein und verneigt sich zum Gruße. Nikolaj Iwanowitsch reicht ihm die Hand. Alexandra Iwanowna zuckt die Achseln und wechselt einen Blick mit ihrem Manne.

Alexandra Iwanowna. Machen Sie, bitte, den Samowar warm.

Nikolaj Iwanowitsch. Nicht doch, Mline, es ist nicht nötig. Ich kann den Tee auch so trinken.

Die kleine Missi kommt, sobald sie den Vater erblickt, vom Krockettspiel herbeigeeilt und hängt sich ihm an den Hals.

Missi. Papachen, komm doch zu uns!

Nikolaj Zwanowitsch streichelt sie. Gleich, gleich, laß mich erst etwas essen. Geh, spiel' nur, ich komme zu euch. Missi ab.

Alexandra Zwanowna. Nun, hat man die Bauern für schuldig befunden?

Nikolaj Zwanowitsch nimmt am Tische Platz, trinkt schweigend Tee und ißt dazu.

Alexandra Zwanowna. Hat man sie überführt?

Nikolaj Zwanowitsch. Ja. Das heißt — sie haben es selbst zugegeben. Zum Priester. Ich vermute, daß Renan keinen besonders tiefen Eindruck auf Sie gemacht hat?

Alexandra Zwanowna. Du hast das Urteil der Friedensrichter wohl nicht so hingenommen?

. Nikolaj Zwanowitsch ärgerlich. Nein, allerdings nicht. Zum Priester. Ihnen ist es weniger um die Göttlichkeit Christi und um die Geschichte des Christentums zu tun, als um die Kirche.

Alexandra Zwanowna. Ja, wie denn? Sie haben es zugegeben — *et vous leur avez donné un démenti?* Sie haben also nicht gestohlen, sondern nur genommen?

Nikolaj Zwanowitsch schickt sich an, zu dem Priester weiterzusprechen, wendet sich dann jedoch energisch zu Alexandra Zwanowna. Verschone mich endlich mit deinen Anspielungen und Nadelstichen, liebe Aline!

Alexandra Zwanowna. Nadelstiche? Ich denke nicht daran...

Nikolaj Zwanowitsch. Wenn du im Ernst wissen willst, warum ich mit den Bauern um die gefällten Bäume, die sie nötig brauchten, nicht prozessieren kann...

Alexandra Iwanowna. Nötig brauchten? Vielleicht brauchen sie auch diesen Samowar.

Nikolaj Iwanowitsch. Wenn du, wie gesagt, im Ernst darüber Auskunft haben willst, warum ich es nicht zulassen kann, daß diese Leute ins Gefängnis kommen, weil sie vielleicht ein Duzend Eichen oder Tannen geschlagen haben, die angeblich mir gehören...

Alexandra Iwanowna. Angeblich? Sie gehören dir eben, darüber sind sich doch alle Leute einig.

Peter Semjonowitsch. Habt ihr euch wieder bei den Haaren?

Nikolaj Iwanowitsch. Und wenn man selbst, was ich eben nicht akzeptiere, diesen Wald als den meinigen ansehen will — so besitzen wir doch an die neunhundert Desjatinen davon, und wenn man auf jeder Desjatine fünfhundert Bäume annimmt, so macht das, wenn ich nicht irre, vierhundertfünfzigtausend Bäume. Nun haben sie zehn Stück davon gefällt, macht ein Fünfundvierzigtausendstel des ganzen Bestandes. Verlohnt es sich wohl, um eine solche Bagatelle einen Menschen aus seiner Familie herauszureißen und einsperren zu lassen?

Степа. Wenn man sie wegen dieses einen Fünfundvierzigtausendstels nicht zur Verantwortung zieht, werden auch die übrigen vierundvierzigtausendneunhundertneunundneunzig Fünfundvierzigtausendstel bald heruntergehauen sein.

Nikolaj Iwanowitsch. Ich habe das nur für die Tante gesagt. Tatsächlich habe ich gar kein Recht auf diesen Wald. Die Erde ist ein Gemeingut aller

Menschen, sie kann also nicht einem einzelnen gehören. Wir haben auch auf dieses Stück Erde keine Arbeit verwandt.

Stepa. Doch — du hast den Wald instand erhalten, hast Waldhüter angestellt.

Nikolaj Zwanowitsch. Was habe ich persönlich für seine Instandhaltung getan? Und habe ich vielleicht selbst den Waldhüter gespielt? . . . Doch das sind Dinge, die man einem Menschen nicht klar machen kann, wenn er nicht fühlt, daß es beschämend ist, einen andern niederzuschlagen.

Stepa. Wer denkt denn daran, einen andern niederzuschlagen?

Nikolaj Zwanowitsch. Es ist genau so, wie wenn jemand nicht fühlt, daß es beschämend ist, die Arbeit anderer auszubeuten, ohne daß er selbst arbeitet. Auch da ist alles Erklären erfolglos. Die ganze Nationalökonomie, die du an der Universität studierst, hat einzig den Zweck, die soziale Lage, in der wir Besitzenden uns befinden, zu rechtfertigen.

Stepa. Im Gegenteil — diese Wissenschaft zerstört alle vorgefaßten Meinungen.

Nikolaj Zwanowitsch. Nun, das ist für mich nebensächlich. Wichtig ist für mich nur, zu wissen, daß ich an Jefims Stelle genau dasselbe getan hätte, was er getan hat, und daß ich in Verzweiflung sein würde, wenn man mich dafür ins Gefängnis sperren wollte. Da ich nun andern gegenüber so handeln will, wie ich wünsche, daß sie gegen mich handeln, so muß mir Jefims Verurteilung höchst unerwünscht sein, und ich muß tun, was ich kann, um ihn vor dem Gefängnis zu bewahren.

Peter Semjonowitsch. Dann darf man also überhaupt nichts besitzen?

Gleichzeitig. Alexandra Iwanowna. Und es ist weit vorteilhafter zu stehlen, als zu arbeiten!

Stepa. Du gehst jeder Beweisführung aus dem Wege. Ich sage, wer Aufwendungen für eine Sache gemacht hat, wer sie instand hält, der hat auch ein Recht, sie zu benutzen.

Nikolaj Iwanowitsch lächelt. Ich weiß wirklich nicht, wem ich zuerst antworten soll. Zu Peter Semjonowitsch. Es ist, wie du sagst: man darf überhaupt nichts besitzen.

Alexandra Iwanowna. Wenn man nichts besitzen darf — dann darf man auch keine Kleider, kein Stückchen Brot haben, und muß alles hingeben, und darf überhaupt nicht leben.

Nikolaj Iwanowitsch. Jedenfalls darf man nicht so leben, wie wir jetzt leben.

Stepa. Mit andern Worten: wir müssen sterben. Das ist also eine Lehre, die für das Leben nichts taugt.

Nikolaj Iwanowitsch. Im Gegenteil — gerade für das Leben hat sie Geltung. Ja, man soll und muß alles hingeben. Nicht nur den Wald, den man nicht benutzt, den man nie gesehen hat, soll man hingeben — sondern auch seine Freiheit und sein Stückchen Brot.

Alexandra Iwanowna. Auch das Brot seiner Kinder?

Nikolaj Iwanowitsch. Ja, auch das Brot der Kinder, und nicht nur das Brot, sondern überhaupt sein ganzes Ich. Das ist der ganze Inhalt der Lehre Christi. Man soll alle seine Kräfte anspannen, um sich selbst hinzugeben.

Stepa. Das heißt — man soll sterben.

Nikolaj Iwanowitsch. Ja — und wenn du stirbst für deine Freunde, so wird das schön sein für dich und für sie. Aber der Mensch ist schließlich nicht bloß Geist, sondern Geist im Fleische. Und während der Geist der Erleuchtung den Menschen antreibt, für Gott und die andern zu leben, treibt das Fleisch ihn an, nur für sich zu leben, und so ist das wirkliche Leben in letzter Linie nichts anderes, als die Resultante zwischen dem fleischlichen und dem geistigen Leben, je näher es aber dem Leben für Gott und die andern kommt, um so besser ist es. Und darum sollen wir bemüht sein, so viel wie möglich für Gott zu leben — das fleischliche Leben wird sich schon von selbst durchsetzen wissen.

Stepa. Wozu dann aber erst die Resultante, die mittlere Proportionale? Wenn es sich auf diese Art wirklich so gut lebt, dann ist es doch richtiger, gleich alles wegzugeben und zu sterben.

Nikolaj Iwanowitsch. Gewiß! Bemühe dich, dein Handeln danach einzurichten, und es wird dir und den andern wohl sein.

Alexandra Iwanowna. Nein, das scheint mir nicht klar, nicht einfach. C'est tiré par les cheveux.

Nikolaj Iwanowitsch. Nun, dafür kann ich nichts. Das läßt sich eben nicht in Worte kleiden. Im übrigen — genug davon.

Stepa. Ja, reichlich genug. Auch ich verstehe es nicht. Ab.

Nikolaj Iwanowitsch zum Priester. Welchen Eindruck hat das Buch also auf Sie gemacht?

Priester in erregtem, ein wenig verlegenem Tone. Ja, wie soll ich das sagen? Die historische Seite ist ja

genügend berücksichtigt, aber ganz überzeugend und einleuchtend ist die Beweisführung doch nicht, weil das beigebrachte Material sozusagen nicht ausreicht. Die Göttlichkeit Christi läßt sich historisch so wenig nachweisen wie seine Ungöttlichkeit; es gibt eben nur einen einzigen untrüglichen Beweis . . .

Die Damen haben sich während des Gespräches entfernt, und zuletzt geht auch Peter Semjonowitsch, so daß nur der Priester noch bei Nikolaj Iwanowitsch zurückbleibt.

Nikolaj Iwanowitsch. Sie meinen die Kirche?

Priester. Ja, gewiß — die Kirche, das Zeugnis der heiligen, verehrungswürdigen Männer, sozusagen...

Nikolaj Iwanowitsch. Oh, sicherlich wäre es schön, wenn es solch ein unfehlbares Organ gäbe, dem wir unbedingt glauben könnten. Gewiß ist das wünschenswert. Aber der Umstand, daß es wünschenswert ist, beweist noch nicht, daß es auch wirklich existiert.

Priester. Ich meine doch, daß es existiert. Der Herr konnte nicht wollen, daß sein heiliges Gesetz Gefahr liefe, durch Entstellungen und Deuteleien gefälscht zu werden, er mußte daher solch eine Hüterin, sozusagen, seiner Wahrheiten bestellen, die es nicht zuläßt, daß seine Wahrheiten verdreht und verunstaltet werden.

Nikolaj Iwanowitsch. Nun, meinerwegen — dann handelt es sich aber nicht mehr bloß um den Nachweis, daß die von der Kirche gelehrten Wahrheiten echte Wahrheiten sind, sondern auch darum, ob die Hüterin der Wahrheiten ihres Amtes von Rechts wegen waltet.

Priester. Ja — da heißt es eben glauben, sozusagen.

Nikolaj Iwanowitsch. Gewiß muß man glauben, ohne Glauben geht es einmal nicht. Aber nicht an das soll man glauben, was andere einem sagen, sondern an das, was das eigene Denken, die eigene Vernunft einen glauben lehrt . . . Das ist der rechte Glaube an Gott, an das wahre ewige Leben.

Priester. Die menschliche Vernunft kann irren, jeder hat seine eigene Vernunft.

Nikolaj Iwanowitsch leidenschaftlich. Das ist ja gerade die schmachvolle Lästerung Gottes. Nur dieses eine heilige Organ zur Erkenntnis der Wahrheit hat uns Gott gegeben, nur in seinem Zeichen, durch seine Macht können wir einig werden — und gerade ihm wollen wir nicht glauben!

Priester. Wie sollen wir ihm denn glauben, wenn seine Rundgebungen doch so sehr voneinander abweichen?

Nikolaj Iwanowitsch. Inwiefern? Daß zweimal zwei vier ist, daß man einem andern nichts zufügen soll, was man sich selbst nicht zugefügt zu sehen wünscht, daß alles in der Welt eine Ursache hat und so weiter — das sind doch Wahrheiten, die von allen anerkannt sind, weil sie eben mit unserer Vernunft übereinstimmen. Nichtübereinstimmung herrscht nur darüber, ob Gott wirklich auf dem Berge Sinai mit Moses geredet hat, ob Buddha auf einem Sonnenstrahl aufgeflogen ist, ob Mohammed — oder Christus — gen Himmel gefahren ist, und über ähnliche Dinge.

Priester. Wer in der Wahrheit wandelt, dem ist alle Nichtübereinstimmung fremd; wir sind alle einig in dem einen Glauben an Christum, unsern Gott.

Nikolaj Iwanowitsch. Ihr seid durchaus nicht einig, sondern geht im Gegenteile gar weit auseinander

im Glauben. Warum soll ich nun gerade euch mehr glauben als einem buddhistischen Lama? Der einzige Grund dafür ist, daß ich in eurem Glauben geboren bin.

Streit zwischen den Spielenden. Eine Stimme ruft: „Out!“ — eine andere: „Nein, es ist nicht out!“ — Wanja ruft: „Ich hab's doch gesehen!“ — Während des Gespräches bringt ein Latai den Tisch in Ordnung und serviert abermals Tee und Kaffee.

Nikolaj Iwanowitsch. Sie sagen, die Kirche einige die Menschen. Gerade das Gegenteil ist der Fall: die größte Uneinigkeit ist stets von den Kirchen ausgegangen. „Wie oft habe ich euch versammeln wollen, wie eine Henne die Küchlein unter ihre Flügel versammelt!“

Priester. Das war vor Christus — Christus aber hat alle zu einer Herde versammelt.

Nikolaj Iwanowitsch. Ja, Christus hat sie wohl versammelt — aber wir haben sie wieder in alle Winde zerstreut, weil wir ihn mißverstanden und seine Lehre verdreht haben. Er hat in Wahrheit alle Kirchen zerstört.

Priester. Und warum steht geschrieben: „Sag' es der Kirche!“?

Nikolaj Iwanowitsch. Nicht auf die Worte kommt es an, wie denn diese Worte auf die Kirche, die Sie meinen, überhaupt nicht Bezug haben. Der Geist der Lehre ist das Wesentliche und Wichtige. Die Lehre Christi ist eine Lehre für die ganze Welt, sie gilt für alle Bekenntnisse und schließt alles aus, was die Geister trennen und veruneinigen könnte, sie weiß nichts von einer Auferstehung, von der Göttlichkeit Christi, von Sakramenten und so weiter.

Priester. Ja, das ist dann eben Ihre Auslegung der Lehre Christi. In Wirklichkeit aber stützt sich diese

Lehre doch gerade auf die Göttlichkeit und die Auferstehung Christi.

Nikolaj Iwanowitsch. Das ist ja eben das Schreckliche an den Kirchen: sie stiften Zwietracht unter den Menschen, indem sie behaupten, daß sie allein im Besiz der vollen, unzweifelhaften, unfehlbaren Wahrheit sind: „Es hat Uns und dem heiligen Geiste gefallen . . .“ Die Sache fing schon damals, bei der ersten Apostelversammlung, an. Aus jener Zeit datiert die Behauptung, daß sie sich im Besiz der vollständigen und ausschließlichen Wahrheit befinden. Wenn ich sage, es gibt einen Gott, einen Anfangsgrund der Welt, dann werden alle mir beipflichten, und diese Anerkennung der Existenz Gottes wird uns alle vereinigen; wenn ich aber sage: es gibt einen Gott Brahma, oder einen Gott der Juden, oder eine Dreieinigkeit — dann wird durch solch eine Gottheit nur Zwietracht gesät. Die Menschen streben nach Einigkeit und sinnen beständig auf Mittel, die diese Einigkeit herbeiführen könnten — das einzige sichere Mittel aber, diese Einigkeit herbeizuführen: das Streben nach der Wahrheit — mißachten sie. Es ist, als ob sie in einem großen Gebäude, in dem das Licht von oben nach der Mitte fällt, sich in den Ecken zu Gruppen vereinigen wollten, statt daß sie alle dem Lichte zustreben, wo sie sich von selbst vereinigen würden, ohne lange über ihre Einigung nachzudenken.

Priester. Wie soll man dann aber das Volk lenken, wenn man keine bestimmten Wahrheiten, sozusagen, zu Gebote hat?

Nikolaj Iwanowitsch. Das ist wieder solch ein verhängnisvoller Irrtum: wir sollen jeder nur die eigne Seele retten, sollen das Werk Gottes an uns

selbst vollenden — und statt dessen richten wir unsere Sorge darauf, die andern zu retten und zu belehren. Und was ist es, das wir sie lehren? Schrecklich ist es zu denken, daß wir jetzt, im zwanzigsten Jahrhundert, ihnen predigen, Gott habe die Welt in sechs Tagen geschaffen, habe dann die Sintflut gesandt, habe alle Tiere in die Arche setzen lassen und alle diese Torheiten und Ungereimtheiten des alten Testaments; und weiter dann: Christus habe angeordnet, daß alle mit Wasser getauft werden, habe verlangt, daß alle den Glauben an den widersinnigen Greuel der Erlösung besitzen, ohne den niemand selig werden könne, und sei schließlich in einen Himmel aufgefahren, der gar nicht existiert, wo er nun zur Rechten des Vaters sitze. Wir haben uns an alles das so gewöhnt, das ist das Traurige an der Sache. Ein frisches, unverdorbenes Kind, dessen Herz für alles Gute und Wahre empfänglich ist, fragt uns, was die Welt sei, und welches Gesetz sie regiere — und statt ihm nun die uns überlieferte Lehre der Liebe und Wahrheit zu übermitteln, bemühen wir uns, seinen Kopf mit allem möglichen abscheulichen Wust vollzustopfen, den wir Gott zuschreiben. Ist das nicht trostlos? Ist das nicht ein Verbrechen, schlimmer als sonst ein Verbrechen in der Welt? Und wir alle, und auch Sie samt Ihrer Kirche begehen immer von neuem dieses Verbrechen. Verzeihen Sie mir . . .

Priester. Ja, wenn man die Lehre Christi in diesem . . . rationalistischen Sinne, sozusagen, auffaßt, dann mag das wohl stimmen.

Nikolaj Iwanowitsch. In welchem Sinne Sie sie auch auffassen mögen — es stimmt auf jeden Fall.

Schweigen. Der Priester will sich verabschieden. Alexandra Zwanowna kommt dazu.

Alexandra Zwanowna. Leben Sie wohl, Väterchen. Hören Sie nicht auf ihn — er wird Sie vom rechten Wege abbringen.

Priester zu Nikolaj Zwanowitsch. Ich kann nur sagen: dringen Sie tiefer ein in den Sinn der Schrift. Die Sache ist viel zu wichtig, um gar so leicht genommen zu werden. Ab.

Alexandra Zwanowna. Nein, wirklich, Nicolas, — du bist geradezu rücksichtslos gegen ihn. Er ist doch noch ein richtiger Junge, wenn er auch schon sein Amt hat. Er kann doch noch keine festen Überzeugungen haben, ist seiner selbst noch nicht sicher . . .

Nikolaj Zwanowitsch. Soll ich ihm Zeit lassen, bis er verstockt und erstarrt ist im Irrtum? Er ist ein braver, aufrichtiger Mensch.

Alexandra Zwanowna. Was wird aber mit ihm, wenn er dir glaubt?

Nikolaj Zwanowitsch. Ich verlange nicht, daß er mir glaubt. Doch wenn er die Wahrheit erblickte, wäre das gut für ihn, wie für alle andern.

Alexandra Zwanowna. Wenn das wirklich so gut wäre, dann würden doch alle dir glauben, jetzt aber ist das Gegenteil der Fall. Niemand glaubt dir jetzt, am allerwenigsten deine Frau. Und sie kann dir auch nicht glauben.

Nikolaj Zwanowitsch. Wer hat dir das gesagt?

Alexandra Zwanowna. Versuch' doch einmal, das alles Mascha klar zu machen. Sie hat es nie begriffen und wird es auch nie begreifen — wie überhaupt kein Mensch in der Welt es begreifen wird, daß man sich um fremde Menschen kümmern, die

eignen Kinder aber dem Elend überlassen solle. Versuch's einmal, das Mascha begreiflich zu machen.

Nikolaj Iwanowitsch. Ganz sicher wird Mascha es begreifen. Und nimm es mir nicht übel, liebe Mline: wenn nicht fremde Einflüsse auf sie wirkten, denen sie nur zu leicht unterliegt, dann hätte sie mich längst begriffen und würde zu mir halten.

Alexandra Iwanowna. Auch betreffs der Kinder, die du zugunsten irgendeines Jefim und seiner Saustumpane ins Elend stoßen willst? Niemals! Du wirst mir vielleicht böse sein — aber verzeih schon, ich kann nicht anders, ich mußte es dir sagen . . .

Nikolaj Iwanowitsch. Ich bin dir durchaus nicht böse. Ich bin im Gegenteil sehr froh darüber, daß du deine Ansicht so offen ausgesprochen und mir damit Gelegenheit gegeben, mich gleichsam herausgefordert hast, auch meine Ansicht einmal frei auszusprechen. Ich habe heute unterwegs darüber nachgedacht, und ich will mit Mascha reden, jetzt gleich — du wirst sehen, daß sie mir zustimmt, denn sie ist gut und verständig.

Alexandra Iwanowna. Nun, das möchte ich doch, mit deiner Erlaubnis, bezweifeln, daß sie dir zustimmt.

Nikolaj Iwanowitsch. Ich zweifle jedenfalls nicht daran. Es handelt sich doch nicht um eine Sache, die ich mir ausgetüftelt habe, sondern um etwas, was wir alle wissen, was in unser aller Bewußtsein geruht hat, bis Christus es uns offenbarte.

Alexandra Iwanowna. Nach deiner Meinung hat Christus uns dies offenbart — und nach meiner Meinung etwas ganz anderes.

Nikolaj Iwanowitsch. Es kann nichts anderes

sein. Streit zwischen den Spielenden. Er hält inne. Laß einmal für einen Augenblick deinen Widerspruch fallen und höre mich an.

Alexandra Iwanowna. Nun gut, ich höre.

Nikolaj Iwanowitsch. Du wirst zugeben, daß wir alle jeden Augenblick sterben und in das Nichts, in Gott, eingehen können, der von uns verlangt, daß wir nach seinem Willen leben.

Alexandra Iwanowna. Nun — und?

Nikolaj Iwanowitsch. Nun — was kann ich also in diesem Leben anderes tun, als eben nur das, was der oberste Richter in meiner Seele, das Gewissen, der Gott, von mir verlangt? Und das Gewissen, der Gott, verlangt von mir, daß ich alle Menschen für gleichberechtigt halte, daß ich alle liebe, allen diene.

Alexandra Iwanowna. Das gilt auch von deinen Kindern.

Nikolaj Iwanowitsch. Gewiß, auch von ihnen gilt es — immer unter der Voraussetzung, daß ich alles tue, was mein Gewissen mich tun heißt. Die Hauptsache ist, daß ich begreife, daß mein Leben nicht mir und dein Leben nicht dir gehört, sondern daß unser beider Leben Gott gehört, der uns gesandt hat und von uns verlangt, daß wir seinen Willen tun. Sein Wille aber . . .

Alexandra Iwanowa. Und das glaubst du Mascha begreiflich machen zu können?

Nikolaj Iwanowitsch. Unbedingt.

Alexandra Iwanowna. Und du meinst, sie wird darauf verzichten, ihre Kinder weiter zu erziehen, wie es sich gehört, und wird sie ihrem Schicksal überlassen? Niemals!

Nikolaj Iwanowitsch. Nicht sie allein, sondern

auch du wirst begreifen, daß nichts weiter zu tun bleibt.

Alexandra Iwanowna. Niemals!

Maria Iwanowna tritt ein.

Nikolaj Iwanowitsch. Wie geht es dir, Mascha? Ich habe dich heute morgen, als ich wegfuhr, nicht geweckt . . .

Maria Iwanowna. Ich habe gar nicht geschlafen. Hast du alles nach Wunsch erledigt?

Nikolaj Iwanowitsch. Ja.

Maria Iwanowna. Du trinkst ja alles kalt! Übrigens: wir haben Gäste, wir müssen uns auf ihren Empfang vorbereiten. Du hast wohl schon gehört, daß die Escheremschanowa mit ihrem Sohne und ihrer Tochter kommt?

Nikolaj Iwanowitsch. Es soll mich freuen, wenn ihr Besuch dir angenehm ist.

Maria Iwanowna. Ja, ich habe sie gern, die Mutter wie die Kinder. Sie kommen ja etwas ungelegen . . .

Alexandra Iwanowna steht auf. Ihr habt euch vielleicht etwas zu sagen — ich will ein wenig dem Spiel zuschauen. Ab.

Kurzes Schweigen. Dann beginnen Nikolaj Iwanowitsch und Maria Iwanowna zu gleicher Zeit zu sprechen.

Maria Iwanowna. Sie kommen mir ungelegen, weil wir uns doch endlich einmal aussprechen müssen . . .

Nikolaj Iwanowitsch. Ich sprach eben mit Uline darüber . . .

Maria Iwanowna. Worüber?

Nikolaj Iwanowitsch. Nein, sprich du nur.

Maria Iwanowna. Ich wollte mit dir über Stepa reden. Es muß doch endlich irgendein Entschluß gefaßt werden. Der arme Junge macht sich

Sorgen und weiß nicht, was aus ihm wird. Er kam zu mir — ich kann doch aber nichts entscheiden.

Nikolaj Iwanowitsch. Was ist dazu entscheiden? Mag er doch selbst die Entscheidung treffen.

Maria Iwanowna. Du weißt, daß er als Freiwilliger bei der Garde eintreten will. Dazu braucht er eine Bescheinigung über deine Einwilligung — und dann muß er sich doch selbst erhalten. Erregt. Und du willst ihm die Mittel nicht bewilligen!

Nikolaj Iwanowitsch. Rege dich um Gottes willen nicht auf, liebe Mascha, sondern höre mich an. Es handelt sich hier um keine Bewilligung oder Nichtbewilligung. Ich halte den freiwilligen Eintritt ins Heer für eine Torheit, falls nur Mangel an Einsicht in Frage kommt, oder für eine Gemeinheit, falls dabei Berechnung im Spiele ist . . .

Maria Iwanowna. Du redest von Torheit, von Gemeinheit — aber der Junge muß doch leben und die Forderungen des Lebens erfüllen! Auch du hast gelebt.

Nikolaj Iwanowitsch gerät in Hitze. Ja, ich habe gelebt, und auch mir mangelte die Einsicht, weil niemand mir die Augen darüber öffnete, wie die Dinge tatsächlich liegen. Doch hier ist von ihm und nicht von mir die Rede.

Maria Iwanowna. Wieso denn nicht von dir? Du bist es doch, der ihm das Geld nicht gibt.

Nikolaj Iwanowitsch. Ich kann nicht geben, was nicht mir gehört.

Maria Iwanowna. Was nicht dir gehört? Wie soll ich das verstehen?

Nikolaj Iwanowitsch. Was andere erarbeitet haben, gehört eben nicht mir. Das Geld, das ich

ihm geben würde, müßte ich erst andern wegnehmen. Dazu habe ich kein Recht, ich darf es nicht. Solange ich die Verfügung über mein Vermögen habe, darf ich darüber nur so verfügen, wie mein Gewissen es mir vorschreibt. Ich kann mit dem sauern Schweiß der Bauern, deren letzte Kraft durch unmenschlich schwere Arbeit erschöpft wird, nicht die Bechgelage der Herren Leibgardisten bezahlen. Entzieht mir die Verfügung über mein Vermögen — dann entfällt auch meine Verantwortung.

Maria Iwanowna. Du weißt, daß ich das nicht will und nicht kann. Alles lastet auf meinen Schultern — ich habe sie geboren, genährt und erzogen . . . die Sorge um sie erdrückt mich . . . das ist entsetzlich . . .

Nikolaj Iwanowitsch. Mascha, meine Herzensfreundin — nicht darauf kommt es doch an! Als du zu reden begannst, lag auch mir das Wort auf den Lippen, ich wollte so recht herzlich und aufrichtig mit dir reden. So geht das doch nicht weiter — wir leben miteinander und verstehen einander nicht. Zuweilen scheint es sogar, als suchten wir einander absichtlich mißzuverstehen.

Maria Iwanowna. Ich will dich ja verstehen, aber ich vermag es nicht. Ich begreife nicht, was mit dir vorgegangen ist.

Nikolaj Iwanowitsch. Wohl, so höre denn, und suche mich zu verstehen. Es ist zwar jetzt nicht die Zeit dazu — aber Gott weiß, wann dazu sonst noch Zeit sein wird! Nicht mich allein mußt du verstehen lernen, sondern auch dich selbst und dein eignes Leben. Es geht doch nicht an, daß der Mensch nur so hinlebe, ohne zu wissen, warum er lebt.

Maria Iwanowna. Wir haben doch aber bis

jetzt „so“ gelebt und uns dabei ganz wohl befunden. Sie bemerkt auf seinem Gesichte den Ausdruck des Unwillens. Nun, gut, gut, — ich höre schon.

Nikolaj Iwanowitsch. Gewiß, auch ich habe „so“ gelebt — „so“, das heißt, ohne mir Gedanken darüber zu machen, warum ich lebe. Doch es kam die Zeit, da ich erschrak über dieses Leben: wir leben von der Arbeit anderer, wir lassen andere sich für uns quälen, und wir setzen Kinder in die Welt und erziehen sie für das gleiche Leben. Das Alter kommt, und der Tod — und ich frage mich: warum habe ich gelebt? Wirklich nur darum, daß ich ebensolche Parasiten in die Welt setze, wie ich selbst einer bin? Was für ein Leben ist das? Nicht einmal lustig ist es, bei Gott! Es mag noch erträglich sein, solange, wie bei Wanja, die Lebensenergie überschäumt...

Maria Iwanowna. Aber alle Welt lebt doch so!

Nikolaj Iwanowitsch. Und alle Welt ist unglücklich, weil sie so lebt...

Maria Iwanowna. O nein, durchaus nicht!

Nikolaj Iwanowitsch. Nun denn — ich wenigstens kam zu der Erkenntnis, daß ich sehr unglücklich sei und auch dich und die Kinder unglücklich mache. Und ich fragte mich: hat uns Gott wirklich für solch ein Leben geschaffen? Und sowie ich mir diese Frage nur stellte, fühlte ich auch gleich, daß ich sie mit einem „Nein!“ beantworten mußte. Und ich fragte mich weiter: Warum hat uns nun eigentlich Gott geschaffen?

Ein Lakai erscheint. Maria Iwanowna hört nicht auf ihren Gatten, sondern wendet sich zu dem Lakaien.

Maria Iwanowna. Bringen Sie doch heiße Sahne.

Der Lakai entfernt sich.

Nikolaj Iwanowitsch. Und im Evangelium fand ich die Antwort, daß wir keineswegs um unser selbst willen leben. So recht klar ward mir dies, als ich eines Tages über das Gleichnis von den Weingärtnern nachsann. Du kennst es doch?

Maria Iwanowna. Ja . . . von den Arbeitern . . .

Nikolaj Iwanowitsch. Dieses Gleichnis hat mich ganz besonders darüber aufgeklärt, worin mein Irrtum bestand. Wie jene Arbeiter glaubten, der Weinberg gehöre ihnen, so glaubte auch ich, mein Leben gehöre mir. Und aus diesem Glauben entsprang all das Schreckliche, das diesem Leben eigen war. Da aber begriff ich, daß mein Leben nicht mir gehört, sondern daß ich in die Welt gesandt bin, um das Werk Gottes zu verrichten.

Maria Iwanowna. Nun, das wissen wir doch schließlich alle.

Nikolaj Iwanowitsch. Wohlan — wenn wir das wissen, dann dürfen wir so nicht weiter leben, wie wir bisher gelebt haben, da alsdann unser ganzes Leben nicht nur nicht die Erfüllung des göttlichen Willens, sondern vielmehr ein ununterbrochener Verstoß gegen den göttlichen Willen ist.

Maria Iwanowna. Wo liegt denn dieser Verstoß, wenn wir doch so leben, daß wir keinem Menschen unrecht tun?

Nikolaj Iwanowitsch. Wie — keinem Menschen unrecht tun? Das ist eben jene Auffassung des Lebens, wie sie den Weingärtnern eigen war. Wir sind eben . . .

Maria Iwanowna. Ich kenne das Gleichnis — er gab ihnen allen gleichen Lohn, nicht wahr?

Nikolaj Iwanowitsch nach kurzem Schweigen. Nein,

das ist ein anderes Gleichnis . . . Ich wollte nur so viel sagen, Mascha: bedenke, daß uns nur ein Leben gegeben ist, das wir entweder heiligen — oder entweihen und zugrunde richten können.

Maria Iwanowna. Ich bin nicht fähig, zu denken und zu überlegen. Ich finde keinen Schlaf in der Nacht, ich nähre das Kind, ich führe allein das ganze Hauswesen — und statt mir zu helfen und mich zu stützen, redest du mir von diesen Dingen, die ich nicht verstehe.

Nikolaj Iwanowitsch. Mascha!

Maria Iwanowna. Nun kommen mir noch diese Gäste auf den Hals.

Nikolaj Iwanowitsch. Nun, wir werden schon noch einig werden. Er küßt sie. Nicht wahr?

Maria Iwanowna. Ja, sei du nur so, wie du früher warst!

Nikolaj Iwanowitsch. Das kann ich nicht. Aber hör' mich an . . .

Man hört Schellengeläut und das Geräusch eines heranrollenden Wagens.

Maria Iwanowna. Jetzt ist keine Zeit, sie sind da. Ich muß sie empfangen.

Sie verschwindet um die Hausecke. Eben dahin gehen Stepa und Ljuba. Alexandra Iwanowa, ihr Gatte und Lisanjka kommen auf die Terrasse. Nikolaj Iwanowitsch geht, in Nachdenken versunken, auf und ab. Wanja springt über eine Bank.

Wanja. Ich gebe die Partie nicht auf, ihr müßt sie zu Ende spielen. Ljuba — nun, wie ist dir denn?

Ljuba in ernstem Tone. Bitte, laß die Dummheiten.

Alexandra Iwanowna. Nun, hast du Mascha überzeugt?

Nikolaj Iwanowitsch. Was sich zwischen uns vollzieht, ist etwas Großes, Bedeutsames, Uline.

Scherze sind da nicht angebracht. Nicht ich kann sie überzeugen, sondern nur das Leben, nur die Wahrheit, nur Gott. Sie allein vermögen den Menschen zu überzeugen, ihnen wird sie glauben, glauben müssen — wenn nicht heute, so doch morgen, und wenn nicht morgen, dann . . . Wie schrecklich ist das doch, daß die Menschen nie Zeit haben . . . Wer ist denn da angekommen?

Peter Semjonowitsch. Die Tscheremschanows. Die gute Catiche — wie lange ist's her, daß ich sie nicht gesehen habe! Wohl achtzehn Jahre sind es. Das letztmal, als wir uns trafen, sangen wir beide ein Duett: *La ci darem la mano* . . . Er singt.

Alexandra Iwanowna zu ihrem Gatten. Bitte, stör' uns doch nicht! Übrigens — glaube nicht etwa, ich wolle mich mit Nicolas zanken — ich denke nicht im Traume daran. Zu Nikolaj Iwanowitsch. Ich wollte die Sache durchaus nicht ins Scherzhafte ziehen — es kam mir nur so sonderbar vor, daß du Mascha gerade in dem Augenblick befehlen wolltest, als sie sich vorgenommen hatte, sich mit dir einmal gründlich auszusprechen.

Nikolaj Iwanowitsch. Nun, gut, gut. Da kommen sie schon. Sag' doch, bitte, Mascha, ich würde in meinem Zimmer sein. Ab.

Zweiter Akt

Daselbe Landgut, eine Woche später. Die Bühne stellt einen großen Saal dar. Der Tisch ist gedeckt. Ein Samowar, Tee und Kaffee. An der Wand ein Flügel und ein Notenschrank. Am Tische sitzen Maria Iwanowna, die Fürstin und Peter Semjonowitsch.

Peter Semjonowitsch. Ja, Fürstin. Sie haben noch kürzlich die Kosina gesungen, und ich . . . Jetzt taue ich nicht einmal mehr zum Don Basilio.

Fürstin. Jetzt sollten unsere Kinder den Gesang pflegen, nur ist das leider jetzt nicht Sitte, die Zeiten haben sich geändert.

Peter Semjonowitsch. Ja, die Herrschaften halten sich an positivere Dinge. Die junge Fürstin, Ihre Tochter, spielt übrigens ausgezeichnet. Wo stecken denn die jungen Leute? Sie schlafen wohl noch?

Maria Iwanowna. Ja, sie haben gestern einen Spazierritt im Mondschein gemacht und sind erst spät nach Hause gekommen. Ich gab gerade dem Kleinen die Brust und hörte sie.

Peter Semjonowitsch. Und wann kommt denn meine glaubenseifrige Dame zurück? Zu Maria Iwanowna. Habt ihr den Wagen nach ihr geschickt?

Maria Iwanowna. Ja. Sie muß bald da sein.

Fürstin. Ist Alexandra Iwanowna wirklich nur hingefahren, um den Vater Gerassim zu holen?

Maria Iwanowna. Ja, gestern bekam sie plötzlich den Einfall und machte sich gleich auf den Weg.

Fürstin. Quelle énergie! Je l'admire...

Peter Semjonowitsch. Oh! pour ceci. Ce n'est pas ce qui nous manque. Nimmt eine Zigarre aus dem Etui. Ich will ein wenig rauchen und mit den Hunden im Park spazieren gehen, solange die jungen Leute noch nicht auf sind. Ab.

Fürstin. Ich weiß nicht, meine liebe Maria Iwanowna — ich habe so den Eindruck, daß Sie sich die Sache viel zu sehr zu Herzen nehmen. Ich kann ihn verstehen. Das ist so eine erhabene Stimmung, in der er sich befindet. Was schadet es denn, wenn er den Armen etwas zukommen läßt? Wir denken ohnedies viel zu sehr an uns selbst.

Maria Iwanowna. Ja, wenn es dabei sein Bewenden hätte — aber Sie kennen ihn nicht, Sie wissen nicht alles. Es handelt sich hier nicht nur um die Hilfe, die er den Armen bringt, sondern um eine völlige Umwälzung, eine Vernichtung alles Bestehenden.

Fürstin. Ich möchte mich nicht in Ihr Familienleben einmischen, aber wenn Sie gestatten...

Maria Iwanowna. Sehr gern, ich zähle Sie zu meiner Familie, namentlich jetzt.

Fürstin. Ich würde Ihnen raten, gerade und offen heraus Ihre Forderungen zu stellen und sich mit ihm darüber zu einigen... wie weit er...

Maria Iwanowna erregt. Wie weit? Er will nichts von einer Einschränkung wissen, will alles verteilen. Er will, daß ich jetzt, auf meine alten Tage, Köchin werde, oder Wäscherin.

Fürstin. Nicht möglich! Das ist ja ganz merkwürdig!

Maria Iwanowna zieht einen Brief hervor. Wir

sind jetzt allein, ich kann Ihnen ja alles sagen. Gestern hat er mir diesen Brief hier geschrieben. Ich will Ihnen vorlesen, was er schreibt.

Fürstin. Wie denn — er lebt unter einem Dache mit Ihnen und schreibt Ihnen Briefe? Wie sonderbar!

Maria Iwanowna. Nein, das kann ich schon begreifen. Er regt sich immer so auf, wenn er spricht. Ich habe in letzter Zeit wirklich für seine Gesundheit gefürchtet.

Fürstin. Was schreibt er denn?

Maria Iwanowna. Hören Sie! Sie liest. „Du machst mir Vorwürfe und sagst, daß ich unser bisheriges Leben zerstöre, ohne ein neues zu schaffen, daß ich nicht sage, wie ich die Verhältnisse der Familie in Zukunft ordnen will; sobald wir davon zu reden anfangen, geraten wir beide in Hitze, und darum schreibe ich Dir lieber. Weshalb ich nicht so weiter leben kann wie bisher, habe ich Dir schon oftmals gesagt; Dich davon zu überzeugen, daß man so nicht leben darf, sondern auf christliche Weise leben muß — das wird mir auf brieflichem Wege kaum gelingen. Nur zwei Möglichkeiten verbleiben Dir: entweder glaubst Du der Wahrheit und Freiheit — und gehst mit mir, oder Du glaubst mir, vertraust Dich mir an und folgst mir nach.“ Sie unterbricht das Lesen. Das kann ich nicht — weder das eine noch das andere. Abgesehen davon, daß ich dann so leben müßte, wie er es will, tun mir auch die Kinder leid, und ich kann mich ihm jedenfalls nicht anvertrauen. Sie liest weiter. „Mein Plan ist der folgende. Wir geben unser ganzes Land an die Bauern ab und behalten für uns fünfzig Desjatinen samt dem Garten und der Rieselwiese. Wir wollen zusehen, wie wir selbst mit der Bearbeitung

fertig werden, doch wollen wir weder uns selbst noch den Kindern Zwang antun. Das, was wir für uns behalten, kann uns immerhin gegen fünfhundert Rubel abwerfen.“

Fürstin. Fünfhundert Rubel — und das soll für eine Familie mit sieben Kindern reichen? Das ist unmöglich.

Maria Iwanowna. Nun, hier ist der ganze Plan — das Haus soll zu Schulzwecken dienen, und wir selbst sollen in dem Gärtnerhäuschen, in zwei Zimmern, wohnen.

Fürstin. Ich fange nun wirklich an zu glauben, daß die Sache krankhaft ist. Was haben Sie ihm geantwortet?

Maria Iwanowna. Ich sagte ihm, ich könne auf seinen Vorschlag nicht eingehen — ich selbst würde ihm überallhin folgen, der Kinder wegen sei es jedoch unmöglich. Wenn ich so dran denke — ich habe doch Nikolenjka noch an der Brust! . . . Ich antwortete ihm: das geht doch nicht, daß alles so mit einem Male abgebrochen wird. Ich bin darauf nicht vorbereitet, bin schon schwach und alt. Ich habe neun Kinder geboren und genährt . . .

Fürstin. Ich hätte nicht gedacht, daß die Sache so weit gediehen ist.

Maria Iwanowna. So liegen die Dinge jetzt, und ich weiß nicht, was nun weiter werden wird. Gestern hat er den Bauern in Omitrowka den Pachtzins geschenkt, und er will ihnen das Land ganz und gar überlassen.

Fürstin. Ich bin der Meinung, daß Sie es nicht so weit kommen lassen dürfen. Wir haben alle die Pflicht, für unsere Kinder zu sorgen. Wenn er der

Verwaltung seines Vermögens nicht mehr gewachsen ist, soll er es Ihnen übergeben.

Maria Iwanowna. Das verlange ich gar nicht.

Fürstin. Sie müssen es der Kinder wegen verlangen. Mag er das Gut auf Ihren Namen überschreiben lassen.

Maria Iwanowna. Meine Schwester hat es ihm schon gesagt; er meinte, er habe kein Recht dazu, der Grund und Boden gehöre denjenigen, die ihn bearbeiten, und darum sei er verpflichtet, das Land den Bauern zu übergeben.

Fürstin. Ja, jetzt ist mir klar, daß die Sache weit ernster ist, als ich zuerst annahm.

Maria Iwanowna. Und — denken Sie: der Priester ist auf seiner Seite!

Fürstin. Ja, ich habe das gestern zu meinem Erstaunen bemerkt.

Maria Iwanowna. Darum ist jetzt meine Schwester nach Moskau gefahren, sie will mit dem Notar Rücksprache nehmen und vor allem den ehrwürdigen Vater Gerassim mitbringen, der ihm ins Gewissen reden soll.

Fürstin. Ganz recht. Ich meine doch, das Christentum kann nicht darin bestehen, daß man seine Familie zugrunde richtet.

Maria Iwanowna. Aber er wird sich auch vom Vater Gerassim nicht überzeugen lassen. Er ist so hartnäckig, so bestimmt in allem, und wenn er zu mir spricht, verstehen Sie, weiß ich ihm nichts zu entgegnen. Und das Schlimmste ist, daß er mir recht zu haben scheint.

Fürstin. Es scheint Ihnen so, weil Sie ihn lieben.

Maria Iwanowna. Ich weiß nicht, was der Grund ist, aber es ist schrecklich, schrecklich. Alles ist

so unsicher, nichts wird entschieden. Das soll nun Christentum sein.

Die Kinderfrau tritt ein. Ich bitte, gnädige Frau, Nikolenjka ist auf und ruft.

Maria Iwanowna. Sofort. Ich bin so aufgereggt, und das Kind hat Leibscherzen. Ich komme schon, ich komme.

Durch die andere Tür tritt Nikolaj Iwanowitsch ein, mit einem Schreiben in der Hand.

Nikolaj Iwanowitsch. Nein, das darf nicht sein!

Maria Iwanowna. Was denn?

Nikolaj Iwanowitsch. Daß Peter wegen einer elenden Tanne aus unserem Walde ins Gefängnis kommt.

Maria Iwanowna. Wieso?

Nikolaj Iwanowitsch. Nun, eben — so! Er hat sie gefällt und wurde deshalb beim Friedensrichter angezeigt, der ihn zu einem Monat Gefängnis verurteilt hat. Seine Frau hat um Aufschub gebeten. . .

Maria Iwanowna. Nun — er wurde nicht bewilligt?

Nikolaj Iwanowitsch. Nein. Das einzige Mittel, solche Dinge zu verhindern, ist eben, daß man keinen Wald besitzt. Und ich werde dafür sorgen, daß ich ihn los werde. Was kann ich jetzt noch tun? Ich werde zu ihm gehen und zusehen, ob keine Hilfe möglich ist — für das Unheil, das wir angerichtet haben.

Ljuba und Boris treten ein.

Ljuba. Guten Morgen, Papa. Sie küßt ihn. Wohin gehst du?

Nikolaj Iwanowitsch. Ins Dorf zurück, wo ich eben schon war. Dort führt man jetzt einen hungrigen Menschen ins Gefängnis ab, weil er . . .

Ljuba. Wohl den Peter?

Nikolaj Iwanowitsch. Ja, den Peter. Ab. Maria Iwanowna folgt ihm.

Ljuba setzt sich an den Samowar, zu Boris. Trinken Sie Kaffee oder Tee?

Boris. Es ist mir gleich.

Ljuba. Immer dasselbe. Ich weiß nicht, wie das enden soll.

Boris. Ich verstehe ihn nicht. Ich weiß, daß das Volk arm und unwissend ist, daß man ihm zu Hilfe kommen muß. Aber das darf doch nicht dadurch geschehen, daß man die Diebe ermutigt.

Ljuba. Wodurch sonst?

Boris. Durch unsere gesamte Tätigkeit. Wir müssen all unser Können und Wissen in seinen Dienst stellen, brauchen darum aber noch nicht unsere Existenz zu opfern.

Ljuba. Und Papa meint, gerade das sei notwendig.

Boris. Das verstehe ich nicht. Man kann doch dem Volke dienen, ohne sein eigenes Leben zu vernichten. So wenigstens will ich mein Leben einrichten. Und wenn du mir . . .

Ljuba. Ich will das, was du willst. Ich fürchte mich vor nichts.

Boris. Und diese Ohrringe, dieses Kleid?

Ljuba. Die Ohrringe kann ich ja verkaufen, und das Kleid ist nicht weit her. Schließlich braucht man doch auch nicht als Vogelscheuche herumzulaufen.

Boris. Ich möchte gern noch eingehender mit ihm reden. Was meinst du — wird es ihm nicht unangenehm sein, wenn ich ihn jetzt im Dorfe aufsuche?

Ljuba. Nicht im geringsten. Ich sehe, daß er

dich liebgewonnen hat, er hat sich gestern im Gespräch am häufigsten an dich gewandt.

Boris. Ich will also zu ihm gehen.

Ljuba. Geh nur, ich will inzwischen Lisa und Tonja wecken.

Beide nach verschiedenen Seiten ab.

Szenenwechsel

Dorfstraße. Iwan Sjabrew liegt, mit einem Pelze bedeckt, vor seinem Bauernhäuschen.

Iwan. Malaschka!

Ein winziges Mädchen, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, kommt hinter dem Hause hervor. Das Kind schreit.

Iwan. Gib mir Wasser zu trinken!

Malaschka geht in die Stube, man hört drinnen das Kind schreien. Sie kommt mit einem Krüge voll Wasser heraus.

Iwan. Warum prügelnst du den Kleinen immer, wenn er schreit? Wart, ich sag's der Mutter!

Malaschka. Sag' ihr, daß er vor Hunger schreit.

Iwan trinkt. Geh zu Demkins herum, bitt' um etwas Milch.

Malaschka. Ich bin da gewesen und hab' nichts bekommen. Kein Mensch war zu Hause.

Iwan. Ach, wenn doch der Tod käme! Hat's schon zu Mittag geläutet?

Malaschka mit lauter Stimme. Ja, vor 'ner Weile. Der gnädige Herr kommt da eben.

Nikolaj Iwanowitsch tritt auf Iwan zu. Warum bist du herausgekommen?

Iwan. Drinnen sind Fliegen, und so heiß ist's dort.

Nikolaj Iwanowitsch. Ist dir jetzt besser?

Jwan. So heiß ist mir, als wenn ich Feuer im Leibe hätte.

Nikolaj Jwanowitsch. Wo ist denn Peter — zu Hause?

Jwan. Was soll er zu Hause, bei so schönem Wetter? Auf dem Felde ist er, Getreide fährt er ein.

Nikolaj Jwanowitsch. Man sagt mir, er solle ins Gefängnis abgeführt werden?

Jwan. So ist's, der Polizist holt ihn eben auf dem Felde ab.

Eine schwangere Bäuerin kommt, mit einem Bund Hafer und einer Harke. Sie versetzt Malaschka sogleich einen Schlag in den Nacken.

Bäuerin. Warum trägst du den Kleinen nicht? Da, wie er schreit! Immer nur auf der Straße herumlaufen — das könnte dir passen!

Malaschka heult laut auf. Den Augenblick bin ich herausgekommen. Väterchen wollte trinken.

Bäuerin. Ich will dich lehren! Sie erblickt den Gutsheerrn. Schönen guten Tag, Väterchen Nikolaj Jwanowitsch, uns geht's recht schlecht. Zu Tode kann man sich quälen; alles muß ich ganz allein machen. Den einzigen, der noch arbeiten kann, sperren sie uns ein, und der Faulpelz wälzt sich im Bett herum!

Nikolaj Jwanowitsch. Was redest du da, er ist doch krank!

Bäuerin. Der — und krank! Bin ich's vielleicht nicht? Wenn er an die Arbeit soll, ist er jedesmal krank. Wenn's aber ans Saufen geht, oder wenn er mich an den Böpfen herumzerren kann, dann ist er nicht krank. Meinetwegen kann er krepieren wie ein Hund.

Nikolaj Jwanowitsch. Wie kannst du nur so reden — das ist Sünde!

Bäuerin. Ich weiß, daß es Sünde ist, aber ich kann mich mal nicht beherrschen. Ich bin so schwach, und soll für zwei arbeiten! Alles hat schon abgeerntet, und wir haben noch zwei Schläge zu mähen. Längst sollte alles in der Scheune sein, aber kommt man denn dazu? Ewig hat man im Hause zu tun und nach den Rindern zu sehen.

Nikolaj Iwanowitsch. Den Hafer will ich euch abmähen und binden lassen.

Bäuerin. Das Binden ist das wenigste — das besorg' ich selber, wenn er nur erst abgemäht ist. Und wie steht's wohl um ihn, Nikolaj Iwanowitsch: wird er sterben müssen? Gar zu elend sieht er doch aus.

Nikolaj Iwanowitsch. Ich weiß nicht, was mit ihm wird. Schlimm genug sieht er aus. Ich denke, man bringt ihn ins Krankenhaus.

Bäuerin. Ach du meine Güte! Sie beginnt laut zu weinen. Bring ihn nur nicht fort, laß ihn hier sterben. Zu ihrem Manne. Wie denkst du?

Iwan. Ich will ins Krankenhaus. Hier hab' ich's schlechter als ein Hund.

Bäuerin. Ich weiß nicht mehr aus noch ein. Ganz kopflos bin ich. Malaschka, mach' das Mittagessen zurecht.

Nikolaj Iwanowitsch. Was habt ihr denn zu Mittag?

Bäuerin. Was sollen wir haben? Kartoffeln und Brot, nicht mal satt zu essen hat man.

Sie geht nach der Stube; man hört das Quieten der Ferkel und das Schreien der Rinder.

Iwan stöhnt. O Gott, wenn doch schon der Tod käme!

Boris kommt. Kann ich Ihnen hier nicht von Nutzen sein?

Nikolaj Zwanowitsch. Hier können Sie andern nicht von Nutzen sein. Das Übel ist schon zu tief eingefressen. Einen Nutzen können nur Sie selbst hier haben, indem Sie sehen, worauf unser Glück sich aufbaut. Eine Familie von fünf Kindern, eine schwangere Frau, ein todkranker Mann, und Kartoffeln die einzige Nahrung. Und ob das nächste Jahr Hunger oder Satttheit bringt, ist noch nicht sicher. Da gibt es nichts zu helfen. Wie wollen Sie da helfen? Ich werde ihr einen Arbeiter stellen. Wer ist aber dieser Arbeiter? Ein ebenso armer Schlucker, dessen Wirtschaft ein Opfer des Glends, der Trunksucht geworden ist.

Boris. Ja — aber, verzeihen Sie, was tun Sie denn dann hier?

Nikolaj Zwanowitsch. Ich studiere meine eigne Lage; ich suche in Erfahrung zu bringen, wer eigentlich diese Leute sind, die unsere Gärten in Ordnung halten, unsere Häuser bauen, uns ernähren und bekleiden.

Bauern mit Sensen und Bäuerinnen mit Harten kommen heran und verneigen sich.

Nikolaj Zwanowitsch hält einen der Bauern an. Sag' mal, Jefrem — möchtest du dich nicht bei Zwan zum Hafermähen vermieten?

Jefrem schüttelt den Kopf. Herzlich gern tät' ich's, aber ich hab' keine Zeit, hab' noch nicht mal bei mir alles eingefahren. Eben wollen wir aufs Feld, um es heimzuholen. Wie steht's denn mit Zwan, wird er sterben?

Ein zweiter Bauer. Vielleicht tut's Großvater Sewastjan. He, Großvater Sewastjan! Hier wird ein Schnitter verlangt.

Sewastjan. Vermiet' dich doch selber. Ein Sag

wie heute gibt Brot fürs ganze Jahr, den muß man für sich wahrnehmen.

Nikolaj Iwanowitsch. Das ist nun alles halbverhungertes Volk, das von Brot und Wasser lebt, von allen möglichen Leiden heimgesucht wird und dabei doch alt wird. Jener Greis, zum Beispiel, hat einen Bruch, der ihn arg belästigt, und dabei arbeitet er von vier Uhr morgens bis zehn Uhr abends und lebt kaum noch. Und wir? Wie können wir, wenn wir alles das recht erfassen, ruhig so weiterleben und uns für Christen halten? Doch, was sag' ich, für Christen — für wilde Tiere sollten wir uns halten.

Boris. Aber was sollen wir denn tun?

Nikolaj Iwanowitsch. Wir sollen nicht teilhaben an diesem Übel. Wir sollen kein Land besitzen, sollen nicht von den Früchten ihrer Arbeit leben. Wie das einzurichten ist, weiß ich nicht. Ich kann nur sagen, was ich an mir selbst erlebt habe. Ich lebte in den Tag hinein und begriff nicht, wie ich lebte, begriff nicht, daß ich ein Sohn Gottes bin, daß wir alle Söhne Gottes und Brüder sind. Als ich das aber begriffen hatte und wußte, daß alle ein gleiches Recht auf das Leben besitzen, vollzog sich eine völlige Umwälzung in meinem Leben. Ich kann Ihnen das alles jetzt nicht so auseinandersetzen . . . So viel nur kann ich sagen, daß ich früher blind war, wie die Meinigen es jetzt noch sind, daß ich aber jetzt ein Sehender geworden bin. Und ich kann nicht anders, ich muß sehen — und weil ich sehe, kann ich nicht so weiterleben wie früher. Ich muß jetzt wenigstens so viel tun, als ich zu tun vermag.

Der Polizist, Peter, seine Frau und sein kleiner Sohn erscheinen.

Peter fällt Nikolaj Zwanowitsch zu Füßen. Verzeih um Christi willen, jetzt bin ich zugrunde gerichtet. Was wird aus meinem Weibe? Wenn ich wenigstens eine Bürgschaft stellen könnte!

Nikolaj Zwanowitsch. Ich werde hinfahren, werde schreiben. Zum Polizisten. Kann er denn nicht gleich hier bleiben?

Polizist. Wir haben Befehl, ihn auf dem Amt einzuliefern.

Nikolaj Zwanowitsch. Dann geh nur mit, ich miete dir einen Knecht, will tun, was ich kann. Das kommt mir nun schon zu. Wie kann man nur so leben? Ab.

Szenenwechsel

Wohnhaus auf dem Gute. Es regnet. Salon mit einem Flügel darin. Tonja hat eine Sonate von Schumann gespielt und sitzt am Flügel. Stepa steht neben dem Flügel. Boris sitzt. Ljuba, Lisanjka, Mitrofan Jermilytsch, der Priester stehen da und sind alle von dem Spiel begeistert.

Ljuba. Dieses Andante — wie herrlich!

Stepa. Und das Scherzo. Alles ist ganz wundervoll.

Lisanjka. Entzückend.

Stepa. Ich wußte gar nicht, daß Sie eine solche Künstlerin sind. Ihr Spiel war wirklich meisterhaft. Es gibt für Sie keine Schwierigkeiten mehr. Sie denken nur noch an den Ausdruck und drücken alles so wunderbar fein aus.

Ljuba. So vornehm.

Tonja. Und ich habe immer das Gefühl, als wäre es noch lange nicht das, was ich gern geben möchte. Es fehlt noch so mancherlei.

Lisanjka. Was soll da noch fehlen? Ganz wundervoll ist's.

Ljuba. Schumann ist ja sehr schön, aber Chopin greift doch mehr ans Herz.

Stepa. Es ist mehr Lyrik darin.

Tonja. Man kann die beiden nicht gut miteinander vergleichen.

Ljuba. Kennst du sein „Prélude“?

Tonja. Das sogenannte „George-Sand-Prélude“. Sie spielt den Anfang.

Ljuba. Nein, das meine ich nicht. Auch dieses ist ganz nett, aber so abgeleiert. Spiel' doch einmal, bitte, das andere.

Tonja spielt und bricht gleich wieder ab.

Ljuba. Nein, auch dieses nicht. Ich meine das in D-moll.

Tonja. Ach, das meinst du? Das ist herrlich. So etwas Elementares, aus der vorweltlichen Zeit.

Stepa lacht. Ja, ganz recht. Nun — spielen Sie es, bitte. Oder nein, Sie müssen ja müde sein! Sie haben uns ohnedies schon einen wundervollen Morgen bereitet.

Tonja erhebt sich und sieht durchs Fenster. Da kommen wieder diese Bauern.

Ljuba. Eine herrliche Kunst, die Musik! Ich kann den König Saul wohl verstehen. Ich bin zwar nicht vom Teufel besessen wie er, aber ich kann ihn verstehen. Keine Kunst wiegt einen so in Selbstvergessen, wie die Musik. . .

Tonja. Und dabei heiratest du einen Menschen, der nichts von Musik versteht.

Ljuba. Doch! Boris hat Verständnis für Musik.

Boris zerstreut. Was ist mit der Musik? Gewiß,

ich liebe sie . . . Aber ich schätze sie nicht sehr hoch ein . . . und bin eigentlich etwas böse auf die Leute, die sie gar zu ernst nehmen.

Auf dem Tische steht Konfekt, alle essen davon.

Ljuba. Wie nett ist das doch — man hat einen Bräutigam, und dazu Konfekt . . .

Boris. Daran bin ich wirklich unschuldig — das Konfekt hat Mama spendiert.

Tonja. Das ist doch sehr hübsch von ihr. Tritt an das Fenster. Zu wem wollt ihr denn?

Bauern vor dem Fenster. Zu Nikolaj Iwanowitsch sind wir gekommen.

Ljuba. Er ist nicht da, ihr müßt warten.

Tonja. Und wie denkst du über die Poesie?

Ljuba. Ich stelle die Musik höher. Ich liebe sie darum so sehr, weil sie einen so ganz gefangen nimmt und über die Wirklichkeit emporhebt. Wir waren alle so düster gestimmt, und mit einemmal begannst du zu spielen, und alles hellte sich auf, als wenn die Sonne durch die Wolken gebrochen wäre.

Lisanjka. Die Chopinschen Walzer zum Beispiel — sie sind ja etwas verbraucht, aber doch . . .

Tonja. Dieser zum Beispiel . . . Sie spielt.

Nikolaj Iwanowitsch tritt ein und begrüßt die Anwesenden.

Nikolaj Iwanowitsch. Wo ist Mama?

Ljuba. Im Kinderzimmer, glaube ich. Wie wundervoll Tonja spielt, Papa! Wo bist du gewesen?

Nikolaj Iwanowitsch. Im Dorfe.

Stepa ruft den Lakai, der gleich darauf eintritt. Bring noch einen Samowar.

Nikolaj Iwanowitsch begrüßt den Lakaien, indem er ihm die Hand reicht. Guten Tag, mein Lieber.

Der Lakai wird verlegen und entfernt sich. Nikolaj Zwano-
witsch gleichfalls ab.

Stepa. Der arme Afanassij! Wie verdukt er
dreinschaute!

Nikolaj Zwano-
witsch kehrt ins Zimmer zurück. Ich
hatte euch verlassen, ohne auszusprechen, was ich
denke. Und das war nicht recht, wie ich glaube. Zu
Tonja. Wenn Sie, als Gast des Hauses, durch meine
Worte verlekt werden, dann bitte ich um Verzeihung
— aber ich kann nicht anders, ich muß es sagen. Du
meintest vorhin, Ljuba, die Fürstin habe so schön
gespielt. Ihr sitzt nun hier gemütlich beisammen, zu
sieben oder acht, lauter kräftige junge Männer und
Frauen, ihr habt bis zehn Uhr geschlafen, habt ge-
trunken und gegessen und eßt noch immer, ihr musiziert
und philosophiert über die Musik — und dort, wo
ich soeben gewesen bin, im Dorfe, sind sie um drei
Uhr morgens aufgestanden, oder haben, wenn sie die
Nachtwache beim Vieh hatten, überhaupt nicht ge-
schlafen, und sind alle miteinander, ob auch krank
und schwach, ob Greise oder Kinder, ob Frauen mit
Säuglingen an der Brust oder in schwangerem Zu-
stand, an die Arbeit gegangen und arbeiten bis zur
Erschöpfung, damit wir hier die Früchte ihrer Arbeit
verzehren. Soeben wurde einer von ihnen, der
einzige Arbeitsfähige in seiner Familie, ins Gefängnis
abgeführt, weil er im Frühjahr in dem angeblich mir
gehörenden Walde eine der hunderttausend Tannen,
die dort wachsen, gefällt hat. Und wir sitzen hier,
sauber gewaschen und nett angezogen, überlassen den
Dienstboten das Wegräumen des Unrats, den wir
im Schlafzimmer zurückgelassen haben, essen und
trinken und streiten uns darum, ob Schumann oder

Chopin auf uns tiefer wirkt und unsere Langeweile besser vertreibt. Es fiel mir gerade so ein, als ich euch vorhin hier sah, und es drängt mich, es euch zu sagen. Denkt einmal darüber nach, ob man wohl so leben kann! Bleibt erregt stehen.

Lisanjka. Das ist wahr — oh, so wahr!

Ljuba. Wenn man so denken soll, kann man auf das Leben gleich verzichten.

Stepa. Warum? Ich sehe nicht ein, weshalb man nicht über Schumann sprechen soll, wenn es dem Volke schlecht geht. Das sind doch Dinge, die nichts miteinander zu tun haben. Wenn man immer...

Nikolaj Zwanowitsch ungehalten. Gewiß, ein herzloser Mensch, der kein Gefühl dafür hat...

Stepa. Nun, ich schweige schon.

Sonja. Ja, das ist eine furchtbare Problem! Es ist das Problem unserer Zeit, und man darf davor nicht zurückschrecken, man muß der Wirklichkeit mutig in die Augen sehen, um das Problem zu lösen.

Nikolaj Zwanowitsch. Wir dürfen nicht warten, bis das Problem durch allgemeine Maßnahmen gelöst wird. Wir alle müssen sterben, der eine heute, der andere morgen; wie kann ich mein Leben ertragen, ohne unter diesem inneren Zwiespalt schwer zu leiden?

Boris. Das einzige Mittel ist: an dem Unrecht nicht teilzunehmen.

Nikolaj Zwanowitsch. Nun, verzeiht mir, wenn ich euch gekränkt habe. Ich mußte jedoch aussprechen, was ich empfinde. Ab.

Stepa. Nicht teilnehmen — wie soll ich denn das machen? Unser Leben ist so unendlich kompliziert.

Boris. Er spricht es doch ganz deutlich aus:

man darf vor allem kein Eigentum besitzen. Man muß sein Leben von Grund auf ändern und so leben, daß man sich nicht von andern bedienen läßt, sondern selbst den andern dient.

Tonja. Sieh doch — du bist ja ganz in sein Lager übergegangen!

Boris. Ja, ich habe ihn jetzt zum erstenmal richtig verstanden. Und diese Szenen, die ich im Dorfe sah . . . Wir brauchen nur die Brille abzunehmen, durch die wir das Leben des Volkes sehen, brauchen nur den Zusammenhang zwischen seinen Leiden und unseren Freuden zu erkennen, und das Problem ist gelöst.

Mitrofan Jermilytsch. Gewiß, aber darum brauchen wir doch unsere Existenz nicht zu opfern!

Stepa. Genau dasselbe, was ich sagte: wir brauchen die eigene Existenz nicht zu opfern. Es ist erstaunlich, wie sehr wir beide in diesem Punkte übereinstimmen — obschon doch Mitrofan Jermilytsch auf einem ganz andern sozialen Boden steht.

Boris. Was ist daran so erstaunlich? Ihr wollt eben beide ein angenehmes Leben führen, und darum tretet ihr für eine Ordnung der Dinge ein, die euch alle diese Annehmlichkeiten garantiert. Das heißt — Sie — zu Stepa — treten für die bestehende Ordnung ein, Mitrofan Jermilytsch wünscht sich doch wohl noch einige Neuerungen . . .

Ljuba flüstert mit Tonja; diese geht an den Flügel und spielt Chopins Nocturno. Alle hören schweigend zu.

Stepa. Ein famoser Einfall! Die Musik löst alle Rätsel des Daseins.

Boris. Im Gegenteil: sie verdunkelt sie nur und stumpft das Interesse für sie ab.

Während des Spieles kommen Maria Zwanowna und die Fürstin leise herein, setzen sich und hören zu. Kurz vor Beendigung des Nocturno vernimmt man Schellengeläute.

Ljuba. Die Tante ist da. Sie geht ihr entgegen.

Tonja spielt weiter. Alexandra Zwanowna tritt mit Vater Gerassim, einem Priester mit dem Brustkreuz, und dem Notar ins Zimmer. Alle erheben sich von den Plätzen.

Gerassim. Ich bitte, nur weiterzuspielen. Ich höre Musik sehr gern.

Die Fürstin tritt näher und läßt sich von ihm segnen, ebenso der Priester.

Alexandra Zwanowna. Da sind sie nun beide zur Stelle — ganz so, wie ich mir's vorgenommen hatte. Vater Gerassim wollte gerade nach Kursk abfahren, und ich wußte ihn zu bestimmen, daß er unterwegs hier vorsprach. Und hier ist der Notar — er hat alles fix und fertig aufgesetzt, nur die Unterschrift fehlt noch.

Maria Zwanowna. Darf ich bitten, erst ein wenig zu frühstücken? Der Notar legt die Schriftstücke auf den Tisch und geht aus dem Zimmer. Ich bin dem ehrwürdigen Vater Gerassim so dankbar.

Gerassim. Warum sollte ich die Bitte nicht erfüllen? Es liegt mir zwar etwas aus dem Wege, aber ich hielt es für meine Christenpflicht zu kommen.

Alexandra Zwanowna spricht im Flüsterton mit den jungen Leuten. Diese besprechen sich miteinander und gehen alle bis auf Boris auf die Terrasse hinaus. Auch der Priester will gehen.

Gerassim. Bleiben Sie nur, bitte. Als sein Seelenhirt und geistlicher Berater können Sie hier von Nutzen sein und auch selbst Nutzen haben. Seien Sie Zeuge des Gesprächs, wenn Maria Zwanowna nichts dagegen hat.

Maria Zwanowna. Im Gegenteile, ich liebe

Vater Wassilij wie einen Hausgenossen. Ich habe auch ihn schon um Rat gefragt, aber er besitzt nicht Autorität genug, er hat noch nicht das Alter.

Gerassim. Ganz recht, ganz recht.

Alexandra Iwanowna tritt näher. Sie sehen also, Vater Gerassim: Sie allein können hier helfen und ihn wieder zur Vernunft bringen. Er ist ein so kluger Mensch und so gelehrt, aber Sie wissen ja, wie leicht die Gelehrsamkeit dem Menschen zum Schaden ausschlägt. Es ist so eine Art geistiger Umnachtung bei ihm eingetreten. Er behauptet, nach der christlichen Lehre dürfe der Mensch kein Eigentum besitzen. Ist dem wirklich so?

Gerassim. Das ist Hoffart, Überhebung, geistiger Hochmut. Die Kirchenväter haben diese Frage zur Genüge beleuchtet. Doch wie ist das nur alles gekommen?

Maria Iwanowna. Wenn Sie schon alles wissen wollen, so will ich's ganz kurz erzählen. Als wir uns heirateten, war er vollkommen gleichgültig gegen die Religion, und so blieb es die ersten zwanzig Jahre hindurch, und wir lebten dabei in Eintracht und Liebe miteinander. Dann begann er zu grübeln. Vielleicht hatte seine Schwester ihn beeinflusst, oder die Lektüre, jedenfalls sann und sann er in einem fort, las die Evangelien, wurde plötzlich sehr religiös, begann in die Kirche zu gehen, die frommen Mönche zu besuchen. Und dann warf er ebenso plötzlich alles das wieder beiseite und änderte seine ganze Lebensweise, verrichtete selbst körperliche Arbeit, ließ sich von niemandem bedienen und geht jetzt gar daran, sein Vermögen zu verteilen. Gestern hat er ein ganzes Stück Wald weggegeben, samt dem Grund

und Boden auf dem er steht. Ich bin in tausend Ängsten, ich habe sechs Kinder. Sprechen Sie mit ihm. Ich will ihn fragen, ob er Sie sehen will. Ab.

Gerassim. Es werden jetzt so viele abtrünnig von der Kirche. Gehört das Vermögen ihm, oder ist es von der Gattin eingebracht?

Alexandra Iwanowna. Ihm gehört es. Das ist ja das Unglück.

Gerassim. Und welchen Rang hat er denn?

Fürstin. Keinen sehr hohen. Rittmeister war er, glaub' ich. Er war Offizier.

Gerassim. Es gibt jetzt so viele, die auf Irwegen wandeln. So ist kürzlich eine Odessaer Dame in die Neze des Spiritismus geraten und hat viel Schaden angestiftet. Aber Gott der Herr hat uns geholfen, sie wieder in den Schoß der Kirche zurückzuführen.

Fürstin. Sie müssen nämlich wissen, daß mein Sohn die Tochter hier vom Hause heiratet. Ich habe meine Einwilligung gegeben. Nun ist das junge Mädchen an ein gutes Leben gewöhnt, und da muß sie doch etwas mitbekommen, damit sie meinem Sohne nicht ganz zur Last fällt. Wenn er auch ein fleißiger Arbeiter und überhaupt ein sehr tüchtiger junger Mann ist...

Maria Iwanowna und Nikolaj Iwanowitsch treten ein.

Nikolaj Iwanowitsch. Guten Tag, Fürstin. Zu Vater Gerassim. Guten Tag — verzeihen Sie, wie ist Ihr Vor- und Vatersname?

Gerassim. Wollen Sie denn nicht meinen Segen empfangen?

Nikolaj Iwanowitsch. Nein, ich danke.

Gerassim. Ich heiße Gerassim Fjodorow... Sehr angenehm... Der Lakai bringt Wein und ein Frühstück her-

ein. Ein herrliches Wetter heute, ausgezeichnet für die Erntearbeit.

Nikolaj Iwanowitsch. Ich gehe wohl nicht fehl in der Vermutung, daß Sie auf Veranlassung meiner Schwägerin hergekommen sind, um mich von meinen Verirrungen zu kurieren und wieder auf den Weg der Wahrheit zurückzubringen. Wenn dies der Fall ist, dann wollen wir nicht erst lange wie die Raze um den heißen Brei herumschleichen, sondern gleich auf den Kern der Sache eingehen. Ich leugne nicht, daß ich der Lehre der Kirche nicht zustimme. Früher stimmte ich ihr zu, wurde aber später anderen Sinnes. Doch wünsche ich von ganzem Herzen, in der Wahrheit zu wandeln, und bin bereit, sie sogleich anzunehmen, wenn Sie sie mir zeigen.

Gerassim. Wie können Sie das nur so aussprechen, daß Sie der Lehre der Kirche nicht zustimmen? Wem glauben Sie denn sonst, wenn nicht der Kirche?

Nikolaj Iwanowitsch. Ich glaube Gott und seinem Gesetz, das er uns im Evangelium gegeben hat.

Gerassim. Eben dieses Gesetz ist es, das die Kirche lehrt.

Nikolaj Iwanowitsch. Wenn Sie es lehrte, würde ich ihr glauben, doch sie lehrt das Gegenteil.

Gerassim. Aber wie kann denn die Kirche das Gegenteil lehren, da sie doch von Gott dem Herrn selbst gegründet wurde, als er sprach: „Euch ist Gewalt gegeben... Auf diesem Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden“?

Nikolaj Iwanowitsch. Das hat hierauf nicht den geringsten Bezug. Und selbst zugegeben, daß

Christus eine Kirche gegründet hat — wie kann ich denn wissen, daß diese Kirche gerade die Ihrige ist?

Gerassim. Daher, daß gesagt ist: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind . . .“

Nikolaj Zwanowitsch. Auch diese Worte beziehen sich nicht hierauf und beweisen nichts.

Gerassim. Wie kann man die Kirche so ohne weiteres verwerfen? Sie ist es doch, die alle Gnadenmittel verwaltet.

Nikolaj Zwanowitsch. Ich habe sie erst dann verworfen, als ich mich davon überzeugte, daß sie alles, was dem Christentum entgegen ist, unterstützt.

Gerassim. Die Kirche kann nicht irren, denn in ihr allein ist die Wahrheit. In Irrtum und Lüge aber wandeln jene, die von ihr abtrünnig geworden sind. Die Kirche ist und bleibt heilig.

Nikolaj Zwanowitsch. Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich das nicht anerkenne. Es heißt im Evangelium: „Richtet sie nach ihren Taten, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Nun denn, ich sehe, daß die Kirche den Eid, den Mord und die Todesstrafe segnet.

Gerassim. Die Kirche anerkennt und erleuchtet die von Gott eingesetzten Gewalten.

Während des Disputs kommen nacheinander Stepa, Ljuba, Lisanjka und Sonja herein; sie hören sitzend oder stehend zu.

Nikolaj Zwanowitsch. Ich weiß, daß es im Evangelium heißt: „Du sollst nicht nur nicht töten, sondern auch deinem Bruder nicht zürnen.“ Und doch gibt die Kirche den Kriegsheeren ihren Segen. Und weiter heißt es im Evangelium: „Du sollst nicht schwören“ — und doch nehmen die Diener der Kirche den Leuten den Eid ab. Und endlich heißt es im Evangelium . . .

Gerassim. Erlauben Sie — als Pilatus sagte: „Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott“, da anerkannte Christus den Eid mit den Worten: „Du sagst es.“

Nikolaj Iwanowitsch. Nun, was reden Sie da: das ist doch lächerlich!

Gerassim. Darum gestattet eben die Kirche nicht einem jeden, das Evangelium auszulegen, damit er nicht in Irrtum verfalle, sondern gibt als eine rechte Mutter acht auf ihre Kinder und legt ihnen die Lehren des Glaubens nur insoweit aus, als sie diese zu fassen vermögen... Nein, lassen Sie mich ausreden... Die Kirche legt ihren Kindern kein Joch auf, das ihnen zu schwer ist, sie verlangt nur die Erfüllung der Gebote: du sollst lieben, sollst nicht töten, nicht stehlen, nicht ehebrechen.

Nikolaj Iwanowitsch. Ja, du sollst mich nicht töten, sollst mir nicht stehlen, was ich selbst gestohlen habe. Wir alle haben das Volk bestohlen, haben ihm die Erde, den Grund und Boden gestohlen und dann ein Gesetz erlassen: „Du sollst nicht stehlen“. Und die Kirche gibt zu alledem ihren Segen.

Gerassim. Hoffart und geistige Überhebung spricht aus Ihnen. Ihren stolzen Geist wollen Sie der Welt zeigen.

Nikolaj Iwanowitsch. Keineswegs. Ich frage Sie — was soll ich nach christlicher Lehre tun, nachdem ich die Sünde erkannt habe, die darin liegt, daß ich das Volk ausgeplündert und des Grund und Bodens beraubt habe? Was soll ich da tun? Soll ich das Land noch weiter behalten, soll ich Nutzen ziehen von der Arbeit der Hungernden und solche Dienste — er zeigt auf den Lakaien, der das Frühstück hereingebracht hat — wie diese

da von ihnen annehmen? Oder soll ich das Land jenen zurückgeben, denen meine Vorfahren es gewaltsam entrisen haben?

Gerassim. Sie müssen tun, was einem Sohne der Kirche geziemt. Sie haben Familie, haben Kinder, die Sie standesgemäß erziehen und ausbilden lassen müssen.

Nikolaj Iwanowitsch. Weshalb muß ich das?

Gerassim. Weil Gott Sie in diese Lage versetzt hat. Wenn Sie wohltun wollen, dann tun Sie es, verteilen Sie einen Teil Ihres Vermögens, besuchen Sie die Armen.

Nikolaj Iwanowitsch. Warum sagte dann aber der Heiland zu dem reichen Jüngling, daß ein Reicher ins Himmelreich nicht eingehen könne?

Gerassim. Er fügte auch hinzu: „wenn du vollkommen sein willst.“

Nikolaj Iwanowitsch. Ich will eben vollkommen sein. Es heißt im Evangelium: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Gerassim. Man muß immer richtig verstehen, worauf sich solch ein Wort bezieht.

Nikolaj Iwanowitsch. Ich bemühe mich auch, alles richtig zu verstehen, und ich finde, daß alles, was in der Bergpredigt gesagt ist, höchst einfach und verständlich ist.

Gerassim. Dünkel und Hochmut spricht aus Ihnen.

Nikolaj Iwanowitsch. Was für ein Hochmut? Es heißt doch in der Schrift, daß den Unmündigen offenbart werden wird, was den Weisen verborgen bleibt.

Gerassim. Den Sanftmütigen wird es offenbart werden, nicht aber den Hochmütigen.

Nikolaj Zwanowitsch. Wer ist denn nun hochmütig: ich, der ich der Meinung bin, daß ich ein Mensch bin wie alle andern, und daß ich darum ebenso wie die andern von meiner Arbeit leben und die Not meiner Brüder teilen muß — oder jene, die sich für einen ganz besonderen Menschenschlag halten, die Priester, die ganz allein alle Wahrheit zu kennen meinen, sich für unfehlbar halten und die Worte Christi auf ihre Weise auslegen?

Serassim in getränktem Tone. Gestatten Sie, Nikolaj Zwanowitsch — ich bin nicht hergekommen, um mit Ihnen darüber zu disputieren, wer von uns beiden recht hat, und von Ihnen Belehrungen entgegenzunehmen. Ich wurde von Alexandra Zwanowna hergebeten, um mit Ihnen in aller Freundschaft über dies und das zu reden. Aber Sie wissen ja alles besser als ich, und darum will ich der Unterhaltung lieber ein Ende machen. Nur um eins bitte ich Sie noch im Namen Gottes: kommen Sie zur Besinnung, Sie sind in schwerem Irrtum befangen und richten sich zugrunde.

Maria Zwanowna. Wollen Sie nicht einen kleinen Imbiß nehmen?

Serassim. Ich danke Ihnen. Ab mit Alexandra Zwanowna.

Maria Zwanowna zum Priester. Was nun?

Priester. Nach meiner Meinung hat Nikolaj Zwanowitsch vollkommen recht, Vater Serassim hat durchaus nichts Überzeugendes gegen ihn vorgebracht.

Fürstin. Man ließ ihn doch gar nicht zu Worte kommen — und vor allem mißfiel ihm, daß hier eine Art Turnier stattfinden sollte. Alles hörte zu. Er hat sich aus lauter Bescheidenheit entfernt.

Boris. Durchaus nicht aus Bescheidenheit — es war eben alles falsch, was er sagte. Es liegt auf der Hand, daß er nichts vorzubringen hatte.

Fürstin. Ich sehe schon, daß du mit deinem wetterwendischen Sinn dich ganz auf die Seite von Nikolaj Iwanowitsch schlägst. Bei dieser Denkweise darfst du aber nicht heiraten.

Boris. Ich sage nur: was wahr ist, muß wahr bleiben. Davon kann ich nicht abgehen.

Fürstin. Du hättest am wenigsten Ursache, solche Reden zu führen.

Boris. Warum?

Fürstin. Weil du ein armer Schlucker bist und nichts zu verteilen hast. Übrigens geht uns das alles nichts an.

Die Fürstin entfernt sich, und nach ihr auch alle andern, bis auf Nikolaj Iwanowitsch und Maria Iwanowna.

Nikolaj Iwanowitsch sitzt nachdenklich da und lächelt dann über seine eignen Gedanken. Nun sag' einmal, Mascha — welchen Zweck hatte das? Warum hast du diesen erbärmlichen, im Irrtum befangenen Menschen hierherkommen lassen? Warum drängen sich diese Leute, diese lärmende Frau und dieser Priester, in unser intimstes Leben ein? Können wir unsere Angelegenheiten denn nicht selbst ordnen?

Maria Iwanowna. Was soll ich aber tun, wenn du unsere Kinder zu Bettlern machen willst? Ich kann das nicht ruhig mit ansehen. Du weißt doch, daß ich für mich selbst nichts verlange, daß ich ganz bedürfnislos bin.

Nikolaj Iwanowitsch. Ich weiß es, ja — und ich glaube dir. Das Unglück ist nur, daß du nicht glaubst, weder der Wahrheit — die du, wie ich weiß,

wohl erkennst, der du aber noch nicht recht trauen magst — noch auch mir. Du glaubst noch immer dem großen Haufen, der Fürstin und den andern.

Maria Iwanowna. Ich glaube dir, und ich habe dir immer geglaubt — aber es handelt sich doch um die Kinder.

Nikolaj Iwanowitsch. Deine Worte zeigen mir eben, daß du mir nicht glaubst. Meinst du, ich hätte nicht gekämpft, nicht in Ängsten geschwebt? Doch nun bin ich überzeugt, daß es nicht nur möglich ist, sondern daß es sein muß und für die Kinder das einzig Notwendige, das einzig Gute ist. Du sagst immer, wenn die Kinder nicht wären, dann würdest du mir folgen — und ich sage: wenn die Kinder nicht wären, dann gerade könnte man so leben, wie du lebst. Dann würden wir nur uns selbst zugrunde richten, so aber stürzen wir auch sie ins Verderben.

Maria Iwanowna. Was soll ich aber tun, wenn ich doch das alles nicht verstehe?

Nikolaj Iwanowitsch. Und was soll ich tun? Ich weiß, weshalb ihr diesen kläglichen Menschen mit dem Brustkreuz auf der Mönchskutte kommen ließe, und weshalb Uline auch gleich den Notar mitbrachte. Ihr wollt, daß ich das Gut auf deinen Namen überschreiben lasse. Das kann ich nicht. Wir haben zwanzig Jahre in Liebe miteinander gelebt. Ich liebe dich wirklich und aufrichtig und wünsche dir alles Gute — und eben darum kann ich diese Überschreibung nicht vornehmen. Wenn ich das Gut schon auf jemanden überschreiben lasse, dann sollen es die sein, denen es einst weggenommen wurde, nämlich die Bauern. Sie müssen es bekommen, niemand sonst. Ich freue

mich, daß der Notar mitgekommen ist — dann kann ich das gleich erledigen.

Maria Iwanowna. Oh, das ist entsetzlich! Womit habe ich diese Grausamkeit verdient? Wenn du es schon für sündhaft erachtest, es zu behalten, dann gib es mir! Sie weint.

Nikolaj Iwanowitsch. Du weißt nicht, was du sprichst. Wenn ich es dir gebe, kann ich nicht mehr mit dir weiterleben. Ich muß dann fort von hier. Ich kann unter diesen Bedingungen hier nicht weiterleben. Ich könnte es nicht mit ansehen, daß diese armen Menschen, wenn auch nicht in meinem, so doch in deinem Namen weiter ausgefogen und ins Gefängnis gesperrt würden. Wähle also.

Maria Iwanowna. Wie grausam du bist! Was für ein Christentum ist denn das? Das ist einfach Bosheit. Ich kann doch nicht so leben, wie du willst. Ich kann das Stück Brot nicht meinen Kindern vom Munde wegnehmen, um es dem ersten besten zu geben. Und darum willst du mich verlassen. Meinetwegen, verlaß mich — ich sehe eben, daß du mich nicht mehr liebst, und ich weiß auch, was der Grund davon ist.

Nikolaj Iwanowitsch. Nun gut, ich unterschreibe. Aber du verlangst von mir etwas Unmögliches, Mascha. Er geht an den Tisch heran und unterschreibt. Du hast es gewollt. Ich kann so nicht leben. Er faßt sich an den Kopf und läuft hinaus.

Dritter Akt

Moskau. Ein großes Zimmer, darin eine Hobelbank, ein Tisch mit Papieren, ein Regal mit Büchern. Ein Spiegel, ein Gemälde, das mit Brettern verstellt ist. An der Hobelbank arbeitet Nikolaj Zwanowitsch, zusammen mit einem Tischler.

Nikolaj Zwanowitsch nimmt ein Brett aus der Hobelbank. Ist's gut so?

Tischler setzt den Glätthobel an. Es könnte besser sein. Sie müssen mehr ins Zeug gehen — so! Er hobelt drauf los.

Nikolaj Zwanowitsch. Ja, das möcht' ich schon, aber es will nicht gelingen.

Tischler. Was brauchen sich Euer Gnaden auch mit der Tischlerei zu befassen. Es gibt ohnedies schon so viel Tischler in der Welt, daß sie sich gegenseitig auffressen.

Nikolaj Zwanowitsch arbeitet wieder. Man will aber doch nicht müßig gehen.

Tischler. Sie haben das doch nicht nötig. Gott hat Ihnen ein Gut gegeben.

Nikolaj Zwanowitsch. Ich bin der Meinung, daß Gott keinem Menschen etwas gegeben hat, daß die Leute sich alles selbst genommen haben; ihren Brüdern haben sie es weggenommen.

Tischler verduzt. Das stimmt schon, aber Sie hätten's wohl nicht nötig, zu arbeiten.

Nikolaj Zwanowitsch. Ich kann es verstehen, daß es Ihnen sonderbar vorkommt, wenn ich in diesem

Hause, in dem solcher Überfluß herrscht, noch etwas verdienen will.

Tischler lacht. Das nicht gerade. Man weiß ja, die Herrschaften haben allerhand Einfälle . . . Fahren Sie jetzt mit dem Schrupphobel drüber hin.

Nikolaj Iwanowitsch. Sie werden es mir nicht glauben und mich auslachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich früher so hingelebt habe, ohne Scham über diese Dinge zu empfinden. Jetzt glaube ich an Christi Lehre, daß wir alle Brüder sind, und ich schäme mich, so zu leben.

Tischler. Wenn Sie sich so sehr schämen, dann verschenten Sie doch Ihr Vermögen.

Nikolaj Iwanowitsch. Ja, das wollte ich auch, aber es gelang mir nicht; ich hab's meiner Frau übergeben.

Eine Stimme hinter der Tür. Ist's erlaubt, Papa?

Nikolaj Iwanowitsch. Gewiß, gewiß, jederzeit ist's erlaubt.

Ljuba tritt ein. Guten Tag, Jakob.

Tischler. Wünsch' dem gnädigen Fräulein gute Gesundheit.

Ljuba. Boris ist zum Regiment abgegangen. Ich fürchte, er wird da irgend etwas anrichten, irgendeine unvorsichtige Äußerung tun. Was glaubst du?

Nikolaj Iwanowitsch. Was ist da zu glauben? Er wird tun, was ihm seine innere Stimme eingibt.

Ljuba. Das ist schrecklich. Er hat nicht viel zuzusehen, und nun wird er sich vollends unglücklich machen.

Nikolaj Iwanowitsch. Er tat recht daran, daß er nicht bei mir vorsprach — er weiß, daß ich ihm nichts anderes sagen kann als das, was er schon selbst

weiß. Er sagte mir selbst, er wolle darum nicht dienen, weil er begriffen habe, daß es keine gesetzwidrigere, grausamere, bestialischere Tätigkeit gibt als jene, die einzig auf den Menschenmord gerichtet ist, und daß nichts entwürdigender ist, als die widerspruchslose Unterordnung unter den ersten besten rangälteren Menschen — alles das weiß er.

Ljuba. Das ist's ja eben, was ich fürchte, daß er alles das weiß. Wenn er nun auf den Einfall kommt, auch in diesem Sinne zu handeln?

Nikolaj Iwanowitsch. Darüber wird sein Gewissen entscheiden, dieser Gott, der in ihm ist. Wäre er zu mir gekommen — ich hätte ihm nur das eine sagen können: bei all seinem Tun nicht bloß den erwägenden Kopf um Rat zu fragen, sondern immer nur dann zu handeln, wenn sein ganzes Wesen es verlangt. Sonst könnte er leicht Schlimmes erleben. Ich wollte zum Beispiel so handeln, wie Christus es befiehlt — wollte Weib und Kind verlassen und ihm nachfolgen, und ich hatte mich auch schon auf den Weg gemacht. Und was war das Ende vom Liede? Daß ich wieder umkehrte und jetzt mit euch hier in der Stadt, in Prunk und Luxus lebe. Ich wollte eben mehr tun, als meine Kräfte erlaubten, wollte über mein Wesen hinausgehen und geriet so in diese beschämende, widersinnige Lage. Ich will ein einfaches Leben führen, will arbeiten — in diesem üppig ausgestatteten Hause aber, mit all den Lakaien und dem Schweizer, kommt das auf eine bloße Spielerei heraus. Es soll mich nicht wundern, wenn Jakow Nikanorowitsch mich deswegen auslacht.

Eisler. Warum soll ich Sie auslachen? Sie

bezahlen mich doch, bewirten mich mit Tee. Ich kann Ihnen nur dankbar sein.

Ljuba. Ich meine, ich sollte vielleicht einmal zu ihm hinfahren.

Nikolaj Iwanowitsch. Ich weiß, mein liebes Kind, daß dir das alles schrecklich ist und dich schwer betrübt. Es sollte dich jedoch keineswegs ängstigen. Ich bin ein Mensch, der das Leben begriffen hat. Es kann nichts Schlimmes geben. Alles, was erst schlimm scheint, erfüllt nachträglich das Herz mit Freude. Freilich muß man bedenken, daß der Mensch, der einmal diesen Weg beschritten hat, vor eine schwere Wahl gestellt ist. Es gibt Lebenslagen, in denen das Büngelein der Wage schwankt und das Göttliche dem Teuflischen das Gleichgewicht hält. Da geschehen dann die großen Werke Gottes. Jede fremde Einmischung kann höchst gefährlich werden und bitteres Leid nach sich ziehen. Es ist, als ob jemand sich mit Aufbietung aller Kraft bemühe, eine schwere Last zu heben: eine einzige Berührung mit dem Finger kann dazu führen, daß er sich das Rückgrat bricht.

Ljuba. Warum aber solches Leid auf sich nehmen?

Nikolaj Iwanowitsch. Du sprichst ganz so wie die Mutter: warum soll man leiden? Es geht eben bei einer Geburt nicht ohne Wehen ab, das gilt auch vom geistigen Leben. Das eine sage ich dir: Boris ist ein wahrer Christ, und darum ist er frei. Und wenn du selbst noch nicht so weit bist wie er, noch nicht gleich ihm aus dir selbst heraus an Gott glauben kannst, dann glaube durch ihn an Gott — aber glaube!

Maria Iwanowna hinter der Tür. Ist es gestattet?

Nikolaj Iwanowitsch. Gewiß, zu jeder Zeit. Das wird ja hier bei mir der reine Zirkel.

Maria Iwanowna. Wassilij Nikanorowitsch, der Geistliche, ist angekommen. Er will zum Bischof, um sein Amt niederzulegen. Er möchte dich sprechen.

Nikolaj Iwanowitsch. Nicht möglich! Er ist hier? Geh, ruf ihn herein, Ljuba!

Ljuba ab.

Maria Iwanowna. Ich wollte auch noch über Wanja mit dir reden. Er trägt sich wieder ganz abscheulich und ist so lässig im Studium, daß an ein Vorwärtskommen nicht zu denken ist. Wenn ich ihm etwas sage, wird er grob.

Nikolaj Iwanowitsch. Du weißt doch, Mascha, daß die Lebensweise, die ihr führt, und die Erziehung, die die Kinder erhalten, nicht meine Zustimmung hat. Das ist ja die furchtbare Frage, die ich mir immer wieder vorlege: ob ich ein Recht habe zuzusehen, wie sie vor meinen Augen zugrunde gehen . . .

Maria Iwanowna. Dann muß eben etwas anderes, ganz Bestimmtes, an die Stelle dessen treten, was jetzt ist. Und was bietest du ihnen?

Nikolaj Iwanowitsch. Ich kann nicht sagen, was — ich kann nur das eine wiederholen: sie dürfen vor allem nicht länger in diesem verderblichen Luxus leben.

Maria Iwanowna. Du willst also, daß sie verbauern? Dazu kann ich meine Einwilligung nicht geben.

Nikolaj Iwanowitsch. Nun, dann frage mich nicht. Das, worüber du dich beklagst, ist dann eben nicht zu ändern.

Der Priester tritt ein und begrüßt Nikolaj Iwanowitsch durch einen Kuß.

Nikolaj Iwanowitsch. Sie haben Ihr Amt niedergelegt?

Priester. Ich hielt es nicht länger aus.

Nikolaj Iwanowitsch. Ich hätte diesen Entschluß nicht so bald von Ihnen erwartet.

Priester. Ich konnte nicht anders. In meinem Berufe heißt es Farbe bekennen: ich muß Beichte hören, muß das Abendmahl spenden — wenn ich nun zu der Erkenntnis gekommen bin, daß das alles Lug und Täuschung ist...

Nikolaj Iwanowitsch. Und was gedenken Sie nun zu tun?

Priester. Ich fahre zum Bischof, um mich zu verantworten. Ich fürchte, man wird mich nach dem Solowezkischen Kloster verschicken. Ich dachte erst daran, Sie um etwas Geld zu bitten und ins Ausland zu gehen. Aber ich bin davon abgekommen — es wäre feig gewesen. Nur die Sorge um meine Frau bedrückt mich.

Nikolaj Iwanowitsch. Wo ist sie?

Priester. Bei ihrem Vater. Die Schwiegermutter ist bei uns gewesen und hat auch mein Söhnchen mitgenommen. Das war mir schmerzlich — ich hätte gar zu gern... Er hält inne und unterdrückt mit Gewalt seine Tränen.

Nikolaj Iwanowitsch. Nun, Gott wird Ihnen darüber hinweghelfen. Sie werden doch unser Gast sein?

Fürstin kommt eilig herein. Da haben wir's! Boris weigert sich, den Eid zu leisten, und sitzt im Arrest. Ich war soeben dort, man hat mich nicht hineingelassen. Nikolaj Iwanowitsch, Sie müssen hinfahren.

Ljuba. Er hat sich geweigert? Was heißt das? Woher wissen Sie das?

Fürstin. Ein Mitglied der Kommission hat mir alles erzählt: er kam einfach herein, erklärte, er würde nicht dienen, nicht schwören — nun, mit einem Wort, alles das, was Nikolaj Iwanowitsch ihm beigebracht hat.

Nikolaj Iwanowitsch. Aber, Fürstin — das sind doch Dinge, die sich nicht beibringen lassen!

Fürstin. Das weiß ich nicht, jedenfalls besteht darin nicht das Christentum. Oder sollte es etwa darin bestehen? Reden Sie einmal, Väterchen.

Priester. Ich bin kein Väterchen mehr.

Fürstin. Nun, ganz gleich. Sie sind auch nicht besser. Sie haben gut reden. Nein, das lass' ich nicht so hingehen. Was ist denn das für ein gottvergeßenes Christentum, das die Leute nur ins Unglück stürzt und zugrunde richtet? Ich hasse dieses Christentum, das ihr hier predigt. Ihr hab's gut, euch kann nichts geschehen: aber mein Sohn, mein einziger Sohn — der muß daran glauben, und das ist euer Werk.

Nikolaj Iwanowitsch. Beruhigen Sie sich, Fürstin.

Fürstin. Sie, Sie haben ihn ins Unglück gestürzt. Sie haben ihn auf dem Gewissen, Sie müssen ihn auch retten. Fahren Sie hin, reden Sie ihm zu, daß er diese Dummheiten lassen soll. Das können sich reiche Leute gestatten, aber nicht wir.

Ljuba weint. Papa, was soll nun geschehen?

Nikolaj Iwanowitsch. Ich fahre hin. Vielleicht kann ich helfen. Er legt die Schürze ab.

Fürstin hilft ihm beim Ankleiden. Mich hat man nicht hineingelassen, aber wir fahren zusammen hin, ich muß zu ihm hineinkommen.

Beide ab.

Szenenwechsel

Bureau in der Kaserne. Ein Schreiber sitzt am Tische, eine Schildwache geht vor der gegenüberliegenden Tür auf und ab. Der General tritt mit dem Adjutanten ein. Der Schreiber springt auf, der Soldat macht Honneur.

General. Wo ist der Oberst?

Schreiber. Der Herr Oberst sind zu dem Rekruten gegangen, Excellenz.

General. Holen Sie ihn, ich lasse ihn herbiten.

Schreiber. Zu Befehl, Ew. Excellenz.

General. Was schreiben Sie da ab? Die Aussagen des Rekruten?

Schreiber. Zu Befehl, Ew. Excellenz.

General. Geben Sie mal her.

Der Schreiber reicht ihm ein Schriftstück und entfernt sich.

General reicht das Schriftstück dem Adjutanten. Lesen Sie, bitte.

Adjutant liest. „Auf die an mich gerichteten Fragen, ad 1) warum ich den Eid nicht leistete, ad 2) warum ich mich weigere, die Befehle meiner Vorgesetzten zu erfüllen, und ad 3) was mich veranlaßt hat, jene Äußerung zu tun, die nicht nur eine Beleidigung des Militärstandes, sondern auch eine Majestätsbeleidigung enthält, gebe ich zur Antwort, und zwar auf die erste Frage: ich leistete den Eid deshalb nicht, weil ich mich zu der Lehre Christi bekenne. In der Lehre Christi aber ist der Eid unbedingt verboten, sowohl im Evangelium Matth. V, 33—37, als auch im Briefe des Jakobus V, 12.“

General. Geh' doch einer diese Bibelausleger, diese Räsonneur!

Adjutant liest weiter. „Im Evangelium heißt es, Vers 37: ‚Eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein,

was darüber ist, das ist vom Übel.' Und bei Jakobus V, 12: ‚Vor allen Dingen aber, meine Brüder, schwöret nicht, weder bei dem Himmel noch bei der Erde, noch mit keinem andern Eide. Es sei aber euer Wort: Ja, das ja ist; und: Nein, das nein ist, auf daß ihr nicht in Heuchelei fallet.‘ Doch ich will von dieser unzweideutigen Vorschrift des Evangeliums, daß man nicht schwören solle, absehen — selbst wenn eine solche nicht vorhanden wäre, könnte ich einen Eid darauf nicht leisten, daß ich den Willen von Menschen erfüllen werde, da ich nach der christlichen Lehre stets nur den Willen Gottes erfüllen muß, der mit dem Willen der Menschen nicht übereinstimmen kann.“

General. Diese Schwadronneure! Würde man auf mich hören, dann wäre so etwas ganz unmöglich.

Adjutant liest. „Wenn ich mich weigere zu tun, was jene Leute, die sich selbst als Regierung bezeichnen, von mir verlangen, so geschieht dies deshalb, weil . . .“

General. Welche Frechheit!

Adjutant. „. . . weil dieses Verlangen verbrecherisch und böse ist. Sie verlangen von mir, daß ich in das Heer eintreten und mich in der Kunst des Tötens ausbilden soll. Dies verbietet mir jedoch sowohl das alte wie das neue Testament, vor allem aber mein Gewissen. Auf die dritte Frage . . .“

Der Oberst tritt mit dem Schreiber ein. Der General reicht ihm die Hand.

Oberst. Exzellenz lesen das Protokoll?

General. Ja. Skandalös, diese Unverfrorenheit. — Nun, fahren Sie fort!

Adjutant. „Auf die dritte Frage — was mich veranlaßt hat, jene beleidigende Äußerung zu tun — antworte ich, daß mich dazu der Wunsch veranlaßt

hat, Gott zu dienen und den Betrug zu enthüllen, der in seinem Namen ausgeübt wird. Dieser Wunsch wird, so hoffe ich, in mir bis zu meinem Tode lebendig bleiben. Und darum . . .“

General. Genug, ich will dieses Geschwätz nicht weiter hören. Das Übel muß mit der Wurzel ausgerottet werden, damit verhindert wird, daß es auf die Leute ansteckend wirkt. Zum Oberst. Sie haben mit ihm gesprochen?

Oberst. Ja, eine ganze Weile. Ich habe es versucht, ihn zur Vernunft zu bringen. Ich habe ihm klar gemacht, daß er sich nur ins Unglück stürzt, daß er gar nichts erreicht. Ich sprach mit ihm von seiner Familie. Es machte auf ihn einen tiefen Eindruck, doch ging er von seinem Standpunkte nicht ab.

General. Sie haben entschieden zu viel Worte gemacht. Wir sind Soldaten, wir haben nicht zu reden, sondern zu handeln. Holen Sie ihn doch einmal her.

Der Adjutant mit dem Schreiber ab.

General setzt sich. Nein, Oberst, das ist nicht das Richtige. Mit solchen Burschen muß man ganz anders umspringen. Da heißt es energische Maßnahmen ergreifen, damit das kranke Glied rechtzeitig entfernt wird. Ein einziges räudiges Schaf steckt die ganze Herde an. Sanfte Reden sind hier nicht angebracht; daß er den Fürstentitel besitzt, daß er eine Mutter und eine Braut hat, geht uns gar nichts an. Für uns ist er nur der Soldat, und wir haben lediglich den Willen unseres allerhöchsten Kriegsherrn zu erfüllen.

Oberst. Ich glaubte, ihn durch Überredung leichter wankend machen zu können.

General. Das ist ganz verkehrt. Energie, nur

Energie ist hier am Platze. Ich hatte schon einmal mit solch einem Burschen zu tun. Der Kerl muß fühlen, daß er ein Nichts ist, ein winziges Sandkorn unter dem Rade, das den Wagen nicht aufhalten kann.

Oberst. Man muß der Sache auf den Grund gehen.

General beginnt erregt zu werden. Was heißt auf den Grund gehen? Ich habe nicht auf den Grund zu gehen. Ich diene meinem Kaiser seit vierundvierzig Jahren, ich habe mein Leben seinem Dienste geweiht und weihe es ihm noch, und nun nimmt sich plötzlich solch ein Grünschnabel heraus, mir gute Lehren zu geben! Bibelstunden hält er mit mir ab! Das kann er bei den Pfaffen versuchen — für mich ist er nur Soldat, Arrestant. Abgemacht.

Boris tritt ein, von zwei Soldaten eskortiert; hinter ihm der Adjutant.

General zeigt mit dem Finger. Dahin stellt ihn!

Boris. Mich braucht kein Mensch hinzustellen. Ich stelle oder setze mich selbst dahin, wohin ich will, da ich Ihre Gewalt über mich nicht anerkenne und . . .

General. Maul gehalten! Ich werde dich schon lehren, sie anzuerkennen!

Boris setzt sich auf einen Stuhl. Wie unanständig von Ihnen, so zu schreien!

General. Richtet ihn hoch und stellt ihn dahin!

Die Soldaten ziehen Boris vom Stuhl empor.

Boris. Das könnt ihr tun. Ihr könnt mich auch töten, aber zum Gehorsam könnt ihr mich nicht zwingen.

General. Maul gehalten, sag' ich. Höre, was ich jetzt sage.

Boris. Ich will gar nicht hören, was du sagst.

General. Der Kerl ist ja wahnsinnig. Er muß

ins Lazarett gebracht werden, zur Beobachtung seines Geisteszustandes. Es ist mit ihm nichts anzufangen.

Oberst. Es war Befehl gegeben, ihn auch durch die Gendarmerie verhören zu lassen.

General. Gut, dann lassen Sie ihn hinführen. Aber vorher soll er eingekleidet werden.

Oberst. Er sträubt sich dagegen.

General. Dann lassen Sie ihn binden. Zu Boris. Hören Sie mal, ich will Ihnen was sagen. Es ist mir ganz gleich, was mit Ihnen geschieht. In Ihrem eignen Interesse aber rate ich Ihnen: nehmen Sie Vernunft an! Sie werden in der Festung verfaulen, kein Hahn wird nach Ihnen krähen. Lassen Sie das, Sie erreichen damit nicht das geringste . . . Na — Sie sind hitzig geworden, und ich auch. Klopft ihn auf die Schulter. Gehen Sie, schwören Sie und lassen Sie das alles. Zum Adjutanten. Ist der Geistliche da? Zu Boris. Na, also? Boris schweigt. Warum antworten Sie nicht? Es ist wirklich besser so. Sie können nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen. Behalten Sie Ihre Ideen für sich, dienen Sie Ihre Zeit ab. Wir werden Sie nicht weiter zwiebeln. Na, also?

Boris. Ich habe nichts weiter zu sagen, ich habe alles gesagt.

General. Sie sagten da irgendeinen Vers aus der Bibel her. Die Pfaffen wissen da wohl besser Bescheid. Reden Sie mit dem Geistlichen, und dann überlegen Sie sich die Sache. Es ist wirklich besser, wie gesagt. Leben Sie wohl, hoffentlich sehe ich Sie bald in des Kaisers Rock wieder. Schicken Sie den Geistlichen zu ihm. Ab mit dem Oberst und dem Adjutanten.

Boris zu dem Schreiber und den Soldaten. Da hört ihr's, wie sie reden können! Sie wissen selbst ganz

gut, daß sie euch betrügen. Fügt euch ihnen nicht! Werft die Gewehre fort! Geht auf und davon! Und wenn sie euch auch in die Strafkompagnie stecken und euch totprügeln — immer besser so, als wenn ihr die Sklaven dieser Betrüger bleibt.

Schreiber. Das geht nicht. Wie ist denn das möglich — so ganz ohne Militärstand? Nein, das geht nicht.

Boris. Darüber brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen. Wir haben uns daran zu halten, was Gott von uns will. Und Gott will, daß wir . . .

Einer der Soldaten. Es heißt aber doch immer: das christliche Heer?!

Boris. Das steht nirgends geschrieben. Das haben die Betrüger sich so ausgedacht.

Soldat. Wieso denn? Die Bischöfe müssen es doch wissen.

Ein Gendarmerieoffizier tritt mit einem Schreiber ein.

Gendarmerieoffizier zum Militärschreiber. Ist hier der Rekrut Fürst Tscheremschanow anwesend?

Schreiber. Zu Befehl. Da ist er.

Gendarmerieoffizier. Treten Sie gefälligst näher. Sie sind der Fürst Boris Semjonowitsch Tscheremschanow, der den Diensteid nicht leisten will?

Boris. Ja.

Gendarmerieoffizier setzt sich und zeigt auf einen zweiten Stuhl, ihm gegenüber. Nehmen Sie gefälligst Platz.

Boris. Ich glaube, daß eine Unterhaltung zwischen uns vollkommen überflüssig ist.

Gendarmerieoffizier. Das glaube ich nicht — für Sie wenigstens dürfte sie das nicht sein, wie Sie sogleich sehen werden. Es wurde mir berichtet, daß Sie sich dem Militärdienst entziehen und den Eid nicht ableisten wollen. Es liegt daher der Verdacht

nahe, daß Sie zur revolutionären Partei gehören. Das ist's, was ich zu untersuchen habe. Erweist sich der Verdacht als gerechtfertigt, dann müssen wir Sie vom Regiment fortnehmen und Sie einsperren oder verschicken, je nach dem Grade Ihrer Beteiligung an der Revolution. Sind Sie dagegen kein Revolutionär, dann bleiben Sie zur Verfügung der Militärbehörde. Sie sehen, ich rede offen mit Ihnen, und ich hoffe, daß auch Sie uns mit Vertrauen entgegenkommen werden.

Boris. Vertrauen kann ich zu Leuten, die dieses Ding da — er zeigt auf den Degen des Offiziers — tragen, nicht besitzen. Ich kann es nicht haben, weil ich Ihre dienstliche Tätigkeit nicht nur nicht achte, sondern sogar im höchsten Maße verabscheue. Doch weigere ich mich nicht, Ihre Fragen zu beantworten. Was wollen Sie wissen?

Gendarmerieoffizier. Gestatten Sie also zunächst, daß ich nach Ihrem Namen, Ihrem Beruf und Ihrer Konfession frage.

Boris. Das wissen Sie ja bereits alles, ich gebe darauf keine Antwort. Nur auf eins lege ich Gewicht: ich bin kein sogenannter Rechtgläubiger.

Gendarmerieoffizier. Welche Konfession haben Sie also?

Boris. Ich kann Ihnen das so bestimmt nicht sagen.

Gendarmerieoffizier. Irgendwie können Sie es doch wohl bezeichnen?

Boris. Nun denn, ich bin ein Christ, nach der Lehre der Bergpredigt.

Gendarmerieoffizier zum Schreiber. Schreiben Sie! Der Schreiber schreibt. Zu Boris. Sie betrachten sich aber doch als zu irgendeinem Staate, irgendeinem Stande gehörig?

Boris. Durchaus nicht. Ich betrachte mich als Menschen und Knecht Gottes.

Gendarmerieoffizier. Warum betrachten Sie sich nicht als Angehörigen des russischen Staates?

Boris. Weil ich überhaupt keinen Staat anerkenne.

Gendarmerieoffizier. Sie erkennen ihn nicht an? Was soll das heißen? Was bedeutet das? Wünschen Sie, daß er zerstört wird?

Boris. Unbedingt. Ich wünsche es, und ich arbeite darauf hin.

Gendarmerieoffizier zum Schreiber. Schreiben Sie. — In welcher Weise arbeiten Sie darauf hin?

Boris. Indem ich den Betrug, die Lüge entlarve und die Wahrheit verbreite. Soeben, bevor Sie hereintraten, sagte ich zu diesen Soldaten hier, sie sollten an die Lüge nicht glauben, in die man sie verstrickt hat.

Gendarmerieoffizier. Bedienen Sie sich noch anderer Kampfmittel außer der Entlarvung und Überredung?

Boris. Nein. Ich verwerfe alle andern Mittel und lehne jede Gewalttätigkeit als die größte Sünde ab. Und nicht nur jede Gewalttat, sondern auch jegliche Tücke und Hinterlist.

Gendarmerieoffizier schreibt. Schön ... Nun gestatten Sie mir, auch nach Ihren Bekannten zu fragen. Kennen Sie einen gewissen Zwatschenkow?

Boris. Nein.

Gendarmerieoffizier. Sind Sie mit Klein bekannt?

Boris. Ich habe von ihm gehört, doch habe ich ihn niemals gesehen.

Ein Priester tritt ein.

Gendarmerieoffizier. Nun, ich denke, ich kann

schließen. Ich glaube, daß Sie ungefährlich sind und nicht in unser Ressort gehören. Ich wünsche Ihnen, daß Sie bald freikommen mögen. Empfehle mich. Drückt ihm die Hand.

Boris. Eins möchte ich Ihnen noch sagen — nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich kann das Wort nicht unterdrücken: warum haben Sie nur diesen abscheulichen, häßlichen Beruf erwählt? Ich würde Ihnen raten, ihn aufzugeben.

Gendarmerieoffizier lächelt. Ich danke Ihnen für den guten Rat. Ich hatte meine Gründe für diese Berufswahl. Empfehle mich nochmals . . . Zum Priester. Ich trete Ihnen meinen Platz ab, Väterchen. Ab mit seinem Schreiber.

Der Priester, ein alter Mann mit dem Brustkreuz und dem Evangelium, erteilt dem auf ihn zutretenden Schreiber den Segen.

Priester. Wie können Sie nur die hohe Obrigkeit so tief kränken — Sie wollen Ihre Christenpflicht nicht erfüllen, wollen dem Zaren und dem Vaterlande nicht dienen?

Boris lächelt. Ganz im Gegenteil: weil ich eben meine Christenpflicht erfüllen will, darum will ich nicht Soldat werden.

Priester. Wie soll ich das verstehen? Es heißt doch: „Wer sein Leben hingibt für seine Freunde, der ist ein wahrer Christ.“

Boris. Ja — sein Leben hingeben, aber nicht fremdes Leben vernichten! Mein eigenes Leben hingeben — das will ich schon.

Priester. Sie legen die Schrift falsch aus, junger Mann. Jesus Christus selbst hielt es nicht für seiner unwürdig, mit Soldaten zu reden.

Boris lächelt. Ganz recht — er ermahnte sie,

nicht zu rauben und zu plündern. Sie müssen sich also schon damals hierauf verstanden haben.

Priester. Und warum wollen Sie den Eid nicht leisten?

Boris. Sie wissen, daß dies im Evangelium verboten ist.

Priester. Reineswegs ist es das. Als Pilatus sagte: „Ich beschwöre dich beim lebendigen Gotte: bist du Christus?“ — da antwortete ihm unser Herr Jesus: „Du sagst es.“ Es ist also nicht verboten zu schwören.

Boris. Sagen Sie einmal, Sie alter Mann — schämen Sie sich nicht, so zu reden?

Priester. Legen Sie Ihren Troß ab, das rate ich Ihnen. Wir können die Welt nicht ändern. Leisten Sie den Eid, und damit gut. Was Sünde oder nicht Sünde ist — das zu beurteilen überlassen Sie der Kirche.

Boris. Der Kirche — das heißt also Ihnen? Haben Sie denn gar keine Angst, sich eine solche Sündenlast aufzuladen?

Priester. Was für eine Sündenlast? Ich stehe fest im Glauben und habe dreißig Jahre lang meines Priesteramtes gewaltet — wie kann ich da mit Sünden belastet sein?

Boris. Wer ist wohl sonst noch ein Sünder, wenn nicht Sie, der Sie so viele Menschen mit Lug und Trug füttern? Zeigt nach dem vor der Tür stehenden Posten. Wie viel Unsinn sitzt in diesen armen Köpfen!

Priester. Darüber werde ich mit Ihnen nicht disputieren, junger Mann, der Jugend ziemt Respekt vor dem Alter.

Boris. Lassen Sie mich allein. Es widert mich

an, Sie zu hören, wenn Sie mir andererseits auch leid tun. Ich wollte nichts sagen, wenn Sie jener General wären — aber nun kommen Sie mit dem Brustkreuz hierher, mit dem Evangelium in der Hand und im Namen Christi, um mich zu bewegen, daß ich mich von Christus losfage. Gehen Sie — erregt — gehen Sie fort, verlassen Sie mich! Gehen Sie doch endlich! Führt mich ab, daß ich niemanden sehe! Ich bin müde, ganz entseßlich müde.

Priester. Nun, dann leben Sie wohl.

Der Adjutant tritt ein. Boris sitzt im Hintergrunde der Szene.

Adjutant. Nun, wie steht die Sache?

Priester. Ein großer Troß und ein unbotmäßiger Geist wohnt in dem jungen Menschen.

Adjutant. Er will also weder den Eid leisten noch dienen?

Priester. Um keinen Preis.

Adjutant. Dann werden wir ihn nach dem Lazarett bringen müssen.

Priester. Sie wollen ihn als Kranken behandeln? Das wäre eine einfache Lösung — es gäbe sonst ein böses Beispiel.

Adjutant. Er kommt zur Beobachtung in die Abteilung der Geisteskranken.

Priester. Sehr gut. Empfehle mich bestens. Ab.

Adjutant tritt auf Boris zu. Ich soll Sie abführen — kommen Sie, bitte.

Boris. Wohin?

Adjutant. Zunächst für einige Zeit ins Lazarett, dort werden Sie mehr Ruhe haben und Zeit zum Überlegen finden.

Boris. Ich habe alles längst überlegt. Nun, gehen wir. Beide ab.

Szenenwechsel

Empfangszimmer im Lazarett. Oberarzt und Unterarzt; ein kranker Offizier im Lazarettkittel; Aufseher in Blusen.

Der Kranke. Ich sage Ihnen: Sie machen mich nur krank. Ich habe mich schon mehrmals ganz gesund gefühlt.

Oberarzt. Regen Sie sich nicht auf. Ich will Sie gern entlassen, aber Sie wissen doch selbst, daß Ihnen die Freiheit leicht gefährlich wird. Wenn ich wüßte, daß Sie eine vernünftige Pflege haben werden...

Der Kranke. Sie denken wohl, ich werde wieder zu trinken anfangen? Nein, ich habe meine Lehre bekommen. Jeder Tag aber, den ich hier zubringe, wirkt auf mich verderblich. Sie tun gerade das Gegenteil von dem, was Sie tun sollten. Er wird erregt. Sie sind grausam. Sie fühlen sich natürlich hier wohl...

Oberarzt. Beruhigen Sie sich doch. Er gibt den Wärtern ein Zeichen. Sie nähern sich von hinten dem Kranken.

Der Kranke. Sie haben gut reden — Sie sind ein freier Mann! Was soll unsereins aber sagen, wenn man hier so mitten unter lauter Verrückten sitzt? Zu den Wärtern. Was? Kommt ihr schon wieder an? Weg da!

Oberarzt. Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich.

Der Kranke. Und ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, mich zu entlassen!

Er kreischt auf und will sich auf den Oberarzt stürzen, doch die Wärter packen ihn und führen ihn nach kurzem Kampfe ab.

Unterarzt. Nun ist's wieder losgegangen. Beinahe hätte er Sie zu packen gekriegt.

Oberarzt. Der arme Kerl ist geliefert — ein Opfer des Alkohols. Das heißt — eine kleine Besserung ist doch schon eingetreten.

Der Adjutant tritt ein.

Adjutant. Guten Morgen.

Oberarzt. Guten Morgen.

Adjutant. Ich bringe Ihnen da ein interessantes Subjekt. Es ist ein Fürst Tscheremschanow, der seinen Militärdienst ableisten soll, jedoch unter Berufung auf das Evangelium sich dessen weigert. Ich habe ihn der Gendarmerie übergeben, die findet ihn jedoch nicht verdächtig und hält sich nicht für zuständig. Der Regimentsgeistliche hat sich ihn vorgenommen, es hat aber auch nichts gefruchtet.

Oberarzt lacht. Und da kommen Sie eben, wie immer, zu uns als zur letzten Instanz. Na, lassen Sie mal sehen. Der Unterarzt ab.

Adjutant. Er soll ein sehr gebildeter junger Mann sein und eine reiche Braut haben. Sehr merkwürdig. Ich glaube wirklich, der Mensch ist hier bei Ihnen am rechten Platze.

Oberarzt. Ja, es scheint eine fixe Idee vorzuliegen . . .

Boris wird hereingeführt.

Oberarzt. Bitte, treten Sie näher. Nehmen Sie gefälligst Platz. Zum Adjutanten. Vielleicht lassen Sie uns allein?

Der Adjutant ab.

Boris. Falls Sie mich einsperren wollen, bitte ich, dies recht bald zu tun, damit ich endlich Ruhe bekomme.

Oberarzt. Entschuldigen Sie — wir müssen uns an das Reglement halten. Nur ein paar Fragen. Wo fühlen Sie etwas? Woran leiden Sie?

Boris. An nichts. Ich bin vollkommen gesund.

Oberarzt. Ja — aber Sie handeln nicht so wie andere Menschen.

Boris. Ich handle so, wie mein Gewissen es mir befiehlt.

Oberarzt. Sie haben sich geweigert, Ihre Militärpflicht zu erfüllen. Wie motivieren Sie diese Weigerung?

Boris. Ich bin Christ und darf daher nicht töten.

Oberarzt. Aber das Vaterland muß doch gegen die Angreifer verteidigt werden. Und die Feinde der öffentlichen Ordnung müssen im Zaume gehalten werden.

Boris. Niemand greift das Vaterland an; und die Feinde der öffentlichen Ordnung sind unter den Regierenden weit zahlreicher als unter denen, die von den Regierenden vergewaltigt werden.

Oberarzt. Ja — wie meinen Sie das?

Boris. Nehmen wir den Branntwein, der eine der Hauptursachen alles Übels ist — wer verkauft ihn? Die Regierung! Auch der falsche Glaube, der den Menschen nur Trug und Täuschung bietet, wird von der Regierung verbreitet. Und der Militärdienst, der eine der Hauptursachen aller Sittenverderbnis ist, und zu dessen Ableistung ich jetzt gezwungen werden soll, ist gleichfalls eine Forderung der Regierung.

Oberarzt. Nach Ihrer Meinung sind also Regierung und Staat nicht notwendig?

Boris. Das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich an dem Übel nicht teilnehmen darf.

Oberarzt. Was wird dann aber aus der Welt? Wir haben doch den Verstand dazu bekommen, um die Dinge voranzusehen.

Boris. Wir haben den Verstand aber auch dazu bekommen, um einzusehen, daß die gesellschaftliche Ordnung nicht auf der Gewalt beruhen soll, sondern

auf dem Guten, und daß, wenn ein einzelner Mensch sich weigert, an dem Bösen teilzunehmen, daraus keinerlei Gefahr erwachsen kann.

Oberarzt. Gestatten Sie nun, daß ich Sie ein wenig untersuche. Er beginnt ihn zu betasten. Fühlen Sie hier einen Schmerz?

Boris. Nein.

Oberarzt. Oder hier?

Boris. Nein.

Oberarzt. Holen Sie einmal tief Atem. So — halten Sie den Atem an. Ich danke Ihnen. Gestatten Sie nun . . . Er zieht ein Maß aus der Tasche und mißt damit Nase und Stirn. Jetzt schließen Sie gefälligst die Augen, gehen Sie ein paar Schritte.

Boris. Schämen Sie sich wirklich nicht, das alles zu machen?

Oberarzt. Wie denn? Was?

Boris. Alle diese Dummheiten. Sie wissen doch sehr gut, daß ich gesund bin, daß man mich nur darum hierher geschickt hat, weil ich mich weigere, an dem Bösen, das man hier tut, teilzunehmen, daß man die Wahrheit, die ich vertrete, nicht widerlegen kann, und daß man darum so tut, als wenn man mich für nicht normal hielte. Und dazu reichen Sie nun Ihre Hand — das ist erbärmlich, ist beschämend. Tun Sie es nicht.

Oberarzt. Sie wollen also die paar Schritte nicht machen?

Boris. Nein, ich will es nicht. Sie können mich quälen, so viel Sie wollen — aber Sie müssen es ganz allein tun, ich helfe nicht mit. Leidenschaftlich. Lassen Sie das doch lieber.

Der Oberarzt drückt auf den Klingelknopf. Zwei Wärter treten ein.

Oberarzt. Beruhigen Sie sich nur. Ich begreife es wohl, daß Ihre Nerven überreizt sind. Wollen Sie jetzt nicht auf Ihr Zimmer gehn?

Der Unterarzt tritt ein.

Unterarzt. Für Escheremschanow ist Besuch da. Boris. Wer denn?

Unterarzt. Ein gewisser Sarynzew mit seiner Tochter.

Boris. Ich möchte sie sprechen.

Oberarzt. Lassen Sie sie eintreten. Zu Boris. Sie können sie hier empfangen.

Als mit dem Unterarzt und den Wärtern. Nikolaj Swanowitsch und Ljuba treten ein. Die Fürstin blickt zur Tür herein und sagt: „Gehen Sie nur voran, ich komme nach.“

Ljuba geht sogleich auf Boris zu, nimmt seinen Kopf zwischen die Hände und küßt ihn. Mein armer Boris!

Boris. Bedauere mich nicht. Mir ist so freudig, so wohl zumute. So leicht . . . Seien Sie willkommen! Er tauscht mit Nikolaj Swanowitsch den Begrüßungskuß.

Nikolaj Swanowitsch. Ich bin gekommen, um dir vor allem zu sagen, daß man in diesen Dingen nicht handeln soll, wenn einem der Verstand zuflüstert: „Jetzt mußt du es tun!“ — sondern wenn man mit seinem ganzen Wesen fühlt, daß man nicht anders handeln kann.

Boris. So habe ich es auch gehalten. Ich dachte nicht daran, irgend etwas zu verweigern. Als ich jedoch diese ganze Lüge sah, diese Altentöße, Polizisten, diese Beißiger mit der Zigarette im Munde — da mußte ich das sagen, was ich sagte. Wohl ward mir bange dabei, doch nur, solange das erste Wort nicht gefallen war — dann ward mir so leicht, so froh ums Herz.

Ljuba sitzt da und weint.

Nikolaj Iwanowitsch. Vor allem tu nichts um des weltlichen Ruhmes willen, damit jene dich loben, auf deren Meinung du Wert legst. Was mich anbelangt, so sage ich dir offen, daß, wenn du jetzt den Eid leistest und dienst, ich dich nicht weniger lieben und achten werde als bisher, ja vielleicht noch mehr, weil nicht das von Wert ist, was in der Welt getan ward, sondern das, was in der Seele vollbracht wurde.

Boris. So ist es — wenn etwas in der Seele vollbracht ist, wird auch in der Welt eine Wandlung erfolgen.

Nikolaj Iwanowitsch. Ganz gewiß . . . Deine Mutter ist hier, sie ist sehr niedergeschlagen. Wenn du zu tun vermagst, um was sie dich bittet, dann tu es — das ist's, was ich dir noch sagen wollte.

Vom Korridor her läßt sich ein herzzerreißendes Geschrei vernehmen. Ein Kranker stürzt herein, hinter ihm die Wärter, die ihn dann fortschleppen.

Ljuba. Das ist entsetzlich. Und hier sollst du nun bleiben! Sie weint.

Boris. Das schreckt mich keineswegs, wie mich überhaupt jetzt nichts erschrecken kann. Mir ist so wohl zumute. Nur eins macht mir bange — wie du das alles hinnehmen wirst. Hilf mir! Ich vertraue darauf, daß du mir helfen wirst.

Ljuba. Soll ich mich vielleicht über alles das freuen?

Nikolaj Iwanowitsch. Nicht freuen sollst du dich, dazu liegt kein Grund vor. Auch ich freue mich nicht, sondern empfinde Schmerz um seinetwillen und würde herzlich gern an seine Stelle treten. Doch, weil dies nicht angeht, so trage ich's eben und weiß, daß es gut so ist.

Ljuba. Nun wohl — aber wann wird man ihn herauslassen?

Boris. Das weiß niemand. Ich denke nicht an die Zukunft. Die Gegenwart ist so schön, und du kannst sie mir noch schöner gestalten.

Fürstin tritt ein. Nein, ich kann nicht länger warten. Zu Nikolaj Swanowitsch. Nun, haben Sie ihn umgestimmt? Will er sich nun fügen? Boris, mein Herzensjunge — bedenk doch, wie furchtbar das für mich ist! In all den Jahren habe ich einzig für dich gelebt. Ich habe dich großgezogen, habe meine Freude an dir gehabt — und nun, da ich glaubte, mein Werk getan zu haben, nun soll ich plötzlich alles zusammenbrechen sehen! Das Gefängnis, die Schande — nein, nein, Boris . . .

Boris. So hör' mich denn an, Mama.

Fürstin zu Nikolaj Swanowitsch. Warum sagen Sie denn nichts? Sie haben dieses Unglück verschuldet, Sie müssen ihn auch wieder zur Vernunft bringen. Sie freuen sich wohl gar darüber? Ljuba, rede du ihm doch zu!

Ljuba. Was vermag ich hier?

Boris. So begreif doch, Mama, daß es Dinge gibt, die man so wenig fertig bringt wie das Fliegen. Zu diesen unmöglichen Dingen gehört für mich der Militärdienst.

Fürstin. Nun redest du dir gar ein, daß das Dienen für dich unmöglich sei. Welcher Unsinn! Alle haben doch gedient, und alle dienen. Ihr habt euch da mit Nikolaj Swanowitsch irgend etwas ausgedacht und nennt das Christentum. Es ist aber gar kein Christentum, sondern eine teuflische Lehre, die allen nur Kummer und Leid bereitet.

Boris. Es steht aber so im Evangelium.

Fürstin. Nichts steht darin, und wenn etwas darin steht, dann ist es Lug und Trug. Boris, mein Liebster, Bester, so erbarm' dich doch meiner! Sie fällt ihm um den Hals und weint. Mein ganzes Leben war nichts als Kummer und Gram. Du warst der einzige Lichtstrahl darin, und nun bereitest du mir diesen Schmerz. Ach, Boris, so hab' doch Mitleid mit mir!

Boris. Es ist mir so schwer ums Herz — aber ich kann dir nichts sagen.

Fürstin. Laß mir wenigstens die Hoffnung — sag', daß du dir's überlegen wirst.

Nikolaj Zwanowitsch. Ja, sag' das — und überleg' es dir.

Boris. Nun, gut. Aber auch Sie — verlangen Sie nichts Unmögliches von mir, machen Sie mir das Herz nicht schwer.

Man hört von neuem das Geschrei im Korridor.

Boris. Ich bin hier im Irrenhause, kann leicht selbst den Verstand verlieren.

Oberarzt tritt ein. Ich glaube, es empfiehlt sich, den Besuch abzukürzen, gnädige Frau. Ihr Sohn ist sehr erregt, ein längeres Zusammensein kann leicht schlimme Folgen haben. An jedem Donnerstag, bis zwölf Uhr mittags, ist Besuch gestattet.

Fürstin. Nun, gut, gut, ich gehe schon. Leb' wohl, Boris. Überlege dir die Sache, habe Mitleid mit mir, und empfang mich am Donnerstag mit einer frohen Nachricht. Sie küßt ihn.

Nikolaj Zwanowitsch reicht ihm die Hand. Überlege mit Gott, als wenn dir morgen der Tod sicher wäre. Nur dann wirst du den richtigen Entschluß fassen. Lebe wohl.

Boris tritt auf Ljuba zu. Und was sagst du mir, Ljuba?

Ljuba. Ich kann nicht lügen. Ich begreife nicht, welchen Zweck es haben soll, sich selbst und andere zu quälen. Sie entfernt sich weinend.

Boris allein. Ach, wie schwer, wie schwer ist mir ums Herz! Hilf mir, o Herr! Er betet.

Die Wärter treten mit dem Anstaltskittel ein.

Wärter. Kleiden Sie sich, bitte, um.

Boris beginnt sich umzulegen. Oder nein — ich will nicht!

Sie ziehen ihm mit Gewalt den Kittel über.

Bierter Akt

In Moskau. Seit den Vorgängen des dritten Aktes ist ein Jahr vergangen. Saal im Hause der Sarynzews, in dem Vorbereitungen für ein Tanzkränzchen mit Klavierbegleitung getroffen sind. Die Diener stellen Blumen vor dem Flügel auf.

Maria Iwanowna, im seidenen Kleide, tritt mit Alexandra Iwanowna ein.

Maria Iwanowna. Das kann man doch keinen Ball nennen! Eine kleine Abendunterhaltung ist's, une sauterie, wie man früher sagte, für das junge Volk. Ich kann doch meine Kinder nirgends mittanzen lassen, wenn ich mich nicht revanchiere. Überall haben sie mitgetanzt, bei Makowskijs wurde sogar Theater gespielt.

Alexandra Iwanowna. Ich fürchte, die Sache wird Nicolas sehr unangenehm sein.

Maria Iwanowna. Dafür kann ich nicht. Zum Diener. Dahin stellen Sie es . . . Gott ist mein Zeuge, daß ich es nicht darauf abgesehen habe, ihn absichtlich zu kränken. Ich glaube aber, daß er das jetzt nicht mehr so bitter ernst nimmt.

Alexandra Iwanowna. O, doch — er zeigt es nur nicht so offen. Er war recht verstimmt, als er nach dem Mittagessen auf sein Zimmer ging.

Maria Iwanowna. Was soll ich aber machen? Sag' mir: was soll ich machen? Alle wollen doch leben. Ich habe nun einmal sieben Kinder — wenn sie im Hause nicht ein bißchen lustig sein dürfen,

laufen sie mir Gott weiß, wohin. Ich bin wenigstens glücklich, daß es mit Ljuba so gekommen ist.

Alexandra Iwanowna. Hat er schon um ihre Hand angehalten?

Maria Iwanowna. Die Sache ist so gut wie abgemacht. Er hat sich ihr erklärt, und sie hat ihm ihr Jawort gegeben.

Alexandra Iwanowna. Das wird wieder ein schwerer Schlag für ihn sein.

Maria Iwanowna. Er weiß es doch. Er muß es bemerkt haben.

Alexandra Iwanowna. Er kann ihn nicht leiden.

Maria Iwanowna zu den Dienern. Stellen Sie das Obst aufs Büfett... Wen? Alexander Michajlowitsch? Das kann ich mir denken, daß er den nicht leiden kann. Er ist ein lebendiger Protest gegen seine Theorien: ein Weltmann, ein lieber, netter, herzenguter Mensch. Ach, dieser unglückliche Boris... dieser schreckliche Alp... Was macht er eigentlich?

Alexandra Iwanowna. Lisanjka hat ihn neu-lich besucht. Er ist noch immer in der Irrenabteilung und soll sehr abgemagert sein. Die Ärzte fürchten für sein Leben oder für seinen Verstand.

Maria Iwanowna. Den hat er wirklich auf dem Gewissen. Um was geht der nun zugrunde? Ich finde das entsetzlich. Ich war übrigens nie für ihn eingenommen. Zum Klavierspieler, der den Saal betritt. Was wünschen Sie?

Klavierspieler. Ich bin der Klavierspieler.

Maria Iwanowna. Bitte, nehmen Sie Platz, es dauert noch ein Weilchen. Ist Ihnen ein Glas Tee gefällig?

Klavierspieler. Nein, ich danke. Er geht an den Flügel.

Maria Iwanowna. Ich war immer dagegen, daß sie Boris heiratet. Ich hatte ihn ganz gern, aber eine Partie für Ljuba war er doch nicht, namentlich seit er für diese Ideen zu schwärmen begann.

Alexandra Iwanowna. Und doch ist diese Überzeugungstreue ganz erstaunlich. Wie tapfer er alle diese Leiden erträgt! Man hat ihm jetzt wieder eröffnet, daß, wenn er nicht endlich Vernunft annimmt, er ganz und gar dort bleibt oder auf die Festung kommt. Er bleibt aber fest bei dem, was er einmal gesagt. Lisanjka erzählte, er sei ganz vernügt und heiter.

Maria Iwanowna. Er ist eben ein Fanatiker . . . Da ist ja Alexander Michajlowitsch!

Alexander Michajlowitsch Starkowskij, im Frack, tritt ein.

Starkowskij. Ich bin wohl zu früh gekommen? Er küßt beiden die Hand.

Maria Iwanowna. Um so besser.

Starkowskij. Was macht Ljubow Nikolajewna? Sie wollte heute alles nachholen, was sie in letzter Zeit im Tanzen versäumt hat, und ich habe die Absicht, ihr dabei tüchtig zu helfen.

Maria Iwanowna. Sie trifft Vorbereitungen zum Rotillon.

Starkowskij. Ich will sie dabei unterstützen — darf ich?

Maria Iwanowna. Gewiß.

Starkowskij will gehen. Ljuba kommt ihm entgegen, mit einem Kissen, auf dem Rotillonorden und Schleifen befestigt sind.

Ljuba in Abendtoilette, nicht dekolletiert. Ah, Sie sind schon da! Sehr gut — Sie können mir helfen. Im

Salon sind noch zwei Kissen mit Orden, holen Sie sie, bitte. Übrigens — guten Abend, mein Herr!

Starkowskij. Guten Abend, meine Dame — ich fliege! Ab.

Maria Iwanowna zu Ljuba. Höre einmal, Ljuba — es sind heute Bekannte hier, man wird fragen und Anspielungen machen: sollte man eure Verlobung nicht offen bekannt geben?

Ljuba. Nein, Mama, nein! Weshalb denn? Mögen sie doch fragen. Es würde Papa unangenehm sein.

Maria Iwanowna. Er weiß es doch schon, oder er errät es wenigstens. Früher oder später muß man es ihm doch sagen. Ich denke, es ist das beste, wir machen die Sache heute bekannt. Das ist doch „le secret de la comédie“!

Ljuba. Nein, nein, Mama, bitte! Das würde uns den ganzen Abend verderben. Lassen wir es noch, bitte.

Maria Iwanowna. Nun, wie du willst.

Ljuba. Vielleicht zum Schluß des Kränzchens, vor dem Abendessen. Zu dem eintretenden Starkowskij. Nun, bringen Sie die Sachen?

Maria Iwanowna. Ich will einmal sehen, wie weit Natascha ist. Ab mit Alexandra Iwanowna.

Starkowskij kommt mit drei Kissen, die er mit den Händen und dem Kinn festhält und unterwegs fallen läßt. Lassen Sie nur liegen, Ljubow Nikolajewna, ich werde schon alles aufheben.

Ljuba. Was haben Sie da angerichtet! Sie hätten sich nicht so viel aufladen sollen. Komm doch, Wanja!

Wanja bringt gleichfalls ein Kissen mit Orden. Das ist

der Rest. Hör' mal, Ljuba — ich habe mit Alexander Michajlowitsch eine Wette gemacht, wer von uns beiden mehr Orden bekommt.

Starkowskij. Du hast leicht wetten — du bist mit allen bekannt und bist deiner Orden schon im voraus sicher, während ich die Damen erst noch bezaubern muß, um mir meinen Lohn zu verdienen. Ich gebe dir aber trotzdem vierzig Points voraus.

Wanja. Dafür bist du auch schon ein Bräutigam, und ich bin ein kleiner Junge.

Starkowskij. Ich bin noch lange kein Bräutigam, sondern noch weniger als ein kleiner Junge.

Ljuba. Geh doch mal in mein Zimmer, Wanja, bring mir den Leim von der Etagere und das Nadelkissen. Wanja ab. Nur zerschlag um Gottes willen die Uhr nicht!

Wanja. Alles zerschlag' ich. Läuft davon.

Starkowskij ergreift Ljubas Hand. Darf ich, Ljuba? Ich bin so glücklich. Er küßt ihr die Hand. Die Masurka bekomme ich doch, nicht wahr? Aber das genügt mir nicht, bei der Masurka kommt man nicht so recht zum Wort. Ach, und ich habe so viel zu sagen! Darf ich den Meinigen telegraphieren, daß mein Antrag angenommen ist und ich glücklich bin?

Ljuba. Ja, heute abend.

Starkowskij. Noch eins: wie wird Nikolaj Iwanowitsch die Sache aufnehmen? Haben Sie... hast du mit ihm gesprochen? Ja?

Ljuba. Noch nicht — aber ich werde es ihm sagen. Er wird es so aufnehmen, wie er jetzt alles, was die Familie betrifft, aufnimmt — er wird zu mir sagen: Tu, was du willst. Im Herzen jedoch wird er es mir sehr verargen.

Starkowskij. Weil ich nicht so bin wie Escheremschanow? Weil ich Kammerjunker und Adelsmarschall bin?

Ljuba. Ja. Ich habe schon mit mir selbst gekämpft und um feinetwillen mir selbst etwas vorzumachen gesucht. Aber ich kann nun einmal nicht so, wie er will — nicht, weil ich ihn etwa weniger liebe, sondern weil ich nicht lügen kann, und weil ich leben will.

Starkowskij. Ja, leben — das ist das einzig Wahre! Nun, und Escheremschanow?

Ljuba bewegt. Sprechen Sie mir nicht von ihm. Ich könnte mich sonst versucht fühlen, ihn zu tadeln, während er selbst jetzt schweres Leid trägt. Ich weiß, daß ist deswegen, weil ich mich vor ihm schuldig fühle. Ich weiß aber auch, daß es eine Liebe, eine wirkliche, echte Liebe gibt, die ich für ihn nicht empfunden habe.

Starkowskij. Ist das wahr, Ljuba?

Ljuba. Sie möchten von mir hören, daß ich diese echte Liebe für Sie empfinde — aber ich werde das nicht sagen. Ich . . . ja, ich liebe Sie . . .

Starkowskij. Warum Sie?

Ljuba. Ich liebe dich. Doch auch dies ist noch nicht das Rechte. Hier wie dort war es nicht ganz das, was es sein sollte — vielleicht, wenn beides miteinander sich mischte . . .

Starkowskij. Nein, ich bin schon mit dem zufrieden, was mir zuteil geworden ist. Er küßt ihr die Hand. Ljuba!

Ljuba wendet sich ab. Laß uns rasch hier Ordnung machen. Man kommt schon.

Die Fürstin kommt mit Sonja und ihrer kleinen Tochter.

Ljuba. Mama wird gleich erscheinen.

Fürstin. Sind wir die ersten?

Starkowskij. Irgendjemand muß es doch sein. Ich dachte schon immer daran, ob man nicht eine Gummipuppe erfinden könnte, die immer zuerst käme.

Stepa tritt ein. Wanja bringt den Leim und das Nadelkissen.

Stepa. Ich hoffte, Sie gestern bei den Italienern zu sehen.

Tonja. Wir waren bei der Tante und haben da Handarbeiten für die Armenbescherung angefertigt.

Studenten und Damen treten ein, mit ihnen Maria Zwanowna und Alexandra Zwanowna.

Fürstin. Werden wir Nikolaj Zwanowitsch zu sehen bekommen?

Maria Zwanowna. Nein, er kommt nie heraus.

Starkowskij. Bitte, zur Quadrille anzutreten! Er klatscht in die Hände.

Die Paare stellen sich auf und tanzen.

Alexandra Zwanowna tritt auf Maria Zwanowna zu. Er ist in einer ganz ungewohnten Erregung. Er war bei Boris, und als er zurückkam und sah, daß hier getanzt werden soll, wollte er sogleich das Haus verlassen. Ich war in der Tür und hörte sein Gespräch mit Alexander Petrowitsch.

Maria Zwanowna. Was sagte er?

Man hört das Tanzkommando: „Rond des dames! Les cavaliers en avant!“

Alexandra Zwanowna. Er sagte, daß er hier nicht länger bleiben könne, und daß er fortgehe.

Maria Zwanowna. Wie dieser Mensch einem zusetzt! Ab.

Szenenwechsel

Nikolaj Zwanowitschs Zimmer. Man hört von weitem Musik. Nikolaj Zwanowitsch im Paletot, legt einen Brief auf den Tisch; in seiner Gesellschaft befindet sich Alexander Petrowitsch, ein Mensch in zerlumpter Kleidung.

Alexander Petrowitsch. Seien Sie ganz ruhig, wir kommen ohne Groschen Geld bis nach dem Kaukasus. Und dort werden wir uns schon einrichten.

Nikolaj Zwanowitsch. Bis Tula werden wir die Bahn benutzen, dann gehen wir zu Fuß. So, nun bin ich fertig. Er legt den Brief mitten auf den Tisch und geht zur Thür hinaus, in der ihm Maria Zwanowna entgegentritt. Zu Maria Zwanowna. Warum kommst du her?

Maria Zwanowna. Weil ich dir nicht gestatten will, dein grausames Werk zu vollenden? Was hast du nun wieder vor? Warum das?

Nikolaj Zwanowitsch. Warum? Weil ich nicht so zu leben vermag. Ich kann es nicht ertragen, dieses entsetzliche, durch und durch verderbte Leben.

Maria Zwanowna. Das ist unerhört. Mein Leben, das ich dir und den Kindern geopfert habe, soll nun mit einem Mal durch und durch verderbt sein! Sie erblickt Alexander Petrowitsch. Renvoyez au moins cet homme. Je ne veux pas, qu'il soit témoin de cette conversation.

Alexander Petrowitsch. Comprenez! Toujours moi parte.

Nikolaj Zwanowitsch. Warten Sie draußen auf mich, Alexander Petrowitsch, ich komme gleich nach.

Alexander Petrowitsch ab.

Maria Zwanowna. Was hast du mit diesem Menschen gemein? Es ist unbegreiflich, daß er dir näher stehen soll als deine Frau. Wohin willst du?

Nikolaj Iwanowitsch. Ich habe dir einen Brief dagelassen. Ich wollte es dir nicht mündlich sagen, es wäre mir gar zu schwer gefallen. Aber wenn du willst, will ich es dir sagen, so ruhig, wie ich es vermag.

Maria Iwanowna. Nein, ich kann es nicht begreifen. Wie ist es möglich, daß du eine Frau, die dir alles hingegeben hat, so hassen und peinigen kannst? Habe ich mich vielleicht auf Bällen herumgetrieben, habe ich mich gepuht, mit andern kokettiert? Sprich! Mein ganzes Leben gehörte der Familie. Ich habe sie alle selbst genährt und erzogen, im letzten Jahr lag alles ganz allein auf meinen Schultern, die Sorge um die Kinder, die Verwaltung des Vermögens, die ganze Last — alles, alles . . .

Nikolaj Iwanowitsch unterbricht sie. Diese Last hast du nur darum zu tragen gehabt, weil du nicht so leben wolltest, wie ich es dir vorschlug.

Maria Iwanowna. Aber das ist ja unmöglich! Frag' doch, wen du willst. Das geht doch nicht, daß die Kinder ganz ohne Unterricht bleiben, wie du es wolltest, daß ich selbst kochen und waschen sollte . . .

Nikolaj Iwanowitsch. Das habe ich niemals verlangt.

Maria Iwanowna. Nun, darauf kam es doch hinaus. Du nennst dich einen Christen, du willst Gutes tun, du sagst, daß du deine Kinder lieb hast. Warum malträtiertst du nun gerade die Frau so unbarmherzig, die dir ihr ganzes Leben geopfert hat?

Nikolaj Iwanowitsch. Womit malträtiere ich dich denn? Im Gegenteil, ich liebe dich, aber . . .

Maria Iwanowna. Ist das kein Malträtieren, wenn du mich jetzt so rücksichtslos sitzen läßt und fort-

gehst? Was werden die Leute sagen? Eins von beiden: entweder, daß ich eine ganz schlechte Person bin, oder daß du verrückt bist.

Nikolaj Iwanowitsch. Vielleicht bin ich verrückt; jedenfalls kann ich so nicht weiterleben.

Maria Iwanowna. Was ist denn nun daran so entsetzlich, daß ich ein einziges Mal im Verlauf des ganzen Winters eine kleine Abendunterhaltung veranstalte? Um dich nicht zu sehr zu belästigen, tun wir es eben nur dies eine Mal und nicht öfter. Und ich habe auch nur darum zugestimmt, weil mir alle Leute sagten, es gehe nicht anders, es müsse unbedingt sein. Und nun soll das mit einem Mal solch ein Verbrechen sein, für das mir Schimpf und Schande zuteil wird. Und nicht nur um die Schande geht's — nein, deine Liebe vor allem geht mir verloren; du liebst alle Welt, liebst diesen ewig betrunkenen Alexander Petrowitsch — nur mich nicht. Und dabei liebe ich dich doch, und kann ohne dich nicht leben. Warum, warum nur? Sie weint.

Nikolaj Iwanowitsch. Du willst mein Leben, mein geistiges Leben nicht begreifen.

Maria Iwanowna. Ich will es wohl begreifen, aber ich vermag's nicht. Ich sehe, daß dein Christentum dich so weit geführt hat, daß du gegen deine Familie, gegen mich von Haß erfüllt bist. Warum dies der Fall ist, ist mir unverständlich.

Nikolaj Iwanowitsch. Andere Leute verstehen mich doch.

Maria Iwanowna. Wer? Alexander Petrowitsch vielleicht, der dich ewig um Geld anbettelt?

Nikolaj Iwanowitsch. Er, und auch andere. Lonja zum Beispiel, und Wassilij Niskanorowitsch, der

Priester. Schließlich ist mir das auch ganz gleich. Selbst wenn mich kein Mensch verstünde, würde das nichts an der Sache ändern.

Maria Iwanowna. Wassilij Nikanorowitsch hat seinen Schritt bereut und ist wieder in seine Gemeinde zurückgekehrt. Und Tonja tanzt drinnen sehr vergnügt und kokettiert mit Stepa.

Nikolaj Iwanowitsch. Das ist sehr betrübend, kann jedoch nicht bewirken, daß Schwarz sich in Weiß verwandelt, kann an meinem Leben nichts ändern. Du bedarfst meiner nicht, Mascha — laß mich gehen! Ich habe es versucht, an eurem Leben teilzunehmen und das, was für mich der Kern des Lebens ist, darin zu verwirklichen. Doch das ist unmöglich. Der einzige Erfolg war, daß ich euch, wie mich selbst, nur gequält und mein eigenes Werk wieder zerstört habe. Jeder Mensch, dieser Alexander Petrowitsch zum Beispiel, hat das Recht, mir zu sagen, ich sei ein Betrüger, der da redet und nicht handelt, der die evangelische Armut predigt und unter dem Vorwande, er habe all sein Hab und Gut seiner Frau überlassen, ein üppiges Leben führt.

Maria Iwanowna. Du schämst dich also vor den Leuten? Vermagst du dich nicht darüber hinwegzusetzen?

Nikolaj Iwanowitsch. Ich schäme mich nicht vor den Leuten — das heißt, ein klein wenig doch wohl — aber ich zerstöre vor allem das Werk Gottes.

Maria Iwanowna. Du sagst doch selbst, es vollziehe sich auch dann, wenn wir ihm entgegenhandeln. Doch lassen wir das jetzt. Sag' mir nur, was du von mir willst?

Nikolaj Iwanowitsch. Ich sagte es dir schon.

Maria Iwanowna. Aber du weißt doch, Nicolas, daß das unmöglich ist. Bedenke doch nur — Ljuba soll jetzt heiraten, Wanja besucht die Universität, Mischka und Ratja sind noch auf der Schule. Sollen sie alle jetzt plötzlich herausgerissen werden?

Nikolaj Iwanowitsch. Was soll ich denn nun tun?

Maria Iwanowna. Nichts anderes als das, was du selbst predigst: du sollst dulden, lieben. Fällt dir das so schwer? Du sollst uns nur neben dir herleben lassen, uns deiner nicht berauben. Ist das so schrecklich für dich?

Wanja kommt hereingelaufen. Mama, man ruft nach dir.

Maria Iwanowna. Sag', ich könne nicht kommen. Geh, geh!

Wanja. Komm doch, Mama! Ab.

Nikolaj Iwanowitsch. Du willst mich doch nicht verstehen.

Maria Iwanowna. Nicht: ich will dich nicht verstehen, sondern ich kann es nicht.

Nikolaj Iwanowitsch. Du willst es nicht, die Kluft zwischen uns wird immer tiefer. Suche dich doch nur für einen Augenblick in mich hineinzusetzen, und du wirst mich verstehen. Das Leben hier ist durch und durch verderbt. Du wirst böse, wenn ich dieses Wort gebrauche, ich kann jedoch ein Leben, das ganz auf Raub und Ausbeutung beruht, nicht anders bezeichnen. Das Geld, von dem ihr lebt, ist der Ertrag des Grund und Bodens, den ihr dem Volke vorenthaltet. Ich sehe überdies, daß dieses Leben die Kinder verdirbt: „Wehe demjenigen, der auch nur einem dieser Kleinen ein Ärgernis gibt!“ heißt es in der Schrift — und ich muß Zeuge sein,

wie sie vor meinen Augen verdorben werden und zugrunde gehen. Ich kann es nicht sehen, daß erwachsene Menschen in den Frack gesteckt werden, um uns zu bedienen. Jedes Mittagessen ist für mich eine wahre Tortur.

Maria Iwanowna. Aber das ist doch immer so gewesen. Das geschieht doch überall, wohin man kommt, im Ausland wie bei uns.

Nikolaj Iwanowitsch. Es ist mir aber unerträglich, das mit anzusehen, seit ich begriffen habe, daß wir alle Brüder sind.

Maria Iwanowna. Das sind doch Grübeleien.

Nikolaj Iwanowitsch gerät in Hitze. Daß du mich so gar nicht verstehen willst — das ist's, was mir so viel Kummer bereitet. Heute zum Beispiel: ich war früh morgens im Asyl, ich sah dort ein Kind, das geradezu verhungert, sah ein anderes Kind, das zum Alkoholiker geworden ist, sah eine schwindsüchtige Frau, die als Wäscherin schwer arbeitet. Und dann kam ich nach Hause — ein Lakai mit weißer Halsbinde öffnet mir die Thür, und ich höre, wie mein Gelbschnabel von Sohn diesen Lakaien nach einem Glase Wasser schickt, und sehe dieses Heer von Dienern und Dienerinnen, die für uns arbeiten. Und nun komme ich zu Boris, diesem trefflichen Menschen, der mit seinem Leben für die Wahrheit eintritt, und sehe, wie man ihn, den edlen, kräftigen, charaktervollen jungen Mann, systematisch dem Irrsinn in die Arme treibt und geistig ruiniert, um ihn irgendwie loszuwerden. Sie wissen, daß er einen Herzfehler hat, und sie reizen ihn beständig, sperren ihn mit Tob-süchtigen und Verrückten zusammen ein. Oh, das ist entsetzlich, entsetzlich! Und nun komme ich nach Hause

und erfahre, daß meine Tochter, die einzige in der ganzen Familie, die — ich will nicht sagen: mich, wohl aber die Wahrheit — einigermaßen begriffen hat, sich zur selben Stunde von ihrem Bräutigam, dem sie ihre Liebe gelobt hatte, losgesagt hat, um einen Lakaien, einen Lügner zu heiraten . . .

Maria Iwanowna. Oh, wie unchristlich das ist!

Nikolaj Iwanowitsch. Ja, es ist häßlich, ich gebe es zu — aber ich will, daß du meinen Standpunkt begreifen lernst und dich in mich hineinversetzt. Ich wollte nur sagen, daß sie sich von der Wahrheit losgesagt hat . . .

Maria Iwanowna. Du sagst: von der Wahrheit; andere aber, und zwar bei weitem die meisten, sagen: vom Irrtum. Auch Wassilij Nikanorowitsch erklärt, auf Irrwegen gewandelt zu sein, und ist jetzt in den Schoß der Kirche zurückgekehrt.

Nikolaj Iwanowitsch. In der That?

Maria Iwanowna. Er hat es Lisanjka geschrieben, sie wird dir den Brief zeigen. Das sind alles nur solche Anwandlungen. Und auch mit Tonja ist's nicht anders. Von Alexander Petrowitsch will ich gar nicht reden, für den ist die Sache einfach gewinnbringend.

Nikolaj Iwanowitsch unwirsch. Nun, das ist ganz gleich. Ich verlange nichts weiter von dir als — Verständnis. Nichts kann mich davon abbringen, die Wahrheit für die Wahrheit zu halten. Und weil es mir so schmerzlich ist, hier nicht verstanden zu werden — darum gehe ich eben. Ich komme ins Haus, ich sehe es weihnachtlich geschmückt, man gibt einen Ball, wirft Hunderte zum Fenster hinaus — während anderswo die Menschen Hungers sterben. Nein, ich kann

so nicht weiterleben. Habe Mitleid mit mir, ich bin zu Ende mit meiner Kraft. Laß mich gehen. Leb' wohl.

Maria Iwanowna. Wenn du gehst, dann gehe ich mit dir. Und wenn du mich nicht mitgehen läßt, werfe ich mich unter den Zug, mit dem du davonfährst. Mögen sie alle zugrunde gehen, Mischa sowohl wie Katja und die andern. O mein Gott, mein Gott, welche Qual! Womit, womit hab' ich das verdient? Sie weint.

Nikolaj Iwanowitsch zur Tür hinaus. Alexander Petrowitsch, gehen Sie nach Hause. Ich reise nicht ab. Ich bleibe, gut. Er zieht den Paletot aus.

Maria Iwanowna umarmt ihn. Wir haben doch nicht mehr lange zu leben. Wir wollen uns den Rest unserer Tage doch nicht verbittern, nachdem wir achtundzwanzig Jahre zusammen ausgehalten haben. Nun, ich will keine Gesellschaften mehr geben. Ich verspreche es dir. Aber tu mir dieses Leid nicht an!

Wanja und Katja kommen rasch ins Zimmer gelaufen. Mama, so komm doch endlich!

Maria Iwanowna. Geht schon, geht. Wir wollen uns also gegenseitig verzeihen, nicht wahr? Ab mit den Kindern.

Nikolaj Iwanowitsch. Was ist sie nun — ein Kind, oder ein listiges Weibsbild? Oder beides zugleich? Ja, ja — ein listiges Kind . . . Ich sehe, Herr, Du willst nicht, daß ich ein Arbeiter sei an Deinem Werke; Du willst, daß ich gedemütigt werde, daß alle mit dem Finger auf mich weisen und sagen: Geht, er redet immer nur, aber er handelt nicht . . . Nun, so sei es denn. Er weiß am besten, was zu seiner Ehre geschehen soll. Er verlangt Demut und Herzenseinfalt.

Wohlan denn, es sei — wenn ich nur zu ihm emporgelange.

Lisanjka tritt ein. Verzeihen Sie die Störung — ich wollte Ihnen nur den Brief geben, den Wassilij Nikanorowitsch mir sandte. Er schreibt, ich möchte Ihnen den Brief zu lesen geben.

Nikolaj Iwanowitsch. Ist es denn wahr?

Lisanjka. Ja, lesen Sie doch!

Nikolaj Iwanowitsch. Lies mir vor!

Lisanjka liest vor. „Ich schreibe Ihnen und bitte Sie, Nikolaj Iwanowitsch vom Inhalt dieses Briefes Mitteilung zu machen. Ich spreche mein tiefes Bedauern darüber aus, daß ich mich vom Irrtum ungarnen ließ und offen von der heiligen rechtgläubigen Kirche abfiel, und ich bin von Herzen froh darüber, daß ich wieder zu ihr zurückgekehrt bin. Ich wünsche Ihnen und Nikolaj Iwanowitsch das gleiche. Ich bitte, meiner nachsichtig zu gedenken...“

Nikolaj Iwanowitsch. Sie haben den armen Menschen so lange gequält, bis er nachgab. Auf jeden Fall aber ist es tief traurig.

Lisanjka. Ich soll Ihnen auch noch sagen, daß die Fürstin da ist, sie kam in furchtbar erregtem Zustande zu mir ins Zimmer und sagte, sie müsse Sie unbedingt sprechen. Sie kam gerade von ihrem Sohne. Ich glaube, es ist besser, Sie empfangen Sie nicht. Was kann bei einer Unterredung zwischen Ihnen und ihr herauskommen?

Nikolaj Iwanowitsch. Nein, schick' sie nur her. Es scheint einmal heute solch ein Tag der Heimfuchungen zu sein.

Lisanjka im Abgehen. Ich schicke sie also her.

Nikolaj Iwanowitsch. Ja, ja. Oh, möchte ich

nur immer dessen eingedenk bleiben, daß das wahre Leben einzig darin beruht, Dir zu dienen! Möchte ich doch nie vergessen, daß, wenn Du mir Prüfungen sendest, Du jedenfalls mich für stark genug hältst, sie zu bestehen — sonst wären es doch eben keine Prüfungen! O Vater, steh mir bei — hilf mir, nicht meinen, sondern Deinen Willen zu erfüllen!

Fürstin tritt ein. Sie haben mich also doch eines Empfanges gewürdigt? Welche Ehre! Die Hand gebe ich Ihnen nicht, denn ich hasse, ich verachte Sie.

Nikolaj Iwanowitsch. Was ist geschehen?

Fürstin. Was geschehen ist? In die Strafkompagnie ist er versetzt worden. Und das ist Ihr Verdienst.

Nikolaj Iwanowitsch. Wenn Sie etwas wünschen, Fürstin, dann sagen Sie es; wenn Sie aber nur gekommen sind, um mich auszuschelten, dann will ich Ihnen nur bemerken, daß Sie sich selbst damit am meisten schädigen. Mich können Sie nicht beleidigen, da ich Sie von ganzem Herzen bedaure und aufrichtig mit Ihnen fühle.

Fürstin. Ein nettes Mitgefühl — ich danke! Und das nennt sich nun christlich! Nein, Herr Sarynzew, mich können Sie nicht täuschen. Ich kenne Sie jetzt durch und durch. Meinen Sohn haben Sie ins Unglück gestürzt, aber was macht Ihnen das aus? Sie geben einfach Bälle, und Ihre Tochter, die Braut meines Sohnes, heiratet einen andern, der Ihnen eine bessere Partie scheint. Und Sie spielen sich hier als Philosoph auf, der wie ein Bauer lebt und als Tischler arbeitet. Ich ekle mich einfach vor Ihnen und vor Ihrem neuen Pharisäertum.

Nikolaj Iwanowitsch. Beruhigen Sie sich,

Fürstin — sagen Sie mir, weshalb Sie gekommen sind. Doch nicht allein deshalb, um mich auszuschelten?

Fürstin. Ja, auch deshalb. Meine Seele ist voll Schmerz, ich muß mir Erleichterung schaffen. Und dann komme ich auch wegen dieser Versekung zur Strafkompagnie — das überlebe ich nicht! Und das verdanke ich Ihnen! Sie, Sie, Sie sind schuld!

Nikolaj Iwanowitsch. Nicht mir verdanken Sie es, denn das ist Gottes Werk. Und Gott sieht, wie tief ich Sie bedaure. Widersetzen Sie sich dem Willen Gottes nicht. Er will sie prüfen. Tragen Sie es in Demut.

Fürstin. Wie kann ich das in Demut tragen? Mein Sohn war die einzige Freude meines Daseins, und Sie haben mir ihn genommen, ihn ins Verderben gestürzt. Wie kann ich da ruhig bleiben? Ich komme nun noch einmal — und zwar zum allerletztenmal — zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß Sie ihn retten müssen, nachdem Sie sein Unglück verschuldet haben. Fahren Sie hin, setzen Sie es um jeden Preis durch, daß er freigelassen wird. Fahren Sie zu seinen Vorgesetzten, zum Zaren, wohin Sie wollen. Sie sind verpflichtet, das zu tun. Wenn Sie sich weigern, dann weiß ich, was ich zu tun habe: ich werde Sie zur Verantwortung ziehen!

Nikolaj Iwanowitsch. Sagen Sie mir, was ich tun soll. Ich bin zu allem bereit.

Fürstin. Ich wiederhole nur das eine: Sie müssen ihn retten! Tun Sie es nicht, dann sollen Sie es büßen. Adieu! Ab.

Nikolaj Iwanowitsch streckt sich auf dem Diwan aus. Schweigen. Die Thür wird geöffnet. Die Musik ist deutlicher hörbar. Der „Großvater“ wird gespielt.

Stepa. Papa ist nicht da, kommt.

Die Paare, groß und klein durcheinander, treten ein.

Ljuba sieht den Vater. Ach, du bist da — verzeih!

Nikolaj Iwanowitsch erhebt sich. Laßt euch nicht stören.

Die Paare ziehen vorüber.

Nikolaj Iwanowitsch allein. Der Priester ist wieder zur Kirche zurückgekehrt. Boris habe ich ins Unglück gestürzt. Ljuba heiratet. Sollte ich wirklich auf Irrwegen wandeln? Sollte es ein Irrtum sein, daß ich an Dich glaube, mein Vater? Nein, nein — hilf mir, o mein Gott!

188 . . ; 1900; 1902.

Fünfter Akt

Strafkompagnie. Zelle des Militärgefängnisses. Arrestanten sitzen und liegen umher. Boris liest im Evangelium und legt es den anderen aus. Ein Arrestant, der geprügelt worden ist, wird hereingebracht. „Ach, wenn doch ein Pugatschew über euch käme!“ Die Fürstin stürzt herein. Sie wird hinausgeworfen. Zusammenstoß mit einem Offizier. Die Arrestanten werden zum Gebet befohlen. Boris kommt in den Karzer. Er soll der Prügelstrafe unterworfen werden.

Szenenwechsel

Rabinett des Kaisers. Zigaretten, Scherzartikel, Nippsachen. Die Fürstin bittet um Audienz. Sie soll warten. Bittsteller treten scharwenzelnd ein und bringen in unterwürfigen Worten ihre Anliegen vor. Dann erscheint die Fürstin. Ihr Bittgesuch wird abschlägig beschieden. Sie entfernt sich.

Szenenwechsel

Maria Iwanowna spricht mit dem Arzte über die Krankheit ihres Gatten. Er hat sich verändert, ist milder, doch zugleich mutloser geworden.

Nikolaj Iwanowitsch spricht mit dem Arzte. „Alles Kurieren ist überflüssig.“ Doch seiner Frau wegen läßt er es geschehen.

Tonja und Stepa, Ljuba und Starkowskij treten ein. Sie sprechen über den Landbesitz, er bemüht sich, ihnen gerecht zu werden. Alle ab. Er ist mit Lisanjka allein. „Ich komme aus dem Zweifel nicht heraus, ob ich auch recht gehandelt habe. Nichts habe ich ausgerichtet — Boris habe ich ins Unglück gestürzt, Wassilij Nikanorowitsch ist wieder in die Kirche aufgenommen. Ich bin ein warnendes Beispiel menschlicher Schwäche. Offenbar

will Gott nicht, daß ich sein Diener sei. Er hat viele andere Diener, die auch ohne mich sein Werk vollenden werden. Wenn ich mir das klar und deutlich vorstelle, werde ich ruhiger.“ Er betet. Die Fürstin stürzt ins Zimmer und sticht ihn nieder. Alles eilt herbei. Er sagt, er selbst habe sich zufällig verlegt. Er setzt ein Gnadengesuch an den Zaren auf. Wassilij Nikanorowitsch kommt mit den Duhoboren. Nikolaj Zwanowitsch stirbt voll Freude darüber, daß dem Volke über die Täuschung, in der die Kirche es zu erhalten sucht, die Augen aufgehen, und daß sein Leben doch noch einen Sinn bekommen hat.

Variante der letzten Szene

Ein Brief von Boris ist eingetroffen, voll verzweifelter Erregung. „Ich weiß, daß ich alles dies durchkostet habe.“ Die Liberalen. Ein Professor spricht von seinem erhabenen Standpunkte aus über ihn, er entschuldigt und erklärt ihn. Auch Uerfüll ist dabei. Sie können ihn nicht begreifen und meinen, man müsse noch hundert Jahre warten.

Kinderweisheit

Von der Religion

Knabe und Mutter.

Knabe. Warum hat die Kinderfrau sich heute so gepuht und mir die neue Bluse angezogen?

Mutter. Weil heute Feiertag ist und wir in die Kirche gehen.

Knabe. Was für ein Feiertag?

Mutter. Himmelfahrt.

Knabe. Was heißt das — Himmelfahrt?

Mutter. Das heißt, daß unser Herr Jesus an diesem Tage in den Himmel gefahren ist.

Knabe. Was heißt das — in den Himmel gefahren?

Mutter. Das heißt, er ist hinaufgeflogen.

Knabe. Wie denn, hinaufgeflogen — auf Flügeln?

Mutter. Nicht auf Flügeln — einfach hinaufgeflogen, weil er doch Gott ist und als Gott alles kann.

Knabe. Wohin ist er denn geflogen? Papa hat mir doch gesagt, daß der Himmel nur etwas Scheinbares ist, daß dort gar nichts ist, nur die Sterne, und hinter den Sternen wieder Sterne, und daß der Himmel kein Ende hat. Wohin ist er denn da geflogen?

Mutter lächelt. Es gibt Dinge, die man nicht begreifen kann, die man glauben muß.

Knabe. Warum?

Mutter. Weil ältere Leute es sagen.

Knabe. Du hast mir aber doch selbst gesagt —

damals, weißt du, wie ich sagte, daß jemand sterben wird, weil Salz verschüttet worden ist: da sagtest du mir, man müsse nicht alle Dummheiten glauben.

Mutter. Dummheiten soll man auch nicht glauben.

Rnabe. Woran erkennt man denn, was Dummheiten sind und was nicht?

Mutter. Woran? — Man soll an die wahre Religion glauben und nicht an Dummheiten.

Rnabe. Und welches ist denn die wahre Religion?

Mutter. Das ist unsere Religion. Für sich. Es scheint, daß ich selbst jetzt Dummheiten rede. Laut. Nun lauf und sag' Papa, daß wir gleich gehen. Und laß dir die Schärpe umbinden.

Rnabe. Und gibt es dann Schokolade nach der Messe?

Vom Vaterland

Karlchen Schmidt, neun Jahre alt; Petja Orlow, zehn Jahre alt; Mascha Orlow, acht Jahre alt.

Karlchen. Unser Preußen wird aber nicht erlauben, daß die Russen uns Land wegnehmen.

Petja. Und wir sagen, daß dieses Land uns gehört, weil wir es früher erobert haben.

Mascha. Wem — uns?

Petja. Du bist noch klein, du verstehst das nicht. Uns — das heißt eben unserem Staate.

Karlchen. Alle Menschen leben so, daß die einen zu dem einen und die andern zu einem andern Staate gehören.

Mascha. Zu welchem Staate gehöre ich denn?

Petja. Zu Rußland, wie alle andern Leute.

Mascha. Und wenn ich nicht will?

Petja. Ob du willst oder nicht — du bleibst immer eine Russin. Jedes Volk hat seinen Zaren oder König.

Karlchen fällt ihm ins Wort. Und sein Parlament...

Petja. Und sein Heer, und erhebt Steuern von seinen Angehörigen.

Mascha. Warum bleibt denn jedes so für sich?

Karlchen. Wie denn — für sich? Weil eben jeder Staat für sich besonders ist.

Mascha. Aber warum ist er für sich besonders?

Karlchen. Warum? Weil jeder Mensch sein Vaterland liebt.

Mascha. Ich verstehe nicht, warum jeder für sich besonders ist. Ist es nicht besser, wenn alle zusammen sind?

Petja. Beim Spiel ist's besser, wenn alle zusammen sind, aber das ist kein Spiel, das sind wichtige Dinge.

Mascha. Das verstehe ich nicht.

Karlchen. Wenn du groß sein wirst, wirst du es verstehen.

Mascha. Dann will ich lieber nicht groß werden.

Petja. Ist noch so klein, und doch schon eigensinnig, wie sie alle!

Vom Kriege

Sawrila, Reservist, Diener; Mischka, ein junges Herrchen.

Sawrila. Nun, leben Sie wohl, Mischenjka, lieber junger Herr. Gott weiß, ob wir uns wiedersehen!

Mischka. Du gehst also wirklich fort?

Gawrila. Gewiß, es ist doch wieder Krieg. Und ich bin Reservist.

Mischa. Mit wem ist denn Krieg? Wer führt Krieg, und gegen wen?

Gawrila. Ja, das mag Gott wissen. Ich werde nicht klug daraus. Ich hab' darüber in der Zeitung gelesen, aber ich bin nicht recht dahinter gekommen. Es heißt, der Österreicher soll auf unsern böse sein, weil er die — wie heißen sie doch? — zu gut behandelt hat . . .

Mischa. Und warum gehst du nun in den Krieg?

Gawrila. Wie denn? Das weiß doch jedermann: für den Zaren, das Vaterland und den wahren Glauben.

Mischa. Du gehst aber nicht gern?

Gawrila. Wer geht denn gern in den Krieg? Frau und Kinder zu verlassen, wo man's noch dazu selbst so gut hat — hat man wohl Lust zu so etwas?

Mischa. Warum gehst du dann überhaupt? Sag' einfach: ich will nicht, und geh nicht hin! Was werden sie dann mit dir machen?

Gawrila lacht. Was sie mit mir machen werden? Mit Gewalt werden sie mich hinschleppen.

Mischa. Wer wird dich hinschleppen?

Gawrila. Na, ebensolche Mußsoldaten wie ich.

Mischa. Warum werden sie dich denn hinschleppen? Sie sind doch in derselben Lage wie du.

Gawrila. Ei, dafür gibt's doch eine Obrigkeit! Die befiehlt einfach, und da schleppen sie mich eben hin.

Mischa. Und wenn sie nicht wollen?

Gawrila. Das gibt es nicht.

Mischa. Warum nicht?

Gawrila. Weil . . . weil es kein solches Gesetz gibt.

Mischa. Was für ein Gesetz?

Sawrila. Nein, wie komisch Sie doch fragen! Mit Ihnen kann man sich richtig festschwagen. Ich muß nun endlich den Samowar zurecht stellen.

Von den Steuern

Der Dorfschulze; die siebenjährige kleine Gruschka.

Der Dorfschulze betritt das ärmliche Bauernstübchen, in dem nur Gruschka anwesend ist; sieht sich um. Ist niemand da?

Gruschka. Mütterchen holt die Kuh vom Felde, und Fedjka ist auf Hofarbeit.

Dorfschulze. Na, dann sag' also deinem Mütterchen, daß der Dorfschulze da war. Zum drittenmal, sag' ihr, mahne ich sie schon, und ich lasse ihr sagen, sie soll auf jeden Fall am Sonntag die Steuern zu mir bringen, sonst hole ich ihr die Kuh aus dem Stalle.

Gruschka. Die Kuh holst du? Bist du denn ein Dieb? Wir geben sie dir aber nicht.

Dorfschulze lächelt. Ei, sieh doch, was für ein pfiffiges kleines Ding! Wie heißt du denn?

Gruschka. Gruschka heiß' ich.

Dorfschulze. So, Gruschka — bist ein prächtiges kleines Mädchen. Hör' also, Gruschka: sag' deiner Mutter, ich würde ihr doch die Kuh wegholen, wenn ich auch kein Dieb bin.

Gruschka. Warum holst du sie denn, wenn du kein Dieb bist?

Dorfschulze. Weil jeder bezahlen muß, was ihm auferlegt ist. Der Steuern wegen hole ich sie weg.

Gruschka. Was für Steuern denn?

Dorfschulze. Wie das kleine Ding einem zuseht!

Was für Steuern? Na, die Steuern eben, die der Zar festgesetzt hat, und die das Volk bezahlen muß.

Gruschka. Wem muß es sie bezahlen?

Dorffschulze. Das wird sich schon finden, wem sie zu bezahlen sind.

Gruschka. Ist er denn arm? Wir sind arm. Der Zar ist reich. Warum nimmt er dann noch von uns?

Dorffschulze. Er nimmt's doch nicht für sich. Er verwendet es wieder für uns Schafsköpfe, für unsere Bedürfnisse. Für die Obrigkeit, das Heer, die Schulen, zu unserem Nutzen sozusagen.

Gruschka. Was für einen Nutzen haben wir davon, daß du uns die Ruh wegholst? Das bringt uns doch keinen Nutzen!

Dorffschulze. Wenn du größer bist, wirst du das verstehen. Sag's also der Mutter, hörst du?

Gruschka. Nein, solche Dummheiten sag' ich ihr nicht. Wenn ihr was braucht, du und der Zar, dann macht's euch doch selber. Wenn wir was brauchen, machen wir's uns auch selber.

Dorffschulze. Wirst du ein Mundwerk haben, wenn du einmal groß bist!

Von übler Nachrede

Mitja, zehn Jahre alt; Iljuschka, neun Jahre alt; Sonja, sechs Jahre alt.

Mitja. Ich sage zu Peter Semjonowitsch, man könne sich so abhärten, daß man gar keine Kleider mehr zu tragen braucht. Und er meint: nein, das sei nicht möglich. Darauf sage ich zu ihm, daß Michail Iwanowitsch mir gesagt hat, wir hätten doch unser

Gesicht so abgehärtet, daß wir keine Kälte empfinden — ebenso könne man doch auch den ganzen Körper abhärten. Da meint er: „Dein Michail Iwanowitsch ist ein großer Dummkopf.“ Er lacht. Und Michail Iwanowitsch sagte erst gestern wieder zu mir: „Euer Peter Semjonowitsch bringt euch da schönen Unsinn bei! Der ist dumm geboren und hat nichts zugerlernt,“ sagt er. Er lacht.

Iljuscha. Ich hätte ihm gesagt: „Sie schelten ihn dumm, und er macht's mit Ihnen nicht besser.“

Mitja. Nein, im Ernst — ich weiß wirklich nicht, wer von beiden der Dummkopf ist.

Sonja. Beide sind dumm. Wer einen andern dumm nennt, der ist selber dumm.

Iljuscha. Du nennst sie beide dumm — also bist du doch selber dumm!

Mitja. Mir gefällt das nicht, daß sie immer nur so hinterm Rücken über einander schimpfen und sich's nicht ins Gesicht sagen, was sie voneinander denken. Wenn ich einmal groß bin, werde ich's anders machen. Ich werde jedem sagen, was ich von ihm denke.

Iljuscha. Ich werde es ebenso machen.

Sonja. Und ich werde es machen, wie es mir paßt.

Mitja. Was heißt das — wie es dir paßt?

Sonja. Wenn ich will, werde ich's sagen, und wenn ich nicht will, sage ich's nicht.

Iljuscha. Ist die aber dumm!

Sonja. Eben sagtest du, du würdest nicht schimpfen.

Iljuscha. Ich hab's aber nicht hinter deinem Rücken getan.

Von der Herzensgüte

Mascha und Mischa bauen vor dem Hause ein Zelt für die Puppen.

Mischa in grobem Tone zu Mascha. Nein, nicht das. Die Stange dort gib her. Du bist doch zu schwer von Begriffen!

Eine alte Frau kommt aus der Haustür auf die Treppe heraus, betruzt sich und spricht zu sich selbst. Gottes Segen ruhe auf ihr! Eine wahre Engelsseele! Zu allen ist sie so gut.

Die Kinder hören auf zu spielen und sehen sie an.

Mischa. Von wem sprichst du?

Die alte Frau. Von eurem Mütterchen. Die vergißt unsern Herrgott nicht! Die hat Mitleid mit uns Armen. Einen Rock hat sie mir geschenkt, und Tee, und auch Geld. Der Herr sei ihr gnädig, und die Mutter Gottes beschütze sie! Die ist nicht so wie jener unchristliche Mann, der zu mir sagte: „Da könnte jede kommen, viel zu viele gibt's von eurer Sorte!“ Und was für böse Hunde er hat!

Mascha. Wer?

Die alte Frau. Na, der Mann, der dort drüben wohnt, gegenüber dem Branntweinauschanf. Das ist ein böser Mann! Nun, Gott mit ihm. Dafür hat euer Mütterchen mich um so reichlicher beschenkt, hat mein armes, geplagtes Herz froh gemacht, die Gute. Wie sollte unsereins denn leben, wenn es solche Leute nicht gäbe! Sie weint.

Mascha zu Mischa. Was für eine liebe, gute Alte!

Die alte Frau. Wachst nur tüchtig, ihr Kinderchen, und wenn ihr groß seid, dann vergeßt auch ihr die Armen nicht! Gott wird's euch vergelten. Sie entfernt sich.

Mischa. Wie elend sie ist!

Mascha. Ich freue mich, daß Mama sie beschenkt hat.

Mischa. Ich wüßte nicht, warum sie ihr nichts schenken sollte, wenn sie es doch dazu hat. Wir können es entbehren, und die alte Frau hat's doch wirklich nötig.

Mascha. Weißt du noch, was Johannes der Täufer sagt: Wer zwei Röcke hat, der gebe einen hin!

Mischa. Wenn ich einmal groß bin, gebe ich alles hin.

Mascha. Alles kann man nicht hingeben.

Mischa. Warum nicht?

Mascha. Was soll man dann selbst anfangen?

Mischa. Das ist mir ganz gleich. Man muß immer gut sein. Dann wird es allen gut gehen.

Mischa hört auf zu spielen, geht ins Kinderzimmer, reißt dort ein Blatt aus seinem Heft, schreibt etwas darauf und steckt das Blatt in die Tasche. Auf dem Blatte stand geschrieben:

Man muß gut sein.

Von der Arbeit

Der Vater; Katja, neun Jahre alt; Fedja, acht Jahre alt.

Katja. Papa, unser Schlitten ist entzwei. Kannst du ihn uns nicht wieder ganz machen?

Vater. Nein, meine Liebe, ich verstehe das nicht. Ihr müßt es Prochor sagen, der wird ihn euch ausbessern.

Katja. Wir waren schon im Hofe bei ihm. Er sagte, er habe keine Zeit, er müsse das Hofstor in Ordnung bringen.

Vater. Nun, da bleibt euch eben nichts weiter übrig, als zu warten.

Fedja. Verstehst du es denn überhaupt nicht, Papa?

Vater lächelt. Nein, mein kleiner Freund, ich verstehe es überhaupt nicht.

Fedja. Verstehst du auch sonst nichts?

Vater lacht. Nun, das eine und andere verstehe ich wohl. Aber das, was Prochor versteht — das versteh' ich nicht.

Fedja. Verstehst du, Samoware zu machen, wie Wassilij?

Vater. Auch das verstehe ich nicht.

Fedja. Wie kommt das nur, daß wir gar nichts verstehen und sie alle Arbeit für uns tun? Muß das so sein?

Vater. Jeder versteht eben das Seinige. Lerne nur hübsch fleißig, dann wirst du schon erfahren, was jeder zu verstehen und zu können hat.

Fedja. Brauchen wir auch nicht kochen und einen Wagen anspannen zu können?

Vater. Es gibt Dinge, die nötiger sind als das.

Fedja. Ich weiß: daß man gut sei, daß man nicht zornig werde, nicht schimpfe. Aber man kann doch auch kochen und einen Wagen anspannen können und dabei gut sein? Nicht wahr, das kann man?

Vater. Gewiß kann man das. Warte, bis du groß bist — dann wirst du das alles begreifen lernen.

Fedja. Und wenn ich nun nicht groß werde?

Vater. Was für dummes Zeug du zusammenredest!

Katja. Dürfen wir es also Prochor sagen?

Vater. Gewiß, gewiß. Geht zu Prochor und sagt ihm, ich hätte es befohlen.

Von der Trunksucht

Abend, Herbst. Der zwölfjährige Makarka und die sechsjährige Marfutka treten aus dem Hause auf die Straße. Marfutka weint. Der zehnjährige Pawluschka steht auf der Vortreppe des Nachbarhauses.

Pawluschka. Wohin wollt ihr denn jetzt mitten in der Nacht?

Makarka. Er ist wieder einmal betrunken.

Pawluschka. Wer? Euer Vater?

Makarka. Wer denn sonst?

Marfutka. Er schlägt die Mutter.

Makarka. Ich gehe nicht hinein. Er wird auch mich schlagen. Er setzt sich neben den Hauseingang. Ich bleibe hier über Nacht. Ich gehe nicht hinein.

Marfutka weint.

Pawluschka zu Marfutka. Nanu, wer wird denn da weinen? Es ist doch nicht so schlimm. Was ist da schon zu machen? So wein' doch nicht!

Marfutka weinend. Wenn ich der Zar wäre, ich würde die Leute durchprügeln, die ihm Branntwein verkaufen. Niemandem würde ich erlauben, mit Branntwein zu handeln.

Makarka. Wieso denn? Der Zar handelt doch selbst mit Branntwein. Er erlaubt es den andern nur darum nicht, weil er sonst selbst weniger verdienen würde.

Pawluschka. Rede doch keinen Unsinn!

Makarka. Wieso denn Unsinn? Geh, frag' doch! Warum hat man denn die Ukulina eingesperrt? Weil sie mit Branntwein gehandelt und den Zaren geschädigt hat.

Pawluschka. Sie soll doch etwas Ungefährliches getan haben?

Matarka. Das ist eben ungesetzlich, wenn jemand mit Branntwein handelt.

Marfutka. Ich würde ihr's auch nicht erlauben. An allem ist der Branntwein schuld. Sonst ist er ganz gut, unser Vater. Aber wenn er trinkt, schlägt er uns alle so schrecklich.

Pawluschka zu Matarka. Du redest so sonderbar. Ich will doch morgen den Lehrer fragen. Er muß es wissen.

Matarka. Ja, frag' ihn.

Am nächsten Morgen hat Prochor, Matarkas Vater, ausgeschlafen und „blau“ gemacht. Matarkas Mutter, die ein ganz ver schwollenes Auge hat, knetet den Brotteig. Pawluschka ist in die Schule gegangen. Die Schulkinder sind noch nicht versammelt. Der Lehrer sitzt rauchend vor der Thür und läßt die Kinder in die Schule eintreten.

Pawluschka tritt auf den Lehrer zu. Sagen Sie mir doch, Jewgenij Semjonytsch — ist es wahr, was mir gestern jemand sagte — daß der Zar mit Branntwein handelt? Und Akulina ist doch gerade darum eingesperrt worden, nicht wahr?

Lehrer. Deine Frage ist dumm, und jener, der dir das gesagt hat, ist ein Dummkopf. Der Zar handelt überhaupt mit nichts. Dafür ist er eben der Zar. Und wenn Akulina zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde, so geschah es, weil sie unerlaubterweise mit Branntwein gehandelt, mithin der Staatskasse einen Schaden zugefügt hat.

Pawluschka. Einen Schaden? Wieso?

Lehrer. Weil auf dem Branntwein eine Abgabe ruht. Der Eimer kostet der Staatskasse zwei Rubel und im Verschleiß kostet er acht Rubel und vierzig Kopeken. Der Preisunterschied fließt in die Staats-

kasse. Diese Einnahme ist sehr groß, sie beträgt siebenhundert Millionen.

Pawluschka. Je mehr die Leute also trinken, desto größer ist die Einnahme des Staates?

Lehrer. Gewiß. Wenn diese Einnahme nicht wäre, dann könnten wir kein Heer unterhalten, und keine Schulen bauen, und keine der nützlichen Einrichtungen treffen, die für euch alle so notwendig sind.

Pawluschka. Aber wenn sie für alle so notwendig sind — warum erhebt man dann das Geld nicht so, ohne weiteres, warum nimmt man da erst den Branntwein zu Hilfe?

Lehrer. Warum man den Branntwein zu Hilfe nimmt? Weil es vom Gesetz so bestimmt ist. Na, Kinder, nun seid ihr wohl alle beisammen — an die Plätze!

Von der Todesstrafe

Peter Petrowitsch, Professor; Maria Iwanowna, seine Gattin, näht; Fedja, der neunjährige Sohn beider, hört dem Gespräch zu; Iwan Wassiljewitsch, Militärstaatsanwalt.

Iwan Wassiljewitsch. Aber man darf doch die Lehren der Geschichte nicht außer acht lassen! Wir haben das nicht nur in Frankreich nach der Revolution und in andern historischen Momenten, sondern auch bei uns jetzt gesehen, daß Repressivmaßregeln — das heißt die Ausrottung der verderbten und gesellschaftsgefährlichen Elemente — durchaus zweckmäßig sind.

Peter Petrowitsch. Ich kann Ihnen nicht beipflichten. Wir können das alles nicht wissen, können die weiteren Folgen nicht voraussehen, und darum sind solche Ausnahmebestimmungen ungerechtfertigt.

Iwan Wassiljewitsch. Aber wir sind ebenso wenig zu der Annahme berechtigt, daß die Ausnahmemaßregeln schlimme Folgen haben werden, oder, daß, falls wirklich schlimme Folgen eintreten, diese in der Anwendung der Ausnahmemaßregeln ihren Grund haben. Das wäre das eine Moment — und das andere ist, daß die Abschreckung auf solche Individuen, die aller Menschlichkeit bar und ganz und gar vertiert sind, zweifellos ihre Wirkung ausübt. Welches andere Mittel, außer der Abschreckung, wollten Sie beispielsweise anwenden, um auf das Gemüt jenes Mordgesellen einzuwirken, der kaltblütig eine alte Frau und drei Kinder abschlachtet, um elende dreihundert Rubel stehlen zu können?

Peter Petrowitsch. Ich bin ja nicht gegen die Todesstrafe an sich, ich bin nur gegen diese Ausnahmejustiz der Feldgerichte, die jetzt so häufig zur Anwendung gelangt. Ich würde auch nichts sagen, wenn diese häufigen Hinrichtungen lediglich auf eine Abschreckung hinausliefen, aber sie wirken eben nicht nur abschreckend, sondern auch demoralisierend: sie gewöhnen die Menschen an das Blutvergießen...

Iwan Wassiljewitsch. Auch hier möchte ich wieder betonen, daß die entfernteren Wirkungen sich nicht so bestimmt feststellen lassen, während die unmittelbare Wirkung entschieden wohlthätig ist...

Peter Petrowitsch. Wohlthätig?...

Iwan Wassiljewitsch. Allerdings — wohlthätig, das unterliegt keinem Zweifel. Oder soll die Gesellschaft vielleicht nicht Vergeltung üben, wenn es sich um einen Bösewicht handelt, der...

Peter Petrowitsch. Sie meinen also, die Gesellschaft solle Rache üben?

Iwan Wassiljewitsch. Nicht Rache üben: sie soll an Stelle der Rache, die der einzelne ausübt, die Vergeltung im Namen der Gesamtheit setzen.

Peter Petrowitsch. Gewiß — aber dann muß diese Vergeltung nach einer ein für allemal gesetzlich festgelegten Norm geübt werden, die durch keine Ausnahmebestimmungen durchbrochen wird.

Iwan Wassiljewitsch. Die im Namen der Gesamtheit geübte Vergeltung hat an Stelle der spontanen, übertriebenen, gesetzwidrigen, häufig unmotivierten und dem Irrtum unterworfenen Rache zu treten, wie sie der einzelne persönlich ausübt.

Peter Petrowitsch gerät in Hitze. Sie behaupten also, daß die Vergeltung, so wie sie gegenwärtig geübt wird, stets unfehlbar, stets motiviert und über jeden Irrtum erhaben ist? Nein — dieser Ansicht kann ich entschieden nicht beipflichten. Welche Beweisgründe Sie auch beibringen mögen — Sie werden mich so wenig wie sonst jemanden davon überzeugen, daß diese Ausnahmebestimmungen, seit deren Inkrafttreten Tausende von Menschen hingerichtet wurden und immer noch hingerichtet werden, eine vernünftige, legale oder gar wohlthätige Einrichtung sind. Er erhebt sich von seinem Plaze und geht erregt auf und ab.

Fedja zur Mutter. Mama, um was streitet denn Papa so laut?

Maria Iwanowna. Papa meint, es sei nicht gut, daß so viele Menschen hingerichtet werden.

Fedja. Werden sie ganz tot gemacht?

Maria Iwanowna. Ja. Papa meint, so etwas dürfe nicht zu oft geschehen.

Fedja geht auf den Vater zu. Papa, warum heißt

es denn in den zehn Geboten: Du sollst nicht töten. Man soll doch überhaupt nicht töten?

Peter Petrowitsch lächelt. Das hat auf das, wovon wir eben sprachen, keinen Bezug. Es gilt nur für die einzelnen Menschen, die sich gegenseitig nicht töten sollen.

Fedja. Aber wenn jemand hingerichtet wird, so muß das doch auch irgendjemand tun?

Peter Petrowitsch. Gewiß, aber dann liegen eben gute Gründe vor, weshalb es geschieht.

Fedja. Wann darf es also geschehen?

Peter Petrowitsch. Ja, wie soll ich dir das sagen? Im Kriege zum Beispiel, oder wenn ein Mensch so böseartig ist, daß er alle totschiagen will. Den kann man doch nicht ungestraft tun lassen, was er will.

Fedja. Aber es heißt doch im Evangelium, man solle alle Menschen lieben, allen verzeihen?

Peter Petrowitsch. Gewiß, es wäre sehr schön, wenn man das könnte. Aber es geht leider nicht.

Fedja. Warum denn nicht?

Peter Petrowitsch. Na, weil eben . . . Er wendet sich zu Iwan Wassiljewitsch, der Fedja lächelnd zugehört hat. Also, wie gesagt, verehrter Iwan Wassiljewitsch: ich kann auf keinen Fall zugeben, daß die Ausnahmebestimmungen und die Feldgerichte irgendwie von Nutzen sind . . .

Von Gefängnissen

Semka, dreizehn Jahre alt; Aleksjutka, zehn Jahre alt; Mitjka, zehn Jahre alt; Palaschka, neun Jahre alt; Wanjka, acht Jahre alt. Sie haben Pilze gesammelt und sitzen am Brunnen.

Aleksjutka. Ganz außer sich war sie, die arme

Tante Matrona. Und die Kinder heulten eins immer mehr als das andere.

Wanjka. Warum haben sie denn geweint?

Balaschka. Sollen sie nicht weinen, wenn der Vater eingesperrt wird?

Wanjka. Warum haben sie ihn denn eingesperrt?

Aksjutka. Weiß ich's? Sie sind einfach gekommen und meinten: Jetzt gehst du mit. Und da nahmen sie ihn und führten ihn ab. Wir haben alles gesehen . . .

Semka. Pferde hat er gestohlen, darum muß er sitzen. Bei Demkin ist er eingebrochen, und auch bei Chramow war er mit dabei. Auch unsern Wallach hat er sich geholt. Soll man ihn da vielleicht noch streicheln?

Aksjutka. Ich sage auch nichts, nur die Kinder tun mir leid. Vier Stück sind's. Und eine Armut — kein Bissen Brot im Hause. Heute sind sie bei uns gewesen.

Semka. Du sollst nicht stehlen!

Mitjka. Aber er hat doch gestohlen, nicht die Kinder. Warum müssen die jetzt betteln gehen?

Semka. Du sollst nicht stehlen!

Mitjka. Aber die Kinder haben doch nicht gestohlen, sondern er!

Semka. Was für Unsinn du schwätzt: die Kinder, die Kinder! Warum schädigt er andere Leute? Soll's ihm vielleicht erlaubt sein, zu stehlen, weil er viele Kinder hat?

Wanjka. Was machen sie denn dort im Gefängnis mit ihm?

Aksjutka. Sitzen muß er, weiter nichts.

Wanjka. Bekommt er auch zu essen?

Semka. Das ist's ja, warum sie sich so wenig

draus machen, die verdammten Spitzbuben. Als ob die vor dem Gefängnis Angst hätten! Sitzen da und mästen sich. Wenn ich so der Zar wäre, ich wüßte schon, wie ich mit diesen schuftigen Pferdedieben umspringen würde. Ich würde ihnen das Stehlen schon abgewöhnen! Was macht solch ein Kerl sich daraus, ob er eingesperrt wird oder nicht? Da sitzt er nun mit seinesgleichen zusammen, und einer lernt vom andern, wie man am besten stehlen kann. Unser Großvater hat erzählt, daß der Petrucha ein ganz braver Mensch war, wie er aber erst mal im Gefängnis gefessen hatte, ist er so schlimm geworden, daß die Leute im Dorf ihre Not mit ihm hatten. Damals fing er an . . .

Wanjka. Warum haben sie ihn denn da erst eingesperrt?

Semka. Ja, frag' sie einmal.

Aksjutka. Er sitzt dort und kann sich satt essen . . .

Semka fällt ihr ins Wort. Und lernt neue Schlechtigkeiten . . .

Aksjutka. Und seine Kinder sterben mitsamt der Mutter vor Hunger. Als Nachbarn haben wir ja Mitleid mit ihnen, und wenn sie kommen und um ein Stück Brot bitten, kriegen sie es auch. Was soll man schon mit ihnen machen?

Wanjka. Warum sperrt man sie dann erst ein?

Semka. Was soll man sonst mit ihnen anfangen?

Wanjka. Was man mit ihnen anfangen soll? Irgendwie muß man's doch machen können, daß sie nicht . . . Er stotzt.

Semka. Ja, irgendwie! Aber — wie, weißt du selber nicht! Darüber haben schon klügere Leute nachgedacht, ohne etwas herauszufinden.

Palaschka. Und ich meine, wenn ich so Zarin wäre . . .

Aksjutka lacht. Na, was tätest du dann, wenn du so Zarin wärest?

Palaschka. Dann würde ich's so einrichten, daß kein Mensch stiehlt, und daß die Kinder nicht weinen.

Aksjutka. Wie würdest du denn das machen?

Palaschka. Ich würde allen geben, was sie nötig haben, damit sie niemandem etwas wegzunehmen brauchen, und damit alle zufrieden sind.

Semka. Ei, hör' doch einer die Zarin! Wie willst du denn das anfangen?

Palaschka. Ich weiß schon, wie ich es anfangen will.

Mitjka. Wie wär's denn, wenn wir jetzt mal nach dem Birkenwald gingen? Dort haben die Mädchen neulich eine Menge Pilze gefunden.

Semka. Ja, kommt Kinder. Und du, Zarin, gib acht, daß du deine Pilze nicht verlierst, du bist schon gar zu flink.

Sie stehen auf und gehen weiter.

Vom Reichtum

Der Hausherr, die Hausfrau und der sechsjährige Wasja sitzen beim See auf dem Balkon. Die erwachsenen Kinder spielen Tennis. Ein junger Bettler kommt heran.

Hausherr zum Bettler. Was gibt's?

Bettler verneigt sich. Ich bitte um eine milde Gabe, ich habe keine Arbeit. Nichts anzuziehen, nichts zu essen habe ich. Ich war in Moskau und sehe zu, wie ich mich nach Hause durchbettle. Helfen Sie einem armen Menschen.

Hausherr. Ja, sag' mal — woher kommt nun deine Armut?

Bettler. Woher soll sie kommen? Von der Not.

Hausherr. Wenn du arbeiten wolltest, dann wärest du nicht arm.

Bettler. Wie gern möcht' ich arbeiten, aber es gibt nirgends Arbeit. Überall werden Leute entlassen.

Hausherr. Wie kommt's denn, daß gerade du keine Arbeit findest, während andere arbeiten?

Bettler. Herzlich gern möcht' ich arbeiten, ich schwör's Ihnen teuer und heilig. Aber niemand will mich haben. Erbarmen Sie sich, lieber Herr. Den zweiten Tag schon habe ich keinen Bissen im Munde gehabt.

Hausherr mit einem Blick nach dem Zimmer, zur Frau auf französisch. Hast du Kleingeld? Ich habe nur Scheine.

Frau zu Waßja. Geh doch, mein Herzchen — auf dem kleinen Tische im Schlafzimmer liegt meine Handtasche mit dem Portemonnaie darin. Hole es doch.

Waßja hört die Worte der Mutter nicht, sondern blickt unverwandt auf den Bettler.

Frau. Hörst du nicht, Waßja? Sie zupft ihn am Armel. Waßja!

Waßja. Was denn, Mama?

Die Frau wiederholt, wohin er gehen, und was er holen soll.

Waßja springt auf. Sofort. Er blickt, während er sich entfernt, immer noch auf den Bettler.

Hausherr zum Bettler. Warte, du bekommst gleich etwas. Der Bettler tritt zur Seite. Der Hausherr zu seiner Frau, auf französisch. Es ist ganz unglaublich, wie viel Arbeitslose jetzt so herumziehen. Die Kerle sind zu faul. Aber schrecklich wäre es doch, wenn er wirklich hungern sollte.

Frau. Er übertreibt wohl. Es soll im Auslande ebenso sein. Ich habe gelesen, daß es in New-York gegen hunderttausend Arbeitlose gibt. Trinkst du noch ein Glas Tee?

Hausherr. Bitte — aber nicht zu stark. Er zündet sich eine Zigarette an.

Sie schweigen. Der Bettler sieht sie an, schüttelt den Kopf und hustet, offenbar, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wasja kommt rasch mit dem Portemonnaie, das er der Mutter gibt, während seine Augen wieder den Bettler suchen und ihn, ohne wegzublicken, ansehen.

Hausherr nimmt ein Zehntopfeckenstück aus dem Portemonnaie. Da, nimm.

Bettler nimmt die Mütze ab, verneigt sich und nimmt das Geld. Ich danke sehr, mein Herr, von Herzen dank' ich Ihnen, daß Sie einen armen Menschen bedauern.

Hausherr. Ich bedaure vor allem, daß Sie nicht arbeiten. Wenn Sie arbeiten würden, wären Sie auch nicht arm. Wer arbeitet, kennt keine Armut.

Bettler setzt seine Mütze auf und wendet sich zum Gehen. Ganz recht — wie das Sprichwort sagt: Arbeit macht nicht reich, aber bußlig. Ab.

Wasja. Was sagt er?

Hausherr. Ach, ein dummes Bauernsprichwort: Arbeit macht nicht reich, wohl aber bußlig.

Wasja. Was heißt das?

Hausherr. Daß man von der Arbeit nicht reich werden kann, sondern nur einen Buckel bekommt.

Wasja. Ist das wahr?

Hausherr. Der bare Unsinn ist's. Wer sich so, wie dieser da, in der Welt herumtreibt und nicht arbeiten will, der bleibt immer arm. Reich werden nur solche Leute, die arbeiten.

Wafja. Wie kommt es aber, daß wir nicht arbeiten und doch reich sind?

Frau lachend. Woher weißt du denn, daß Papa nicht arbeitet?

Wafja. Ich weiß es nicht — aber wir sind doch sehr reich, also muß Papa wohl sehr viel arbeiten. Arbeitet er wirklich so viel?

Hausherr. Arbeit und Arbeit ist zweierlei. Vielleicht ist meine Arbeit von der Art, daß nicht jeder sie leisten kann.

Wafja. Was für eine Arbeit ist denn das?

Hausherr. Meine Arbeit besteht darin, daß ich euch alle ernähre, bekleide und unterrichte.

Wafja. Aber das muß jener Mann doch auch, wenn er Kinder hat. Warum geht es ihm dann so schlecht und uns so gut?

Hausherr lacht. Du bist ja der geborene Sozialdemokrat!

Frau. Es heißt im Sprichwort: Ein Narr kann mehr fragen, als tausend Weise beantworten können. Das stimmt — wenn man statt „Narr“ das Wort „Kind“ setzt.

Liebet die, so euch beleidigen

Die zehnjährige Mascha und der achtjährige Wanja.

Mascha. Wenn doch jetzt Mama nach Hause käme und uns mitnähme, und wir zuerst alle zusammen nach der Passage fahren, und dann zu Nastja — das wäre schön, nicht wahr? Oder was möchtest du dir wünschen?

Wanja. Ich? Ich wünsche mir, daß es so sein möchte wie gestern.

Mascha. Was ist denn gestern groß gewesen? Grischa hat dich durchgeprügelt, und dann habt ihr beide zusammen geweint. Was ist daran besonders schön?

Wanja. Doch, das war sehr schön. So schön war's, wie nichts sonst in der Welt. Und darum wünsch' ich mir es auch heute so.

Mascha. Das verstehe ich nicht.

Wanja. Dann gib acht — ich will dir's erklären, was ich meine. Erinnerst du dich noch der Geschichte, die uns am letzten Sonntag Onkel Peter Zwanowitsch erzählte? Ach, ich hab' ihn so gern, den lieben Onkel.

Mascha. Wer hätte ihn nicht gern? Mama sagt, er sei ein Heiliger, und das ist ganz gewiß wahr.

Wanja. Also du weißt doch noch, was er uns da erzählte — von einem Menschen, den alle verspotteten und beleidigten, und der gerade die am meisten liebte, die ihn am schlimmsten beleidigten. Wenn sie ihn ausschimpften, dann lobte er sie. Wenn sie ihn schlugen, dann war er voll Güte gegen sie. Onkelchen meinte, wenn jemand so handle, dann sei ihm sehr wohl ums Herz. Mir gefiel das, und ich wollte auch so handeln. Und wie mich Grischa gestern prügelte, da dachte ich daran und begann ihn zu küssen, und da weinte er. Da wurde mir so froh zu Mute. Bei der Rinderfrau aber dachte ich gestern nicht daran: wie sie mich ausschimpfte, schimpfte ich wieder, hatte ganz vergessen, daß man Böses mit Gutem vergelten soll. Nun möcht' ich's heute noch einmal so versuchen, wie gestern mit Grischa.

Mascha. Du möchtest also, daß dich wieder jemand durchprügelt?

Wanja. Ja, gar zu gern möcht' ich das. Ich

würde es mit ihm ebenso machen wie mit Grischa, und ich wäre sehr froh darüber.

Mascha. Unsinn! Du bist und bleibst doch ein dummes Kerlchen.

Wanja. Mag ich doch dumm sein. Jedenfalls weiß ich, was man tun muß, um immer froh zu sein.

Mascha. Nein, zu dumm bist du! Macht dich das wirklich so froh?

Wanja. Ja, sehr froh.

Vom gedruckten Wort

Arbeitszimmer der Kinder. Der vierzehnjährige Gymnasiast Wolodja liest etwas für die Schule; die fünfzehnjährige Sonja schreibt; der Pförtner kommt mit einer schweren Last auf dem Rücken herein, gefolgt von dem achtjährigen Mischka.

Pförtner. Wo soll ich nun den ganzen Krempel abladen, junger Herr? Ich spür' kaum noch meine Schultern.

Wolodja. Wohin solltest du es denn bringen?

Pförtner. Wassilij Timofejewitsch meinte, ich sollte es hier im Arbeitszimmer lassen, bis er selber käme.

Wolodja. Na, dann leg's dort in der Ecke ab. Der Pförtner ladet seine Bürde ab und seufzt.

Sonja. Was ist denn das?

Wolodja. Die „Wahrheit“.

Mischka. Was für eine Wahrheit?

Wolodja. Eine Zeitung.

Sonja. So viel?

Wolodja. Ein ganzer Jahrgang. Er fährt in seiner Lektüre fort.

Mischka. Ist das alles geschrieben worden?

Pförtner. Das muß man sagen: wer das alles geschrieben, der ist nicht faul geblieben.

Wolodja lacht. Wie war das?

Pförtner. Ich meinte nur: die sind nicht faul geblieben, die das schrieben. Na, nun will ich gehen — Sie werden's wohl ausrichten, daß ich's gebracht habe? Ab.

Sonja zu Wolodja. Wozu braucht denn Papa den ganzen Jahrgang der Zeitung?

Wolodja. Er will die Aufsätze Bolschakows heraussuchen.

Sonja. Onkel Michail Zwanowitsch sagte doch neulich, es werde ihm immer übel, wenn er etwas von Bolschakow lese.

Wolodja. Nun, das ist seine Auffassung. Er liest nur die „Wahrheit für alle“.

Mischa. Ist die Wahrheit, die der Onkel liest, auch so dick wie diese da?

Sonja. Noch dicker. Und das ist nur ein Jahrgang — und jede von ihnen hat wenigstens zwanzig Jahrgänge.

Mischa. Also zwanzig und noch zwanzig solche Pakete?

Sonja will Mischa in Erstaunen setzen. Das ist noch gar nichts. Das sind nur zwei Zeitungen, und es gibt ihrer dreißig oder noch mehr.

Wolodja, ohne aufzublicken. Dreißig? In Rußland allein gibt es ihrer fünfhundertunddreißig, und wenn man die im Ausland erscheinenden dazu nimmt, sind's viele, viele Tausende.

Mischa. Die würden wohl hier im Zimmer keinen Platz haben?

Wolodja. In diesem Zimmer hier? Die ganze

Straße reicht nicht aus. Na, nun stört mich nicht, bitte. Ich komme morgen bestimmt dran, und ihr redet mir immer dazwischen. Er liest wieder.

Mischa. Ich meine, es wäre gar nicht nötig, daß sie so viel schreiben.

Sonja. Warum nicht?

Mischa. Wenn es wahr ist, was sie schreiben, dann wäre es doch genug, wenn einer es schreibt, und wenn es nicht wahr ist, wär's besser, daß sie überhaupt nicht schreiben.

Sonja. Sieh doch! Wie du das gleich heraus hast!

Mischa. Warum schreiben sie eigentlich so schrecklich viel?

Wolodja sieht vom Buche auf. Wie sollte man's denn sonst herausbekommen, wo die Wahrheit ist, wenn es keine Preßfreiheit gäbe?

Mischa. Papa sagt, in der „Wahrheit“ sei die Wahrheit, und Onkel Michail Iwanowitsch sagt, es werde ihm übel von der „Wahrheit“. Wie bekommen sie es denn nun heraus, wo die Wahrheit ist — ob in der „Wahrheit“ oder in der „Wahrheit für alle“?

Sonja. Ich meine auch, es gibt viel zu viel Zeitungen, Journale und Bücher.

Wolodja. So kann eben nur ein Frauenzimmer sprechen. Immer schnell fertig mit dem Urteil.

Sonja. Ich meine nur, man findet so schwer die Wahrheit heraus, wenn ihrer so viele sind.

Wolodja. Darum hat doch jeder Mensch seinen Verstand, daß er sie herausfinde.

Mischa. Wenn jeder Mensch seinen Verstand hat, kann doch jeder die Wahrheit auch so, ohne die Zeitungen, finden.

Wolodja. Na, du hast sie ja mit deinem großen Verstand schon gefunden. Aber bitte, verfüg' dich jetzt irgendwohin und stör' mich nicht mehr.

Reue

Der achtjährige Wolja steht mit einem leeren Teller im Korridor und weint. Der zehnjährige Fedja kommt in den Korridor gelaufen und bleibt stehen.

Fedja. Mama schickt mich — ich soll nachsehen, wo du eigentlich steckst. Warum weinst du denn? Hast du der Kinderfrau den Kuchen gebracht? Er sieht den leeren Teller und läßt einen Pfiff hören. Wo ist denn der Kuchen?

Wolja. Ich . . . ich . . . ich wollte, ich . . . und auf einmal . . . hu, hu, hu . . . hab' ich ihn aufgeessen.

Fedja. So-o — du hast ihn nicht der Kinderfrau gebracht, sondern aufgeessen! Das ist ja reizend! Und Mama glaubte, es würde dir eine besondere Freude machen, ihn der Kinderfrau zu bringen.

Wolja. Es machte mir auch Freude . . . aber auf einmal . . . ich weiß gar nicht . . . hu, hu, hu.

Fedja. Du hast davon genascht — und hast ihn dann ganz verpukt. Wirklich reizend! Er lacht.

Wolja. Ja, du hast gut lachen, aber was soll ich jetzt machen? Zur Kinderfrau kann ich nicht gehen, und zu Mama auch nicht . . .

Fedja. Eine schöne Geschichte, die du dir da eingerührt hast — ha ha ha! Das ganze Stück hast du also aufgeessen? Na, da hilft kein Weinen, da heißt es überlegen, wie man sich herauschlängelt.

Wolja. Was ist da zu überlegen! Ach, was soll ich nur tun?

Fedja. Ja, die Sache liegt schlimm. Er bemüht sich, sein Lachen zu verhalten. Sie schweigen.

Wolja. Was soll ich nur machen? Ach, ich bin verloren. Er beginnt laut zu schluchzen.

Fedja. Na, nun heule mal nicht. Reg' dich nicht so auf. Geh einfach zu Mama und sag', du hast es aufgegessen.

Wolja. Das macht's noch schlimmer.

Fedja. Dann geh und gestehe es der Kinderfrau ein.

Wolja. Wie kann ich's ihr denn sagen?

Fedja. Na, dann hör' mal: bleib hier stehen, und ich gehe zur Kinderfrau und sage es ihr. Sie wird's dir verzeihen.

Wolja. Nein, nein, sag' ihr nichts. Wie kann man ihr denn das sagen!

Fedja. Ach, Unsinn. Du hast es nun mal getan, was ist daran zu ändern. Ich gehe zu ihr und sage es ihr. Er läuft rasch davon.

Wolja. Fedja, Fedjka! Bleib da!... Ach, nun ist er doch hingelaufen! Ich hab' doch nur kosten wollen, und dann weiß ich nicht, wie es geschah... mit einemmal war der Kuchen weg... Ach, was soll ich nur machen? Er weint herzerbrechend.

Fedja kommt rasch zurückgelaufen.

Fedja. Nun hör' schon auf zu weinen. Ich hab's dir ja gleich gesagt: die Kinderfrau wird's dir verzeihen. Sie sagte nur: Ach, mein lieber, kleiner Wolja!

Wolja. Und sie ist gar nicht böse?

Fedja. Sie denkt nicht daran. Gott segne es ihm, sagte sie, ich hätt' ihm auch so ein Stück davon abgeben.

Wolja. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist. Er beginnt wieder zu weinen.

Fedja. Na, jetzt hast du doch wirklich keinen Grund mehr zum Weinen! Mama erfährt nichts, und die Kinderfrau hat es dir verziehen.

Wolja. Sie hat mir verziehen. Ich weiß, sie ist so lieb, so gut. Und ich? Ich bin so böse, so böse, so böse — und darum wein' ich.

Von der Kunst

Lakai, Haushälterin, die achtjährige Nataſcha.

Lakai mit einem Präsentierbrett. Ich möchte Mandelmilch zum Tee, und Rum.

Haushälterin strickt an einem Strumpfe und zählt die Maschen. Dreiundzwanzig, vierundzwanzig . . .

Lakai. So hören Sie doch, Awdotja Waffiljewna — he, Awdotja Waffiljewna . . .!

Haushälterin. Gleich, gleich, ich hör' schon. Ich kann mich doch nicht zerreißen! Zu Nataſcha. Gleich, gleich, mein Herzchen — Pflaumenkompott wollen Sie? Gleich geb' ich Ihnen welches. Wart', ich muß die Milch erst durchschlagen. Sie gießt die Milch durch ein Sieb.

Lakai setzt sich. Was ich heut' alles gesehen habe! Man möcht's nicht glauben, wofür die Leute so Geld ausgeben.

Haushälterin. Ach ja, Sie waren im Theater. Warum hat's denn heute so lange gedauert?

Lakai. In der Oper dauert's immer so lange. Man sitzt und sitzt. Heute durfte ich's mir auch mal ansehen. Wunderschön war's.

Der Büfettbedienter Pawel bringt Sahne herein und bleibt stehen, um zuzuhören.

Haushälterin. Es wurde wohl gesungen?

Lakai. Und ob! Das heißt, wenn man das noch singen nennen kann. Gebrüllt haben sie wie verrückt. Nicht zu sagen! Wenn er zum Beispiel sagen soll: Ich liebe Sie, mein Fräulein — dann schreit er das ganz laut heraus, zu pußig klingt es. Dann zanken sich zwei und wollen sich duellieren — und da singen sie wieder.

Haushälterin. Das Umbomang soll ja mächtig teuer sein?

Lakai. Unsere Loge kostet für zwölf Vorstellungen dreihundert Rubel.

Pawel schüttelt den Kopf. Dreihundert Rubel! Wer kriegt denn das Geld?

Lakai. Natürlich der, der singt. Eine Sängerin soll fünfzigtausend Rubel jährlich bekommen.

Pawel. Nicht zu sagen! Bei uns im Dorfe sind schon dreihundert Rubel ein Heidengeld, von Tausenden gar nicht zu reden. Manch einer sieht sein Lebtag keine hundert zusammen.

Nina, Gymnastin der sechsten Klasse, erscheint am Büfett.

Nina. Ist Natascha hier? Wo steckst du denn? Mama fragt nach dir.

Natascha ißt Pflaumentkompott. Ich komme gleich.

Nina zum Büfettbedienten. Was sagtest du da von hundert Rubeln?

Haushälterin. Ach, Semjon Nikolajewitsch — sie zeigt auf den Lakaien — war doch heut' mit in der Oper, und da sprachen wir davon, wie viel Geld so die Sängerinnen bekommen. Pawel wundert sich, daß es so viel ist. Stimmt denn das, Nina Michajlowna, daß solch eine Sängerin bis fünfzigtausend Rubel jährlich bekommt?

Nina. Noch viel mehr. Eine haben sie sich aus Amerika kommen lassen, die hat sogar hundertundfünfzigtausend bekommen. Und was sie sonst noch alles kriegen! Gestern stand in der Zeitung, daß ein Musiker für einen Fingernagel fünfundzwanzigtausend Rubel bekommen hat.

Pawel. Was die alles zusammenschreiben! Ist denn so was möglich?

Nina mit sichtlichcr Genugthuung. Gewiß, es hat doch drin gestanden.

Pawel. Wofür? Für einen Fingernagel?

Natascha. Wieso denn?

Nina. Na, weil er doch Musiker ist, Pianist, und weil er versichert war. Wenn ihm da etwas mit seiner Hand passiert, daß er nicht spielen kann, bekommt er eben Geld.

Pawel. So was!

Senitschka, Gymnasiast der sechsten Klasse, tritt ein. Ihr habt ja hier eine richtige Sitzung. Wovon redet ihr denn?

Nina erzählt ihm, wovon gesprochen wurde.

Senitschka mit wichtiger Miene. Ein Fingernagel? Das ist noch gar nichts. In Paris hat eine Tänzerin jedes ihrer Beine mit zweimalhunderttausend Rubeln versichert. Die bekommt sie, wenn sie sich das Bein verknackt und nicht arbeiten kann.

Lakai. Das sind die, die im Theater mit den Beinen arbeiten, ohne Hosen, mit Respekt zu sagen.

Pawel. Das mag 'ne schwere Arbeit sein, denen muß man schon so viel zahlen.

Senitschka. Jede kann's eben nicht; sie mußte jahrelang lernen, ehe sie so weit kam.

Pawel. Was hat sie denn da gelernt? Die Beine hin und her drehen? Eine wichtige Sache!

Senitschka. Nun, das verstehst du nicht. Die Kunst ist wirklich eine wichtige Sache.

Pawel. Und ich meine, es ist Unsinn, aus lauter Übermut wird ihnen so wahnsinniges Geld bezahlt. Wenn die Herren so, wie unsereins, ihr Geld mit ihrer Hände Arbeit verdienen müßten, dann gäbe es alle diese Säger und Tänzerinnen nicht. Alles das ist der reine Schwindel.

Senitschka. So kann nur ein ungebildeter Mensch reden, dem ein Beethoven, eine Viardot, ein Raffael gar nichts gelten.

Natascha. Und ich meine, er hat recht.

Nina. Komm nur, komm jetzt rasch.

Von der Wissenschaft

Ein fünfzehnjähriger Realgymnasiast; ein sechzehnjähriger klassischer Gymnasiast; Wolodja und Petruscha, achtjährige Zwillinge, Brüder des letzteren.

Realgymnasiast. Was soll ich mit Latein und Griechisch, wenn alle wichtigen Schriften, die das Altertum hervorgebracht hat, in die modernen Sprachen übersetzt sind?

Gymnasiast. Du wirst die Ilias nie verstehen können, wenn du sie nicht in der griechischen Sprache liest.

Realgymnasiast. Ich brauche sie überhaupt nicht zu lesen, und ich will sie nicht lesen.

Wolodja. Was ist denn das, die Ilias?

Realgymnasiast. Eine Sage.

Gymnasiast. Ja — aber eine Sage, so schön, wie sie zum zweitenmal in der Welt nicht existiert.

Petruscha. Was ist denn daran so schön?

Realgymnasiast. Gar nichts. Einfach eine Sage wie alle andern.

Gymnasiast. Wenn du aber diese Sagen nicht kennst, wirst du nie das rechte Verständnis für das Altertum erlangen.

Realgymnasiast. Nach meiner Meinung ist das alles ganz ebensolcher Aberglaube wie das, was sich Religion nennt.

Gymnasiast. Religion ist Lüge und Schwindel, das aber ist Geschichte, ist Weisheit.

Wolodja. Ist Religion wirklich Schwindel?

Gymnasiast. Was habt ihr denn hier herumzujucken? Ihr versteht doch nichts davon.

Die Zwillinge beleidigt. Warum sollen wir das nicht verstehen?

Wolodja. Besser als ihr verstehen wir's vielleicht!

Gymnasiast. Na, schon gut, schon gut — sitzt wenigstens ruhig und mischt euch nicht in die Unterhaltung. Zum Realgymnasiasten. Du sagst, die alten Sprachen bieten keinen praktischen Nutzen — aber dasselbe kann man doch auch beispielsweise von der Bakteriologie, von der Physik, von der Chemie oder Astronomie sagen. Was für einen praktischen Zweck hat es zum Beispiel, daß du weißt, wie weit die Sterne von uns entfernt sind, wie groß sie sind, und alle diese überflüssigen Einzelheiten?

Realgymnasiast. Überflüssig? Im Gegenteil, sehr notwendig ist das alles.

Gymnasiast. Wieso denn?

Realgymnasiast. Na, die Astronomie zum Beispiel — die ist doch für die Schiffahrt von großer Wichtigkeit.

Gymnasiast. Die kann auch ohne Astronomie auskommen.

Realgymnasiast. Und die andern Realwissenschaften — finden die nicht in der Landwirtschaft, in der Medizin, in der Industrie ihre praktische Anwendung?

Gymnasiast. Ja — und auch bei der Fabrikation der Bomben, wie sie im Kriege und von den Revolutionären gebraucht werden. Wenn diese Wissenschaft die Wirkung hätte, daß die Menschen besser würden . . .

Realgymnasiast. Haben vielleicht eure klassischen Wissenschaften diese Wirkung?

Wolodja. Welche Wissenschaften machen denn die Menschen besser?

Gymnasiast. Ich sagte dir doch, du sollst dich nicht in die Unterhaltung mischen, wenn Erwachsene miteinander reden. Du redest nur dummes Zeug.

Die Zwillinge gleichzeitig. Wieso dummes Zeug? Sag' doch mal, welche Wissenschaften die Menschen besser machen?

Realgymnasiast. Es gibt keine solche Wissenschaften. Jeder muß sehen, wie er aus sich heraus besser wird.

Gymnasiast. Was redest du denn erst mit ihnen, sie verstehen doch nichts davon.

Realgymnasiast. Warum soll ich's ihnen nicht sagen? Hört mal, ihr — Wolodja und Petruscha: das lernt man nicht auf den Schulen.

Wolodja. Wenn man das nicht lernt, braucht man überhaupt nichts zu lernen.

Petruscha. Wenn wir mal groß sind, werden wir nichts lernen, was überflüssig ist.

Wolodja. Wir werden nur sehen, daß wir von selbst, aus uns heraus, besser werden.

Gymnasiast. Nun hör' doch einer die Philosophen: die schwersten Probleme lösen sie im Nu.

Vom Zivilgericht

Der Bauer, die Bäuerin, die Gevatterin; Fedjka, der neunzehnjährige Sohn des Bauern; Petjka, sein zweiter, neunjähriger Sohn.

Bauer tritt in die Stube, zieht sich aus. Ist das ein Hundewetter! Mit Mühe und Not bin ich heimgekommen.

Bäuerin. Der Weg ist auch so lang, fünfzehn Werst sind's wohl, nicht?

Bauer. Was sagst du? Über zwanzig sind es. Zu Fedjka. Geh, bring den Wallach in den Stall.

Fedjka ab.

Bäuerin. Na, haben wir gewonnen?

Bauer. Bewahre! Die Menschen haben ja kein Einsehen.

Gevatterin. Wovon redet ihr da, lieber Gevatter?

Bauer. Von unserem Prozeß mit Awerjan. Der hat mir doch ein Stück Gartenland weggenommen und bebaut es, und ich kann keine Gerechtigkeit finden.

Bäuerin. Schon das zweite Jahr prozessieren wir.

Gevatterin. Ich weiß, ich weiß. Voriges Jahr in der Fastenzeit war es, da habt ihr vor dem Gemeindegerecht geklagt. Du hast damals gewonnen, wie mein Mann erzählte.

Bauer. Ganz recht, und darauf ging Awerjan zum Landgericht. Und das Landgericht hat die ganze Sache umgedreht und ihm das Land zugesprochen. Das sind mir Richter!

Bäuerin. Na — und was wird nun weiter?

Bauer. Ich gebe doch nicht zu, daß der sich mein Land aneignet! Zum höheren Gericht geh' ich, ich habe schon mit dem Ablakaten gesprochen.

Gevatterin. Und wenn nun das höhere Gericht auch auf seine Seite tritt?

Bauer. Dann geh' ich zum nächsthöheren. Und wenn's mich die letzte Rub kostet — dem Dickwanst geb' ich nicht nach. Der soll mich kennen lernen!

Gevatterin. Ach, das ist ein Jammer mit diesen Gerichten! Wenn die Sache aber auch dort schlecht ausgeht?

Bauer. Dann geh' ich bis zum Zaren . . . Jetzt muß ich in den Stall und dem Pferde Heu geben. Ab.

Petjka. Und wenn wir auch beim Zaren verlieren — an wen bringen wir die Sache dann?

Bäuerin. Dann gibt's weiter keine höhere Stelle.

Petjka. Wie kommt das nur, daß sie einmal für Awerjan und einmal für den Vater entscheiden?

Bäuerin. Weil sie jedenfalls nichts von der Sache verstehen.

Petjka. Warum geht man da erst zu ihnen, wenn sie nichts verstehen?

Bäuerin. Weil niemand sein Eigentum so ohne weiteres verlieren will.

Petjka. Wenn ich mal groß bin und mit jemandem einen Streit um etwas habe, werfen wir einfach das Los, wer es haben soll. Abgemacht. So machen wir's immer mit der kleinen Akulina, wenn wir uns streiten.

Gevatterin. Ja, das scheint mir auch vernünftiger, Gevatterin: wenigstens geht's da ohne Sünde ab.

Bäuerin. Ja, wirklich — und was die Sache kostet! Der Garten ist das gar nicht wert. Ach, die Sünde, die Sünde!

Vom Kriminalgericht

Der zwölfjährige Grischka, der zehnjährige Semka und der dreizehnjährige Tischka.

Tischka. Ja, warum ist er auch auf einen fremden Futterboden gegangen? Jetzt kommt er dafür ins Loch, ein zweites Mal wird er's wohl lassen.

Semka. Wenn er's verdient hat, ist es ganz in der Ordnung. Aber Großvater Mikita meinte, der Mitrofan sei unschuldig eingesperrt worden.

Tischka. Unschuldig? Wirklich — ganz unschuldig? Und wird denn der nicht bestraft, der ihn unschuldig hat einsperren lassen?

Grischka. Na, loben werden sie ihn dafür nicht. Wenn er nicht nach dem Gesetze richtet, bekommt er wohl auch seine Strafe.

Semka. Wer bestraft ihn denn?

Tischka. Einer, der höher ist als er.

Semka. Und wer ist denn höher?

Grischka. Sein Vorgesetzter.

Semka. Und wenn auch der sich irrt?

Grischka. Dann gibt es noch höhere Vorgesetzte. Auch die werden bestraft, wenn sie sich nicht ans Gesetz halten. Dafür ist dann der Zar da.

Semka. Und wer straft den Zaren, wenn er sich irrt?

Tischka. Den Zaren? Wer den Zaren straft? Nun, das weiß man doch . . .

Grischka. Gott straft ihn.

Semka. Dann sollte doch Gott auch den strafen, der auf den fremden Futterboden gegangen ist. Wenn Gott allein alle strafen würde, die schuldig sind, dann gäbe es wenigstens keinen Irrtum. Denn Gott kann sich nicht irren.

Tischka. Das geht wohl nicht an.

Semka. Warum?

Tischka. Darum...

Vom Eigentum

Ein alter Zimmermann bessert das Balkongeländer aus. Der siebenjährige Knabe der Gutsbesitzerin sieht ihm voll Interesse bei der Arbeit zu.

Knabe. Wie geschieht Sie das machen! Wie heißen Sie denn?

Zimmermann. Wie ich heiße? Früher nannte man mich Chrolka, und jetzt nennt man mich Chrol, und mit Vatersnamen heiße ich Sawitsch.

Knabe. Wie geschieht Sie das machen, Chrol Sawitsch!

Zimmermann. Wenn man 'ne Sache übernimmt, muß man sie gut machen. Warum soll man sie schlecht machen?

Knabe. Haben Sie auch einen Balkon?

Zimmermann lacht. Ob wir einen Balkon haben? Und ob, junger Herr! Wir haben einen Balkon, mit dem der hier sich gar nicht vergleichen kann. Fenster hat er nicht, und wenn man hinaufgeht, ist man auch gleich wieder hinunter. So steht's mit unserm Balkon.

Knabe. Ach, Sie machen immer Ihre Späße. Nein, wirklich... haben Sie einen Balkon? Ich frage im Ernst.

Zimmermann. Ach, lieber junger Herr — einen Balkon! Wie käme unsereins zu einem Balkon? Unsereins ist froh, wenn es ein Dach überm Kopfe hat. Und Sie reden von einem Balkon! Im Früh-

jahr wollte ich mir ein neues Häuschen bauen — und nun habe ich das alte abgebrochen und kann das neue nicht fertig bekommen. Ohne Dach steht es da und vermodert.

Rnabe verwundert. Warum denn?

Zimmermann. Ja, warum wohl? Weil ich nicht imstande bin, es fertig zu bauen.

Rnabe. Wieso denn nicht? Sie arbeiten doch hier für uns!

Zimmermann. Ja, drum eben — und für mich kann ich nicht arbeiten!

Rnabe. Aber warum denn nicht?

Zimmermann. Weil ich zum Bauen Holz brauche und keins habe. Ich muß mir erst welches kaufen, und dazu fehlt es mir wieder an Geld. Wenn ich hier bei euch mit der Arbeit fertig bin und dein Mamachen mir bezahlt hat — sag' ihr nur, sie soll mir recht viel bezahlen! — dann fahre ich in den Wald und kaufe ein halbdutzend Stämme, davon zimmere ich mir dann mein Dach zurecht.

Rnabe. Haben Sie denn keinen Wald?

Zimmermann. Gewiß haben wir einen Wald, so groß, daß ein Mann drei Tage darin ausschreiten kann, ohne ans Ende zu gelangen. Nur gehört er leider nicht uns.

Rnabe. Und Mama sagt immer, nichts bereite ihr so viel Ärger wie der Wald, ewig gebe es da Unannehmlichkeiten.

Zimmermann. Ja, so geht's in der Welt: deine Mama hat Unannehmlichkeiten, weil sie einen Wald besitzt, und ich habe Unannehmlichkeiten, weil ich keinen besitze. Na, nun habe ich mich aber festgeplaudert und die Arbeit darüber ganz vergessen.

Das darf unsereins nicht, sonst gibt es Schelte. Er macht sich an die Arbeit.

Rnabe. Wenn ich einmal groß bin, will ich's so einrichten, daß ich nicht mehr habe als alle andern — von allem sollen die andern so viel haben wie ich.

Zimmermann. Ei, dann werde nur recht schnell groß, sonst könnt' ich's vielleicht nicht mehr erleben. Vergiß mich nur nicht bei der Teilung . . . Wo hab' ich eigentlich den Glätthobel hingelegt?

Vom Kindersegen

Die gnädige Frau geht mit ihren Kindern, einem vierzehnjährigen Gymnasiasten und der fünfjährigen kleinen Tanitschka, im Garten spazieren. Eine alte Bauernfrau kommt auf sie zu.

Frau. Nun, was gibt es, Matrona?

Alte. Ich wollte Euer Gnaden bitten . . .

Frau. Was denn?

Alte. Ich schäme mich fast, es zu sagen, gnädige Frau, aber was soll ich schon machen? Meine Tochter hat wieder ein Rindchen bekommen. Ich soll Euer Gnaden bitten, es doch wieder aus der heiligen Taufe zu heben.

Frau. Sie hat doch erst neulich ein Rind bekommen — nicht?

Alte. Wie soll ich's sagen? Voriges Jahr in der Fastenzeit hatte sie das letzte.

Frau. Wie viel Enkelkinder hast du denn jetzt?

Alte. Ach, Mütterchen, kaum zu zählen sind sie, gern wollt' ich die Hälfte abgeben. Eins ist immer kleiner als das andere. Seine liebe Not hat man.

Frau. Wie viel Rinder hat deine Tochter?

Alte. Sieben Stück, liebe gnädige Frau, und alle

am Leben. Wenn der Herrgott doch ein paar davon zu sich nähme!

Frau. Was redest du da, wie kann man nur so sprechen!

Alte. Was soll man machen — ehe man sich's versieht, ist das Sündenwort heraus. Zu schlimm ist auch unsere Not. Erbarmen Sie sich schon, liebes Mütterchen, helfen Sie es uns taufen. Wir haben, bei Gott, nicht Brot genug zu essen, um wie viel weniger Geld für den Popen. Alles verpußt das kleine Volk. Der Schwiegersohn ist fort, auf Arbeit, ich bin ganz allein mit der Tochter. Ich bin alt und schwach, und sie ist entweder schwanger oder hat ein Kind an der Brust. Was kann sie da groß arbeiten! Alles fällt mir zur Last. Und die kleine Bande versteht nichts, als nur immer nach Brot zu schreien.

Frau. Sind's wirklich schon sieben Stück?

Alte. So wahr ich hier stehe — nicht eins weniger. Die Älteste kann kaum ein bißchen mithelfen, die andern sind alle noch ganz klein.

Frau. Wie kommt das nur, daß ihrer so viel sind?

Alte. Was ist da schon zu machen, liebe gnädige Frau? Er kommt zu Besuch am Feiertag, oder so mal, 's ist ja nicht weit von der Stadt, wo er auf Arbeit ist. Und jung sind sie beide. Wenn er mal ein bißchen wegläme, in die weite Welt!

Frau. Da klagten nun manche Leute darüber, daß sie keine Kinder haben, oder daß sie ihnen wegsterben — und ihr klagt wieder, daß ihr zu viel davon habt!

Alte. Ja, ja, viel zu viel. Wir können sie kaum noch ernähren. Wie ist's also, liebe gnädige Frau — kann ich ihr Hoffnung machen?

Frau. Gut — hab' ich die andern aus der Taufe gehoben, dann will ich's auch bei dem tun. Ist's ein Junge?

Alte. Ein Junge, gewiß, und ein so kräftiges Kerlchen, in einem fort schreit er . . . Und wann befehlst du ihn zu taufen?

Frau. Wann ihr wollt.

Die Alte dankt und entfernt sich.

Tanitschka. Wie kommt das nur, Mama, daß manche Leute Kinder haben und andere wieder nicht? Du hast welche, und Matronas Tochter hat auch welche, und Parascha hat keine.

Frau. Parascha ist nicht verheiratet. Kinder werden geboren, wenn man verheiratet ist. Die Menschen heiraten, werden Mann und Frau, und dann bekommen sie Kinder.

Tanitschka. Immer?

Frau. Nein, nicht immer. Der Koch zum Beispiel — der hat eine Frau, und sie haben doch keine Kinder.

Tanitschka. Kann man es denn nicht so einrichten, daß die Leute nur Kinder bekommen, wenn sie welche haben wollen, und daß sie keine bekommen, wenn sie keine haben wollen?

Der Gymnasiast. Was für dumme Fragen du stellst!

Tanitschka. Gar nicht dumm. Ich meine, wenn Matronas Tochter keine Kinder mehr will, dann wäre es doch gut, es so zu machen, daß sie keine mehr bekommt. Geht das nicht, Mama?

Der Gymnasiast. Ich sage dir ja: du stellst ganz dumme Fragen.

Tanitschka. Geht das nicht, Mama?

Frau. Wie soll ich dir das sagen? Wir wissen das nicht, es liegt in Gottes Hand.

Tanitschka. Aber von wem kommen denn die Kinder?

Der Gymnasiast. Vom Ziegenbock. Er lacht.

Tanitschka beleidigt. Da gibt's doch nichts zu lachen. Ich meine, wenn Matrona sagt, daß ihnen die Kinder zur Last sind, dann muß man es doch so machen, daß keine geboren werden. Die Kinderfrau zum Beispiel — die hat nie Kinder gehabt.

Frau. Die war auch nicht verheiratet.

Tanitschka. Alle müßten unverheiratet sein, die keine Kinder lieb haben. Das ist doch schrecklich, daß Kinder geboren werden und die Eltern sie nicht ernähren können. Die Mutter und der Gymnasiast sehen sich gegenseitig an. Wenn ich groß bin, werde ich unbedingt heiraten und es so einrichten, daß ich ein kleines Mädchen und einen kleinen Jungen bekomme. Mehr Kinder will ich nicht. Ist denn das recht, daß man Kinder hat und sie nicht liebt? Ich will meine Kinder sehr, sehr lieben. Nicht wahr, Mama? Ich will mal zur Kinderfrau gehen und sie fragen. Sie läuft rasch davon.

Frau zum Sohne. Ja — aus dem Munde der Unmündigen kommt die Wahrheit. Denn es ist die Wahrheit, was sie spricht. Wenn die Menschen begreifen wollten, daß die Ehe eine wichtige, ernste Angelegenheit und keine bloße Belustigung ist, daß man nicht um seiner selbst willen, sondern um der Kinder willen heiraten soll, dann gäbe es nicht so viel Schreckliches in der Ehe, so viel ausgefetzte und verlassene Kinder, und dann wäre es unmöglich, daß, wie bei Matronas Tochter, die Kinder den Eltern nicht eine Freude, sondern eine Last sind.

Von Schule und Erziehung

Der Pförtner puzt die Schlösser; die siebenjährige Katja spielt mit einem Baukasten; der fünfzehnjährige Gymnasiast Nikolaj kommt herein und wirft sein Buch auf den Tisch.

Nikolaj. Der Teufel soll das ganze Gymnasium holen.

Pförtner. Warum?

Nikolaj. Es hat wieder mal ein „Ungenügend“ gegeben. Das wird einen Krach setzen! Der Henker soll sie holen. Was brauch' ich ihre Geographie? Was geht mich Kalifornien an? Einpökeln können sie es meinetwegen.

Pförtner. Was wird man Ihnen dafür tun?

Nikolaj. Ich werde wieder sitzen bleiben.

Pförtner. Warum lernen Sie auch nicht besser?

Nikolaj. Warum? Weil ich keinen Unsinn lernen will. Ach, hol's der Henker. Er läßt sich in einen Stuhl sinken. Ich will's Mama sagen: ich kann nicht, abgemacht. Mögen sie machen, was sie wollen. Ich kann einfach nicht. Und wenn sie mich nicht vom Gymnasium fortnimmt, geh' ich auf und davon. Bei Gott, das tu' ich!

Pförtner. Wohin wollen Sie denn gehen?

Nikolaj. Zunächst mal von Hause fort. Rutscher will ich werden, oder Hausdiener — immer besser als dieser verdammte Blödsinn.

Pförtner. So'n Hausdiener hat's auch nicht leicht. Er muß früh aufstehen, muß Holz hacken, muß die Öfen heizen . . .

Nikolaj pfeift. Ei, das würde mir gerade Vergnügen machen! Holzhacken ist doch ein Hauptspaß! Und du willst mir eintreden, das sei schwer? Dann versuch' du erst mal, Geographie zu lernen!

Pförtner. Das will ich schon glauben, daß das schwerer ist. Warum quält man Sie dann aber damit?

Nikolaj. Na, frag' sie einmal, warum! Einen Zweck hat es nicht. Aber es ist mal so eingeführt. Sie denken eben, es geht nicht anders.

Pförtner. Dafür können Sie dann aber in den Staatsdienst treten, bekommen Gehalt, und Titel, wie Ihr Herr Papa und Ihr Onkel.

Nikolaj. Und wenn ich das nicht will?

Ratja. Und wenn er das nicht will?

Die Mutter kommt herein, mit einem Briefe in der Hand.

Mutter. Der Direktor hat mir geschrieben — du hast wieder ein „Angenügend“? Das geht nicht so weiter, lieber Nikolaj. Eins von beiden: entweder du lernst, oder du lernst nicht.

Nikolaj. Ich kann nicht, Mama — ich kann's wirklich nicht! Nehmen Sie mich um des Himmels willen von der Schule! Ich kann das einfach nicht lernen.

Mutter. Du kannst nicht? Was soll das heißen?

Nikolaj. Ich kann eben nicht, es geht mir nicht in den Kopf hinein.

Mutter. Es geht dir darum nicht hinein, weil du die Gedanken nicht bei der Sache hast. Du hast nur Dummheiten im Kopfe. Laß die aus dem Spiel und denk im Ernst an deine Aufgaben, dann wird es schon gehen.

Nikolaj. Mamachen, ich spreche im Ernst: nehmt mich weg! Ich verlange nichts weiter, nur von dieser schrecklichen Paukerei, dieser Tortur befreit mich. Ich kann nicht weiter.

Mutter. Und was willst du sonst anfangen?

Nikolaj. Das ist meine Sache.

Mutter. Nein, das ist nicht deine, sondern meine Sache. Ich trage vor Gott die Verantwortung für euch, ich erziehe euch.

Nikolaj. Aber wenn ich doch nicht kann, Mama!

Mutter in strengem Tone. „Ich kann nicht“ — was für ein albernes Gerede! Ich spreche zum letztenmal als Mutter zu dir. Geh in dich und tu, was man von dir verlangt! Wenn du nicht gehorchst, werde ich andere Maßregeln ergreifen müssen.

Nikolaj. Ich sage Ihnen doch, Mama, daß ich nicht kann und nicht will.

Mutter. Nikolaj! Nimm dich in acht!

Nikolaj. Ich habe mich vor nichts in acht zu nehmen. Warum quälen Sie mich? Warum wollen Sie mich nicht verstehen?

Mutter. Wie kannst du es wagen, solche Reden zu führen? Wie kannst du es wagen? Hüte dich, mein Lieber! Marsch — hinaus!

Nikolaj. Ja, ich gehe schon. Ich fürchte mich vor nichts. Ich will nichts von euch haben. Er läuft hinaus und schlägt die Thür hinter sich zu.

Mutter für sich. Wie der Junge mir zusetzt! Ach! Aber ich weiß, woher das kommt: er denkt immer nur an seine Spielereien, seine Hunde und Hühner, und nicht an das, was er soll.

Ratja. Du hast mir doch selbst gesagt, Mamachen, man solle die Tiere liebhaben.

Mutter. Nicht davon ist hier die Rede. Es handelt sich darum, daß er lernen soll, was man ihm aufgibt.

Ratja. Aber er sagt doch, er kann es nicht lernen.

Mutter. Das ist eben der Unsinn.

Ratja. Er sagt doch nicht, daß er gar nichts tun will, er will nur nicht Geographie lernen. Er will arbeiten — Kutscher will er werden, oder Hausdiener.

Mutter. Wenn sein Vater Hausdiener wäre, könnte er das werden. Aber als Sohn deines Vaters muß er lernen.

Ratja. Er will doch aber nicht lernen.

Mutter. Was heißt das — er will nicht? Er hat einfach zu gehorchen.

Ratja. Und wenn er's nicht lernen kann?

Mutter. Hör' mal, meine Liebe: daß du es ihm nicht etwa nachmachst!

Ratja. Gerade so werde ich's machen: was ich nicht lernen will, das lerne ich um keinen Preis.

Mutter. Und wirst dabei eine dumme Gans bleiben. Schweigen.

Ratja. Und wenn ich mal groß bin und Rinder habe, werde ich sie um keinen Preis zum Lernen zwingen. Wollen sie lernen — gut, dann mögen sie es tun. Und wollen sie nicht — dann sollen sie es lassen.

Mutter. Bis du groß bist, wirst du dich noch eines Besseren besinnen.

Ratja. Nein, dabei bleib' ich.

Mutter. Erst mußt du groß werden, meine Liebe.

Ratja. Ich bleib', ich bleib', ich bleib' dabei!

Mutter. Dann wirst du eben dumm bleiben.

Ratja. Die Rinderfrau meint, Gott habe auch die Dummen lieb.

Der junge Zar

Der junge Zar hatte soeben die Regierung angetreten. Fünf Wochen lang hatte er ununterbrochen gearbeitet, wie eben die Zaren zu arbeiten pflegen, das heißt er hatte Berichte entgegengenommen, Schriftstücke unterzeichnet, Gesandte und Würdenträger in Audienz empfangen und Truppenrevuen abgehalten. Er war müde, und wie ein durch die Hitze ermatteter Wanderer sich nach Wasser und Ruhe sehnt, so dürstete er wenigstens nach einem einzigen Tage ohne Audienzen, Reden und Besichtigungen, wenigstens nach einigen Stunden Freiheit und einfachen menschlichen Lebens, die er mit seiner jungen, schönen klugen Gemahlin, mit der er sich erst vor einem Monat verheiratet hatte, hätte zubringen können.

Es war am Abend vor Weihnachten. Der junge Zar hatte sich diesen Abend ganz zu seiner Erholung ausersehen. Am vorhergehenden Abend hatte er bis spät in die Nacht über Schriftstücken gefessen, die ihm die Minister am Morgen unterbreitet hatten, hatte einem Gottesdienst und einer militärischen Festlichkeit beigewohnt, am Vormittag verschiedene Personen in Audienz empfangen, hiernach noch die Berichte dreier Minister entgegengenommen und viele andere wichtige Angelegenheiten erledigt. Im Beisein des Finanzministers hatte er eine Erhöhung gewisser Auslandszölle dekretiert, die für das Reich einen Einkommenszuwachs von vielen Millionen ver-

sprach, hatte den fiskalischen Branntweinverkauf in einigen Gebieten des Reiches genehmigt und das Gesetz über die Zulässigkeit des Branntweinvertriebs in den großen Marktdörfern bestätigt, was gleichfalls der Haupteinnahmequelle des Reiches, dem Branntweinhandel, zugute kommen mußte; endlich hatte er auch die neue Goldanleihe genehmigt, die zum Zweck einer Konversion erforderlich geworden. Im Beisein des Justizministers hatte er dann die ihm vorgebrachte komplizierte Angelegenheit der Baron Schneiderschen Erbschaft erledigt und die Bestimmungen über die Anwendung des Art. 1830 des Strafgesetzbuches über die Bestrafung der Landstreicher bestätigt. Im Beisein des Ministers des Innern hatte er das Rundschreiben über die Eintreibung der Steuerrückstände genehmigt und die Verfügungen über die Unterdrückungsmaßnahmen gegen das Sektierertum und die Verlängerung des verstärkten Schutzes in den Gouvernements, in denen dieser Schutz eingeführt war, unterzeichnet. Im Beisein des Kriegsministers hatte er die Ernennung eines neuen Korpskommandeurs vorgenommen und Beschlüsse über die Einberufung der Rekruten und die Bestrafung von Disziplinarverletzungen gefaßt. Erst gegen Mittag war er frei geworden. Aber diese Freiheit war nicht vollständig, da einige Würdenträger zur Tafel geladen waren und er sich über allerhand Dinge unterhalten mußte, die ihn nicht interessierten. Endlich wurde die langweilige Tafel aufgehoben, und alle Anwesenden entfernten sich.

Der junge Zar seufzte erleichtert auf, reckte und streckte sich und begab sich sogleich in sein Kabinett, um die Uniform mit den Orden abzulegen und die

bequeme Toppe anzuziehen, die er gewöhnlich zu Hause zu tragen pflegte, als er noch nicht Bar war.

Die junge Barin begab sich in ihre Gemächer, um das Kleid, in dem sie der Tafel beigewohnt, mit einem andern zu vertauschen, und wollte gleich darauf zu ihm kommen.

Als der junge Bar an den vor ihm kerzengrade aufgepflanzten Kammerdienern vorüber in sein Zimmer gelangt war, sich der lästigen Uniform entledigt und die Toppe angezogen hatte, empfand er nicht nur das angenehme Gefühl, endlich frei zu sein, sondern auch eine Art Rührung, die das Bewußtsein der Freiheit, des glücklichen, jungen, gesunden Lebens und der jungen Liebe in ihm hervorbrachte. Er warf sich mit den Beinen auf die Ottomane, stützte den Kopf auf die Hand und verspürte plötzlich, während er auf die mattglänzende Lampenglocke blickte, ein Gefühl, das er seit seiner Kindheit nicht mehr empfunden hatte: das freudige Gefühl des Einschlafens und eine unbezwingbare Schläfrigkeit. „Jetzt wird nun gleich meine Frau kommen,“ dachte er, „und ich werde schlafen. Nein, ich darf entschieden nicht einschlafen.“ Er ließ den aufgestützten Arm sinken, schob die Hand unter die Wange, stützte den Kopf auf die warme Handfläche, nahm eine bequeme Stellung ein und fühlte sich so behaglich und wohl, daß er nur den einen Wunsch hatte, seine Ruhe möchte durch nichts, durch nichts gestört werden. Und es geschah mit ihm nun das, was täglich mit uns allen zu geschehen pflegt: er schlief ein, ohne zu wissen, wie und wann, und ging ohne Zutun seines Willens aus einem Bewußtseinszustande in den andern über, ohne diesen zu wünschen oder zu

bedauern, daß er jenen verlassen. Er schlief ganz, ganz fest ein. Wie lange er geschlafen, wußte er nicht, als plötzlich ein leises Rütteln an seiner Schulter ihn weckte. „Sie ist es, die Geliebte,“ dachte er. „Wie dumm, daß ich eingeschlafen bin!“

Sie war es aber nicht. Vor seinen geöffneten, vom Lichte leicht geblendeten Augen stand nicht sie, die geliebte, schöne Frau, sondern er. Wer dieser er war, wußte er nicht. Er staunte jedoch gar nicht über die Anwesenheit dieser nie geschauten Gestalt in seinem Zimmer. Es war ihm, als kenne er ihn schon längst, ja noch mehr: als liebe er ihn und glaube ihm ebenso wie sich selbst. Er hatte auf die geliebte Frau gewartet, und statt ihrer war ein ihm völlig unbekannter Mensch zu ihm gekommen, und der junge Zar erschrak nicht nur nicht, wurde nicht nur nicht unwillig, sondern betrachtete sein Kommen als etwas Natürliches und Notwendiges.

„Gehen wir also,“ sprach der Fremde mit tonloser Stimme.

„Ja, ja, gehen wir,“ sagte der junge Zar, der nicht wußte, wohin sie gehen wollten, jedoch sehr wohl wußte, daß er sich unbedingt dem Verlangen des Ankömmlings unterwerfen müsse. „Aber wie sollen wir gehen?“ fragte der junge Zar.

„Das wirst du gleich sehen.“ Und der Fremde legte seine Hand auf das Haupt des Zaren, und der Zar fühlte, daß er in demselben Augenblick das Bewußtsein verlor. Wie lange er sich in diesem Zustand befunden, wußte der Zar nicht, doch als er erwachte, sah er, daß er sich an einem ganz seltsamen Orte befand. Der erste und hervorstechendste Eindruck, den er empfand, war ein ganz abscheulicher, penetranter

Geruch menschlicher Ausscheidungen, dem der Geruch von Karbolsäure beigemischt war. Der Raum, in dem er sich befand, war ein breiter Gang, der durch das rote Licht zweier schlecht brennenden Lampen erleuchtet wurde. An der einen Seite des Ganges zog sich eine Wand mit vergitterten Fenstern hin. Auf der andern Seite befanden sich fest verriegelte Türen, vor denen Schlösser hingen. In dem Gange stand, gegen die Wand gelehnt, halb im Schlaf ein Soldat. Hinter den Türen vernahm man die gedämpfte Bewegung zahlreicher Menschen. Er stand da, drückte seine weiche Hand leicht gegen die Schulter des jungen Zaren und schob ihn, an dem Wachtposten vorüber, zu der ersten verschlossenen Tür. Der junge Zar fühlte, daß er ihm gehorchen mußte, und näherte sich der Tür. Zu seinem Erstaunen hatte der Wachtposten seine Augen gerade auf ihn gerichtet und sah ihn offenbar nicht, denn er machte vor ihm selbst nicht Front und salutierte auch nicht, sondern gähnte vernehmlich und kratzte sich im Nacken. In der Tür befand sich ein kleines Guckloch, und dem Drucke seiner Hand folgend, die ihn nach dieser Öffnung hindrängte, trat der junge Zar an das Fensterchen und drückte sein Gesicht dagegen. Der schwere, beklemmende Geruch war bei der Tür noch stärker, und der junge Zar hatte einen Augenblick geögert, sich ihr ganz zu nähern, aber die Hand auf seiner Schulter schob ihn unerbittlich weiter. Er bückte sich ein wenig, brachte das eine Auge an die Öffnung und merkte plötzlich nichts mehr von dem Geruch. Das, was sein Gesichtssinn jetzt empfand, erstickte in ihm die Geruchsempfindung. In einer großen, zehn Ellen langen und sechs Ellen breiten Zelle gingen sechs Menschen

in grauen Ritteln und weichen Pantoffeln an den bloßen Füßen ununterbrochen auf und ab. Insgesamt waren in der Zelle weit über zwanzig Menschen, aber im ersten Augenblick sah der junge Zar nur diese sechs Männer, die mit raschen, gleichmäßigen, lautlosen leichten Schritten auf- und abgingen. Es bot einen schauerlich seltsamen Anblick, das ununterbrochene, schnelle, zwecklose Auf- und Abschreiten dieser Männer, die aneinander vorübereilten, einander überholten, an der Wand rasch kehrt machten und einander nicht ansahen, sondern offenbar mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt waren. In einer Menagerie hatte der junge Zar einmal einen jungen Tiger gesehen, der genau so wie diese Leute mit unhörbaren, schnellen Schritten von einem Winkel des Käfigs zum andern geschritten war, den langen Schweif kaum bewegt und niemanden angesehen hatte. Der eine dieser Männer, offenbar ein Bauer, war ein junger Bursche mit lockigem Haar, den man hübsch finden konnte, wenn nicht seine unnatürliche Blässe und der bohrende, böse, unnatürliche Ausdruck seiner Augen gewesen wäre; der zweite war ein Jude mit stark behaartem, finsterem Gesicht, der dritte ein magerer Greis mit einer über den ganzen Schädel reichenden Glaze und einem früher rasierten, jetzt bürstenartig herangewachsenen Barte; der vierte war ein auffallend breitschultriger, muskulöser Mann mit einer niedrigen vorspringenden Stirn und plattgedrückter Nase; der fünfte, fast ein Knabe noch, war lang aufgeschossen, mager und offenbar schwindfüchtig; der sechste war ein kleiner, schwarzer, kränklicher Mensch, der jeden Augenblick zusammenzuckte, mehr hüpfte als ging und in einem fort etwas vor sich

hinmurmelte. Alle diese Leute gingen ununterbrochen an dem Guckloch vorüber, durch das der junge Zar hineinschaute, und er musterte mit eifrigstem Interesse ihren Gang. Als er jedoch aufmerksamer hinsah, unterschied er hinter ihnen in der Zelle auf den Pritschen und neben ihnen noch andere Personen; und er unterschied auch das Gefäß neben der Tür, das den abscheulichen Gestank verbreitete. Im Hintergrunde des Zimmers schliefen auf den Pritschen, die Köpfe mit grauen Kitteln bedeckt, etwa zehn Personen. Einer von ihnen, ein rothhaariger Mann mit einem langen Barte, saß seitwärts auf der Pritsche, hatte sein Hemd ausgezogen und besah es bei Licht — offenbar suchte er es nach Ungeziefer ab; ein anderer, ein Greis mit schneeweißem Haar, stand in Profilstellung da und betete, bekreuzigte sich, neigte sich fromm bis zur Erde, sah offenbar nichts von alledem, was um ihn herum vorging, und war ganz in sein Gebet vertieft.

„Das ist ja ein Kerker,“ dachte der junge Zar. „Welch ein Jammer! Wie furchtbar! Aber was ist da zu tun — sie haben ihre Strafe verdient.“

Raum aber war ihm dieser Gedanke durch den Kopf gegangen, als die unhörbare Stimme seines Führers seinen Gedanken Antwort gab: „Alle diese Menschen sitzen hier auf Grund deines Befehls, ihr Urteil wurde ihnen in deinem Namen verkündet. Aber viele von ihnen haben diese Lage, in der sie sich befinden, auch nach menschlichen Begriffen nicht verdient, und die größere Hälfte von ihnen ist weit rechtschaffener als du und diejenigen, die sie verurteilt haben und in ihrer Lage festhalten. Dieser junge Mensch da“ — er wies auf den hübschen Burschen

mit dem lockigen Haar — „ist ein Mörder. Aber ich kann nicht finden, daß er schuldiger ist als jene, die im Kriege und im Zweikampfe töten und dafür keine Strafe, sondern Belohnungen empfangen. Er hatte keinen Führer, keinen Erzieher in dem Kreise der Diebe und Säufer, unter denen er aufwuchs, und darum ist er nicht in vollem Umfange verantwortlich zu machen, er ist aber dennoch ein Mörder und darum schuldig. Er ermordete einen Kaufmann, um ihn zu berauben. Der zweite, jener Jude dort, ist ein Dieb und Mitglied einer Einbrecherbande. Dieser Riese hier ist ein Pferdedieb und gleichfalls schuldig, wenn auch nicht in dem Maße wie die andern.“

Der junge Zar sah sich plötzlich draußen auf offenem Felde, auf einem breiten Grenzrain. Rechts zogen sich, mit Wintersaaten wechselnd, Kartoffelfelder mit von Frost geschwärztem, ausgerissenem und in Haufen gelegtem Kartoffelkraut hin. In der Ferne waren die Ziegeldächer eines Dorfleins sichtbar, links lagen gleichfalls mit Winterfaat bestellte Äcker und Stoppelfelder. Alles war öde und menschenleer, nur auf dem Grenzrain war in der Ferne die dunkle Gestalt eines Menschen mit der Büchse auf dem Rücken und einem Hunde zu seinen Füßen zu sehen. Dort aber, wo der junge Zar stand, sah er dicht zu seinen Füßen einen jungen russischen Soldaten, mit einem grünen Mützenrand und einem Gewehr über der Schulter, der sich eine Zigarette drehte. Der Soldat sah und hörte offenbar weder den Zaren noch seinen Begleiter. Als der Zar in seiner unmittelbaren Nähe fragte: „Wo sind wir?“ und sein Begleiter entgegnete: „An der preußischen Grenze“ — drehte sich der Soldat nicht einmal um. Doch plötzlich fiel weit vorn ein

Schuß. Der Soldat sprang auf, sah zwei Menschen, die mit gebeugtem Rücken davonliefen, schob eilig seinen Tabak in die Tasche und stürzte den Flüchtlingen nach.

„Halt, oder ich schieße!“ schrie er ihnen nach. Einer der Fliehenden wandte sich für einen Augenblick um und rief ihm etwas zu, offenbar ein Schimpf- oder ein Spottwort. „Wart’, du verdammter Wicht!“ schrie der Soldat, blieb stehen, stellte den einen Fuß ein wenig vor, legte an, zielte auf den Flüchtling und gab offenbar einen Schuß ab, obgleich kein Knall zu hören war. „Sicherlich rauchloses Pulver,“ dachte der Zar. Er suchte den Flüchtling mit den Augen und sah, daß dieser sich immer tiefer neigte, dann auf allen Vieren vorwärts kroch und schließlich nicht weiter konnte. Sein vor ihm herlaufender Gefährte kehrte zu ihm zurück, machte sich mit dem Gefallenen irgend etwas zu schaffen und lief weiter.

„Was geht hier vor?“ fragte der Zar.

„Die Grenzwache sorgt dafür, daß die Zollgesetze nicht verletzt werden. Dieser Mann ist getötet worden, damit die Staatseinnahmen keine Einbuße erleiden.“

„Ist er denn tot?“

Der Führer berührte abermals den Kopf des Zaren, dieser verlor die Besinnung, und als er aufwachte, befand er sich in einem engen Raume. Es war die Grenzwache — die Leiche eines Mannes, mit dünnem, halb ergrautem Bart, gekrümmter Nase und stark vorspringenden, geschlossenen Augen lag auf dem Fußboden. Seine Arme waren zur Seite gestreckt, und die dicken, schmutzigen Behen an den bloßen Füßen starrten unter einem rechten Winkel nach oben. In der Seite hatte der Tote eine Wunde,

und die zerrissene Tuchjacke und das blaue Hemd waren mit Blut getränkt, das jetzt schwarz und vertrocknet war und nur stellenweise rötlich durchschimmerte. Eine mit Tüchern umwickelte Frau, deren Gesicht kaum zu sehen war, stand an der Wand, blickte stier auf die gekrümmte Nase, die vorspringenden Augen und die aufwärts starrenden Füße, zog gleichmäßig, in ziemlich langen Zwischenräumen, die Luft samt den Tränen ein und verfiel dann wieder in Erstarrung. Ein hübsches, dreizehnjähriges Mädchen stand mit offenem Munde und großen, vor Schreck erstarrten Augen neben der Mutter. Ein achtjähriger Knabe hielt sich am Rocke der Mutter fest und blickte unverwandt auf den toten Vater.

Aus der nächsten Thür traten ein Beamter, ein Offizier, ein Arzt und ein Schreiber mit Schriftstücken. Ihnen folgte ein Soldat — derselbe, der den Mann getötet hatte. Er trat mit keckem Schritt hinter den Vorgesetzten ins Zimmer, sobald er jedoch den Toten erblickte, erblaßte er plötzlich, seine Wangen zuckten, und er senkte den Kopf und sah starr vor sich hin. Als der Beamte ihn fragte, ob das der Mann sei, der über die Grenze gelaufen und von ihm erschossen worden sei, vermochte er kein Wort hervorzubringen. Seine Lippen verzogen sich krampfhaft, und sein Kinn erbehte. „Zu—zu Be—be—be —“ — begann er und konnte die Antwort, die er geben wollte: „Zu Befehl, Euer Wohlgeboren,“ nicht vollenden.

Die Beamten sahen sich gegenseitig an und schrieben irgend etwas nieder.

„Und hier siehst du die segensreichen Wirkungen deiner Geseßgebung!“ tönte es in die Ohren des jungen Saren.

In einem prunkvoll, doch geschmacklos eingerichteten Zimmer saßen zwei Männer beim Glase Wein — der eine alt und grau, der andere ein jüngerer Jude. Der junge Mann hielt ein Päckchen Banknoten in der Hand und feilschte mit dem Alten. Er kaufte die geschmuggelte Ware.

„Sie sind doch billig dazu gekommen!“ sagte er lächelnd.

„Ja, aber das Risiko . . .“

„Ja, das ist entsetzlich,“ sagte der junge Bar — „aber was soll man machen? Das ist eben nicht zu ändern.“

Sein Begleiter erwiderte nichts, sagte nur: „Komm!“ — und berührte ihn wieder mit der Hand. Als er erwachte, befand er sich in einem kleinen Zimmer, das von einer Lampe mit einem Schirm erhellt war. Am Tische saß eine Frau und nähte, ein achtjähriger Knabe kniete, über den Tisch vorgebeugt, auf einem Sessel und zeichnete, und ein Student las laut vor. Der Vater und die Tochter traten geräuschvoll ins Zimmer.

„Du hast doch den Erlaß über den Branntweinverkauf unterzeichnet,“ sprach der Begleiter des Baren.

„Nun, wie steht's?“ fragte die Frau.

„Er wird schwerlich am Leben bleiben.“

„Was ist denn mit ihm?“

„Man hat ihn mit Branntwein vergiftet.“

„Nicht möglich!“ schrie die Frau auf.

„Und doch ist's der Fall. Wanjka Moroschkina heißt er. Er ist erst neun Jahr alt.“

„Und was hast du getan?“ fragte die Frau den Gatten.

„Ich tat, was ich konnte: ich gab ihm ein Brechmittel und legte ihm Senfpflaster auf. Alle Symptome des Säuferwahnsinns sind vorhanden.“

„Alles im Hause ist dort betrunken,“ sagte die Tochter, „die einzige Anisja hält sich noch auf den Beinen, doch auch sie hat einen Rausch.“

„Wie steht es denn mit deinem Mäßigkeitsverein?“ fragte der Student die Schwester.

„Wie soll der einen Erfolg haben, wenn die Trunksucht von allen Seiten gefördert wird? Papa wollte den Ausschank schließen, doch stellte sich heraus, daß das Gesetz dies verbietet. Doch nicht genug damit: als ich Wassilij Jermilin zu überzeugen suchte, daß es für einen Menschen eine Schmach sei, eine Schenke zu halten und das Volk zum Trunke zu verleiten, antwortete er mir, und zwar sichtlich stolz darauf, daß er mich so vor allem Volk zurechtwies: das Patent für den Branntweinausschank trage den Reichsadler und werde von Kaiser verliehen. Wäre das eine so schmachvolle Sache, dann würde der Zar es sicher nicht anordnen.“

„Entsetzlich! Das ganze Dorf ist schon den dritten Tag total betrunken. Und das nennt man Feiertage — ein furchtbarer Gedanke. Es ist erwiesen, daß der Branntwein nie zuträglich, sondern stets schädlich ist, es ist erwiesen, daß er ein Gift ist, und daß neunundneunzig Prozent aller Verbrechen im Rausche begangen werden. Es ist Tatsache, daß in den Ländern, in denen die Trunksucht unterdrückt worden ist, wie in Schweden und bei uns in Finnland, die Sittlichkeit und der Wohlstand sich sogleich gehoben haben. Bei uns aber fördert die Macht, die den höchsten Einfluß besitzt — die Regierung, der Zar, die Beamten

die Trunksucht im Volke, ihre Haupteinnahmequelle ist die Trunksucht des Volkes, und sie selbst huldigen der Trunksucht, trinken auf alle möglichen Dinge, auf das Wohl des Regiments und so weiter. Selbst die Popen und die Bischöfe trinken.“

Wieder berührte der Führer den jungen Zaren. Er verlor die Besinnung, und als er erwachte, sah er sich in einer Bauernhütte. Ein vierzigjähriger Bauer mit rotem Gesicht und blutunterlaufenen, stieren Augen schlug wie wahnsinnig mit der Faust auf das Gesicht eines Mannes los. Dieser hielt zum Schutze die eine Hand vor, während er mit der anderen den Bart des Sohnes gepackt hatte und ihn nicht losließ.

„Den Vater schlägst du, Schurke?“

„Ist mir ganz gleich, und wenn man mich nach Sibirien schickt! Ich schlag' dich tot!“

Die Weiber heulten. Die trunkene Dorfobrigkeit stürzte in die Hütte und brachte Vater und Sohn auseinander. Dem Sohne war der Bart ausgerissen, dem Vater ein Arm gebrochen. Im Hausflur gab ein betrunkenes Mädchen sich einem betrunkenen alten Bauern hin.

„Das sind wilde Tiere,“ sagte der junge Zar.

Wieder berührte ihn die Hand des Führers, und wieder wachte er an einem andern Orte auf. Es war die Amtsstube eines Friedensrichters. Dieser, ein finsterner, kahlköpfiger Mann mit herabhängendem Doppellinn, die Amtskette auf der Brust, hatte sich soeben erhoben und verlas mit lauter Stimme ein Urteil. Ein Haufe von Bauern stand hinter dem Gitter. Ein zerlumptes Weib saß auf der Anklagebank. Sie war nicht mit aufgestanden, und der Gerichtsdiener

gab ihr einen Stoß. „Eingeschlafen ist sie! Steh auf!“ rief er. Das Weib erhob sich.

„Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!“ begann der Richter die Urteilsverlesung. Das Verbrechen bestand darin, daß die Angeklagte, an der Tenne des Gutsbesizers vorübergehend, ein halbes Bund Hafer mitgenommen hatte. Der Richter verurteilte sie zu zwei Monaten Gefängnis. Der Gutsbesizer, dem der Hafer gestohlen worden war, war gleichfalls anwesend. Als der Richter eine Pause anberaumte, trat der Gutsbesizer auf ihn zu und drückte ihm die Hand. Der Richter unterhielt sich eine Weile mit ihm.

Die folgende Verhandlung drehte sich um einen Samowar. Dann kam ein Forstfrevler an die Reihe.

Im Bezirksgericht fand eine Verhandlung gegen eine Anzahl von Bauern statt, die den Landkommissar aus dem Dorfe gejagt hatten.

Dann verlor der junge Zar wieder das Bewußtsein und erwachte in einem Dorfe. Hungernde, frierende Rinder. Ein Liebhaber im Hause des Waldfrevlers. Übermenschliche Arbeit der Bäuerin, deren Mann dem Landkommissar einen Stoß versetzt hat.

Ein neues Bild: in einem sibirischen Gefängnis wird ein Landstreicher mit einer Peitsche gezüchtigt — die unmittelbare Folge einer Verfügung des Justizministeriums.

Wiederum Entschlummern und ein neues Bild: die Familie eines jüdischen Uhrmachers wird, weil sie arm ist, aus der Stadt gewiesen; die Rinder weinen. Der Polizeimeister ist bestechlich, auch der Gouverneur ist für Bestechungen in maskierter Form empfänglich.

Das Eintreiben der Steuern. Im Dorfe wird

einem Bauern die letzte Ruh verkauft. Der Fabrikant besticht denselben Beamten, damit er nichts zu zahlen braucht.

Eine Szene vor dem Gemeindegerecht. Das Urteil lautet auf Züchtigung mittelst Ruten.

„Ilja Wassiljewitsch, kann das Urteil nicht abgeändert werden?“

„Nein.“

Er weint.

„Christus hat gelitten, und auch uns hat er zu leiden geboten.“

Eine Studentenversammlung wird auseinandergetrieben . . .

Ein Lutheraner wird nicht getraut, ein anderer nicht beerdigt . . .

Vorbereitungen für die Ankunft des Baren. In Schmutz und Kälte sitzen halbverhungerte Menschen da und fluchen.

Die Zustände in den Wohltätigkeitsinstituten der Kaiserin Maria. Wüste, ausschweifende Szenen in den Erziehungsanstalten.

Ein Denkmal.

Die Spitzbubenwirtschaft in den Kirchen.

Der verstärkte Schutz.

Leibesvisitationen bei Frauen.

Das Transportgefängnis.

Eine Hinrichtungsszene . . .

Die Folgen eines Militärbefehls. Man trägt eine Uniform und lacht.

Ein Feldlager. Die einzigen Ernährer werden als Rekruten eingereiht; ein Millionär wird befreit, weil er seine Eltern ernähren muß.

Die Soldatenfrauen im Dorf mit ihrem lieder-

lichen Lebenswandel. Die Soldaten mit ihren Ausschweifungen als Träger der Syphilis.

Eine Gerichtsverhandlung gegen einen Deserteur. Er wird verurteilt, weil er dem Offizier, der seine Mutter beleidigte, einen Schlag versetzte. Er wird hingerichtet. Andere wieder werden verurteilt, weil sie sich weigerten zu schießen. Ein Deserteur wird in das Strafbataillon versetzt, wo man ihn zu Tode prügelt. Ein anderer wird ohne Anlaß geprügelt, man streut Salz auf seine Wunden, und er stirbt. Ein anderer stiehlt das Geld der Soldaten. Trinkgelage, Ausschweifungen, Kartenspiel, Standesdünkel.

Zur Charakteristik des allgemeinen Zustandes des Volkes: ausgemergelte Kinder, degenerierte Frauen und Männer, Menschen und Tiere in gemeinsamen Wohnräumen, ununterbrochene, abstumpfende Arbeit, Unterwürfigkeit, Mutlosigkeit. Und auf der anderen Seite die Minister und Gouverneure: nichts als Eignuß, Ehrgeiz, Prunksucht, Streben nach Einfluß und Macht.

„Und wo sind die Menschen?“

„Hier, sieh hin!“

Die Einzelzelle einer Gefangenen in Schlüsselburg, die wahnsinnig wird. Dort eine andere Frau, ein Mädchen in der Menstruationsperiode, in den Händen von Soldaten. Einsame Männer in der Verbannung, halb erfroren und verbittert. Ein sibirisches Arbeitshaus, in dem Frauen gepeitscht werden. Es sind ihrer sehr, sehr viele. Zehntausende der besten Menschen sind es. Andere wieder sind durch eine falsche Erziehung zugrunde gerichtet, die darauf ausgeht, sie so zu formen, wie man sie braucht, und alles Gute und Edle in ihnen mordet. Das Ziel wird

nicht erreicht und das vorhandene gute Material nur verdorben. Wie wenn man aus Kornkeimen Buchweizen ziehen wollte — das Korn wird verdorben, und Buchweizen bekommt man nicht. Und so geht die gesamte Jugend der Welt, die heranwachsende junge Generation zugrunde. Aber wehe dem, der auch nur einem von diesen Kleinen ein Ärgernis gibt, wehe jedem einzelnen — „und du hast sie alle auf dem Gewissen, denn in deinem Namen werden sie verdorben und verführt, all die Unzähligen, die unter deiner Gewalt stehen.“

„Was soll ich aber tun?“ rief der Zar verzweifelt aus. „Ich will doch niemanden quälen, peitschen, verführen, töten, ich wünsche allen Menschen Gutes, und wie ich selbst glücklich sein will, so will ich auch, daß alle anderen Menschen nicht weniger glücklich sein sollen. Bin ich denn wirklich für alles das verantwortlich, was in meinem Namen geschieht? Was soll ich nun tun? Wie soll ich mich von dieser Verantwortung befreien? Was soll ich beginnen? Unmöglich kann ich für alles das verantwortlich gemacht werden. Würde ich mich auch nur für ein Hundertel von alledem verantwortlich fühlen, dann würde ich mich sofort erschießen, denn so kann man nicht leben. Wie kann ich all das Übel aus der Welt schaffen? Es ist mit dem Fortbestehen des Reiches eng verknüpft. Und ich stehe an der Spitze des Reiches. Was soll ich tun? Mich töten? Oder flüchten? Dann würde ich aber meiner Pflicht nicht nachkommen. O Gott, mein Gott, steh mir bei!“

Und er begann zu weinen und erwachte mit Tränen in den Augen. „Wie schön, daß es nur ein Traum gewesen ist,“ war sein erster Gedanke. Als er aber an alles, was er im Traume gesehen, zurückdachte

und es mit der Wirklichkeit zu vergleichen begann, sah er, daß die Frage, die im Traume vor seinem Geiste aufgetaucht war, auch jetzt noch ebenso wichtig und ebenso ungelöst blieb. Zum ersten Male empfand der junge Zar die ganze Verantwortung, die auf ihm lastete, und er entsetzte sich vor ihrer Größe.

Und er dachte nun nicht mehr an die junge Zarin und an die Freuden des bevorstehenden Abends, sondern versenkte sich ganz in die vor ihm aufgetauchte unlösbare Frage: Was tun?

Unruhig stand er auf und trat in das nächste Zimmer. Dort stand ein alter Höfling, der Mitarbeiter und Freund seines verstorbenen Vaters, in der Mitte des Zimmers und sprach mit der jungen Zarin, die im Begriff war, sich zu ihrem Gemahl zu begeben. Der junge Zar trat zu ihnen hin und erzählte, indem er sich hauptsächlich an den alten Höfling wandte, was er im Traume gesehen, und welche Zweifel ihn nun bestürmten.

„Alles das ist sehr schön,“ sagte der alte Höfling, „es beweist aber nur den unvergleichlich hohen Schwung Ihrer Seele. Verzeihen Sie, wenn ich es offen ausspreche: Sie sind zu gut, um Zar zu sein, und stellen sich Ihre Verantwortung viel zu groß vor. Erstens verhält sich alles nicht ganz so, wie Sie es sich vorstellen: das Volk ist nicht arm, sondern lebt in Wohlstand und Glück, und wer arm ist, der trägt selbst die Schuld daran. Bestraft werden nur die Schuldigen, und wenn dabei Irrtümer vorkommen, so ist das ebenso unvermeidlich und ebenso anzusehen wie ein Donnerschlag, ein Zufall oder der Wille Gottes. Sie haben nur die eine Pflicht: mannhaft zu tun, was Ihres Amtes ist, und die Macht wahr-

zunehmen, die in Ihre Hände gelegt ist. Sie wünschen allen Ihren Untertanen das Beste, und Gott sieht Ihren Willen. Wenn dabei, ohne daß Sie es wollen, Fehler mit unterlaufen, so gibt es dafür Gebete, und Gott wird Ihnen vergeben. Es wird aber kaum etwas zu vergeben sein, denn Männer mit so ungewöhnlichen Vorzügen, wie Sie und Ihr erlauchter Vater, hat es noch nie gegeben und wird es nicht wieder geben. Und darum bitten wir Sie nur um das eine: leben Sie sorglos weiter und erwidern Sie unsere Zuneigung und Liebe durch Ihre Gnadenbeweise, und alle Ihre Untertanen, mit Ausnahme der Halunken, die das Glück nicht verdienen, werden glücklich sein.“

„Und wie denkst du darüber?“ wandte sich der junge Zar an seine Gemahlin.

„Ich denke anders,“ entgegnete die junge, kluge Frau, die in einem freien Lande erzogen war. „Ich freue mich über deinen Traum und bin, wie du, der Meinung, daß die auf dir lastende Verantwortung eine furchtbare ist. Mir hat dieser Gedanke schon oft bittere Qual verursacht. Es gibt aber, wie mir scheint, ein sehr einfaches Mittel, dich, wenn auch nicht der ganzen Verantwortung, so doch jenes Teiles von ihr zu entledigen, der deine Kräfte übersteigt: du mußt den größten Teil der Gewalt, die du nicht wahrzunehmen vermagst, auf die Vertreter des Volkes übertragen und nur die Funktion der höchsten Gewalt für dich behalten, die in der obersten Leitung der Regierung besteht.“

Raum hatte die Kaiserin ihre Rede beendet, als der alte Höfling sich beeilte, seine entgegengesetzte Anschauung darzulegen, und es begann eine, wenn auch höfliche, so doch heftige Auseinandersetzung.

Der junge Zar hörte anfangs zu, beachtete aber dann den Disput nicht weiter und lauschte nur der Stimme seines Führers im Traume, die jetzt laut und deutlich in seinem Inneren sprach.

„Du bist nicht nur der Zar,“ sprach diese Stimme, „du bist weit mehr als das: nämlich ein Mensch, das heißt ein Wesen, das heute in die Welt gekommen ist und morgen verschwinden kann. Außer deinen kaiserlichen Pflichten, von denen er dir soeben sprach, hast du noch die wichtigeren und durch nichts zu ersetzenden Pflichten eines Menschen. Nicht die Pflichten des Kaisers seinen Untertanen gegenüber — das ist eine zufällige Pflicht — sondern die ewige Pflicht des Menschen gegen Gott und seine eigne Seele, die nur erfüllt wird, indem er seine innere Heiligung und die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden anstrebt. Du kannst dich nicht danach richten, was gewesen ist, und was sein wird, sondern nur danach, was du selbst in der Gegenwart zu tun verpflichtet bist . . .“

Er erwachte — seine Frau hatte ihn geweckt. Welchen dieser drei Wege der junge Zar beschritt, wird nach fünfzig Jahren berichtet werden.

1894.

Es gibt keine Schuldigen

I

1.

Iwan Fjodorowitsch Porschunow, der Adelsmarschall eines großen, reichen Kreises in einem großrussischen Gouvernement, war am Abend von seinem Gute in die Kreisstadt gekommen, hatte dort in seiner Stadtwohnung übernachtet und war, nachdem er gut ausgeschlafen, am nächsten Tage um elf Uhr morgens im Amtslokal der Landschaftsverwaltung erschienen. Arbeit gab es in Hülle und Fülle: da war die Landschaftsversammlung, und die Vormundschaft, und die Aushebungs-, die Sanitäts-, die Gefängniscommission, und die Sitzung des Schulkuratoriums.

Iwan Fjodorowitsch war ein Nachkomme des alten Geschlechts der Porschunows, denen von alters her das große Gut Nikolskoje-Porschunowo gehörte. Er hatte seine Erziehung im Pagenkorps erhalten, war jedoch nicht in die militärische Laufbahn eingetreten, sondern hatte die Universität besucht und den Kursus der philologischen Fakultät beendet. Er hatte dann kurze Zeit beim Generalgouverneur von Kiew gearbeitet, dort aus Neigung eine gesellschaftlich unter ihm stehende junge Dame, die mittellose Baroness Klodt geheiratet, seinen Abschied eingereicht und auf seinem Gute Wohnung genommen, wo man ihn gleich bei den ersten Wahlen zum Adelsmarschall wählte, ein Amt, das er nun schon seit Jahren bekleidete.

Porschunow war ein kluger, gebildeter Mensch —

er hatte viel gelesen, besaß ein vorzügliches Gedächtnis und wußte seine Gedanken knapp und klar auszudrücken. Sein schönster Charakterzug aber, der ihm die allgemeinen Sympathien gewann, war seine Bescheidenheit. Seine eigene Meinung von seinen äußeren Vorzügen: seiner Bildung, Ehrenhaftigkeit, Herzengüte, Aufrichtigkeit — war eben darum sehr gering, weil er beständig und ohne Unterlaß darauf aus war, sein Wissen noch mehr zu bereichern und noch ehrenhafter, gütiger und aufrichtiger zu werden. Der sichtbare „Nenner“ seiner Meinung von sich selbst war somit bei Iwan Fjodorowitsch sehr klein, und so erschien er den Leuten, mit denen er in Verkehr trat, eben so, wie er ihnen erscheinen mußte, nämlich als der stets angenehme, gütige, ehrenhafte und aufrichtige Iwan Fjodorowitsch. Das Leben, das Iwan Fjodorowitsch führte, war nach der Auffassung des Kreises, in dem er lebte, ein durchaus sittliches: er war seiner Frau nicht untreu, machte keine tollen Streiche — die Periode der tollen Streiche war bei ihm in die Zeit seines vorehelichen Aufenthalts in Kiew gefallen und nur sehr kurz gewesen — und stellte an die Bauern seines Gutes, wie überhaupt an die Leute, die er beschäftigte, nur solche Ansprüche, die zur Aufrechterhaltung der Wirtschaft unbedingt gestellt werden mußten. In politischer Beziehung huldigte er einem aufgeklärten Konservatismus. Er war der Meinung, daß es besser sei, in aufklärendem, fortschrittlichem Sinne auf die bestehende Ordnung der Dinge einzuwirken, als Phantomen nachzujagen, die sich nicht verwirklichen ließen, alles und alle zu verdammen und selbst am staatlichen Leben nicht teilzunehmen. Er wäre sicher in die Duma gewählt worden,

wenn nicht ein anderer Kandidat, der den Wählern besser gefiel, ein ehemaliger Professor und vortrefflicher Redner, ihn ausgestochen hätte und statt seiner gewählt worden wäre.

In Sachen der Religion, dieser wichtigsten Angelegenheit eines jeden Menschen, stand Iwan Fjodorowitsch gleichfalls auf einem aufgeklärt konservativen Standpunkte. Er gestattete sich auch nicht den Schatten eines Zweifels, obschon er bezüglich der Dogmen der orthodoxen Kirche die historische Forschung als zulässig anerkannte und auf diesem Gebiete sehr belesen war. Hinsichtlich der Dogmen selbst jedoch war er im höchsten Grade vorsichtig. Über alle Erörterungen, die diesen Gegenstand betrafen, ging er in der Unterhaltung wie bei der Lektüre mit Stillschweigen hinweg. Mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit kam er allen Vorschriften der Kirche nach, nicht nur hinsichtlich der Sakramente, sondern auch des Kreuzzeichens und der in bestimmten Fällen sowie täglich des Morgens und Abends zu verrichtenden Gebete, die ihn noch seine Mutter gelehrt hatte. Überhaupt respektierte und hütete er mit besonderer Sorgfalt dieses Fundament, auf dem das menschliche Leben nun einmal ruht, ohne daß er sich jedoch allzusehr darauf gestellt hätte, als hätte er zu seiner Festigkeit doch kein rechtes Vertrauen.

Im gesellschaftlichen Verkehr, in der Unterhaltung, war er überaus angenehm und wußte stets an der richtigen Stelle ein Zitat oder eine Anekdote einzuflechten. Er war überhaupt ein witziger Kopf und verstand es, mit dem ernstesten Gesichte einen Scherz anzubringen oder eine lustige Geschichte zu erzählen. Er war ein passionierter Jäger, spielte

gern Karten und Schach und galt als ein vorzüglicher Spieler.

2.

Während Porchunow mit dem Sekretär gerade mitten in der Arbeit war, betrat der Präsident der landschaftlichen Verwaltung, ein extremer Reaktionär, mit dem Porchunow indes trotz des abweichenden politischen Standpunktes in den besten Beziehungen stand, das Amtszimmer.

Dann erschien der Arzt, ein Mann von ganz entgegengesetzten Ansichten, ein Demokrat, ja beinahe Revolutionär. Zu ihm stand Porchunow in noch besseren Beziehungen als zu dem Präsidenten. Er pflegte ihn häufig gutmütig lächelnd zu fragen, wann denn in Rußland die soziale Republik proklamiert werden würde, worauf der Arzt, gleichfalls lächelnd, mit einem Scherzwort zu antworten pflegte.

„Na, wie geht's denn im Spiel, Iwan Iwanowitsch?“ wandte sich Porchunow an den Präsidenten der Verwaltung. „Sind Sie wieder einmal, so wie damals, ‚ohne sechs‘ hereingefallen? Doch Scherz beiseite, es ist Zeit, daß wir anfangen, es liegt ungeheuer viel Arbeit vor. Ich hätte allerdings erst noch eine Bitte an Sie beide, meine wertigen Mitarbeiter — die will ich Ihnen vortragen, bevor wir zur Sache schreiten.“

Der Doktor fragte, um was es sich handle, und Porchunow erzählte, der Student, den er für seine Kinder als Hauslehrer engagiert habe, verlasse die Stelle, und er brauche einen neuen Lehrer.

„Ich weiß,“ sagte er, sich an den Präsidenten wendend, „Sie kennen Leute, die dafür in Frage kommen

könnten — und auch Sie wissen vielleicht eine passende Persönlichkeit,“ sprach er zum Doktor. „Können Sie mir nicht jemanden empfehlen?“

„Meine Bekannten sind vielleicht, wie soll ich sagen . . . zu fortschrittlich für Sie,“ meinte der Doktor.

„Aber ich bin doch selbst mit diesem Neustrojew*) ausgekommen, und der ist doch wirklich rot genug.“

„Was ist denn mit Ihrem Neustrojew?“

„Er geht fort. Sie sagen, Ihre Bekannten seien zu rot für mein Haus. Kann es in diesem Punkte einen Schlimmeren geben als Neustrojew? Und wir sind doch ganz gut miteinander fertig geworden. Ich habe ihn sogar aufrichtig liebgewonnen. Ein prächtiger Junge — den Kopf hat er natürlich voll unreifer, unverdauter Ideen, wie das heutzutage nun einmal bei den jungen Leuten ist, aber so, von Gemütsart, ist er ganz famos.“

„Warum geht er denn fort?“

„Er sagt mir nicht die Wahrheit. Das Lügen gehört ja bekanntlich zum Programm der Revolutionäre. Doch das nur nebenbei. Er bekam Besuch von irgendeinem Freunde, der war im Dorfe beim Lehrer Solowjow eingekehrt, und da sahen sie sich öfters. Offenbar hat nun seine Partei, oder Fraktion, oder Gruppe“ — Iwan Fjodorowitsch hob das doppelte „p“ in dem Worte besonders hervor — „oder wie das sonst bei Ihnen heißt, ihn aufgefordert, sich ihr zur Verfügung zu stellen. Er hat mir jedenfalls erklärt, daß er nicht länger bleiben könne. Schade, er war ein tüchtiger, gewissenhafter Lehrer und, wie gesagt, ein prächtiger Junge, obschon er zu Ihren Revolutionären gehört und offenbar Mitglied einer ‚Gruppe‘

*) Sprich: Ne-ustrojew.

ist," fügte Porchunow lächelnd hinzu und versetzte dabei dem Doktor einen freundschaftlichen Klaps auf das Knie.

Der Doktor konnte nicht umhin, das liebenswürdige Lächeln des Adelsmarschalls seinerseits mit einem Lächeln zu beantworten. „Ein Junker, ein Aristokrat, ein Reaktionär im Grunde seiner Seele," dachte er, „und doch kann ich nicht anders, als ihn lieb haben.“

„Warum nehmen Sie denn nicht den Solowjow?" fragte der Präsident. Solowjow war der Dorfschullehrer auf Porchunows Gute — ein sehr gebildeter Mensch, der das Seminar besucht und dann studiert hatte.

„Ich möchte ihn schon nehmen," versetzte Iwan Fjodorowitsch lächelnd, „aber Alexandra Nikolajewna" — es war seine Gattin, von der Porchunow sprach — „will nichts von ihm wissen.“

„Warum? Weil er trinkt? Das kommt doch bei ihm nur selten vor.“

„Daß er trinkt, ist nicht so gefährlich. Aber er hat sich weit schlimmeres Vergehen schuldig gemacht," sagte Porchunow mit jener ruhigen, ernststen Miene, die er stets aufzusetzen pflegte, sobald er einen Witz machte. „Für Alexandra Nikolajewna ist er einfach unmöglich, weil er — es ist schrecklich, es auch nur zu denken — mit dem Messer ist.“

Die Zuhörer lachten.

„Ich wüßte einen Seminaristen, der eine Stelle sucht," meinte der Präsident. „Er wird aber nicht nach Ihrem Geschmack sein, er ist schon gar zu konservativ.“

„Das heißt wirklich Pech haben — mein Kandidat

ist zu liberal, und der von Iwan Iwanowitsch zu reaktionär. Übrigens weiß ich noch einen andern jungen Mann. Ich will ihm schreiben.“

„Tun Sie es, bitte. Diese Angelegenheit wäre also, wenn auch nicht erledigt, so doch in Fluß gebracht. Sehen wir nun an die Arbeit. Stepan Stepanowitsch,“ wandte er sich an den Sekretär, „sind Sie mit den Sachen durch?“

„Ja, bitte.“

Man begann zunächst mit dem Aushebungsgeschäft. Einer nach dem andern traten die jungen Burschen, die sich zu stellen hatten, ein — etliche noch ledig, die meisten aber schon verheiratet. Die üblichen Fragen wurden gestellt, die Antworten zu Protokoll gebracht, und rasch hintereinander — es lag ja noch so viel Arbeit vor — wurden die einen hinausgeschickt und die andern vorgerufen. Es gab unter den Gestellungspflichtigen solche, die ihren Kummer nicht zu verbergen vermochten und ihre Antworten nur mit Mühe herausbrachten, als begriffen sie vor lauter Kummer und Gram nicht, um was es sich handelte. Es gab auch solche, die zufrieden und heiter erscheinen wollten, und andere, die sich krank stellten, und wieder andere, die wirklich krank waren. Und einer war darunter, der zur Verwunderung der Anwesenden um die Erlaubnis bat, eine „Erklärung“, wie er sich ausdrückte, abgeben zu dürfen.

„Was für eine Erklärung? Was bedrückt dich?“

Der Bittsteller war ein junger Mann mit krausem blondem Haar, kleinem Bärtchen, langer Nase und finsterner Stirn, auf der, wenn er sprach, beständig die Muskeln über den Augenbrauen zuckten.

„Meine Erklärung lautet dahin, daß ich bei den

Soldaten . . . beim Militär,“ verbesserte er sich, „nicht dienen kann.“

Und nachdem er dies gesagt, ging nicht nur über seine Stirn und seine linke Braue, sondern auch über seine Wangen ein Zucken, und er erblaßte.

„Fehlt dir denn etwas?“ fragte Porschunow.
„Doktor, bitte . . .“

„Nein, ich bin gesund. Ich kann aber nicht den Eid schwören, denn ich darf, auf Grund meiner Überzeugungen, keine Waffe in die Hand nehmen.“

„Was für Überzeugungen?“

„Daß ich an Gott und an Christum glaube und kein Mörder sein kann . . .“

Iwan Fjodorowitsch sah seine Kollegen an, schwieg ein Weilchen und setzte dann eine ernste Miene auf.

„So—o,“ sagte er. „Ich kann Ihnen“ — er duzte den jungen Mann nicht mehr — „nicht beweisen und fühle mich auch nicht verpflichtet, Ihnen zu beweisen, ob Sie beim Militär dienen können oder nicht. Ich habe nur die Pflicht, Sie als ausgehoben einzuschreiben. Was Ihre Überzeugungen betrifft, so müssen Sie diese schon Ihren Vorgesetzten bekannt geben. Der nächste!“

Das Aushebungsgeschäft zog sich bis zwei Uhr hin. Nach dem Frühstück begann die Arbeit von neuem: zuerst kam die Tagung der Kreishauptleute, dann die Sitzung der Gefängniscommission und so weiter bis fünf Uhr.

Den Abend brachte Iwan Fjodorowitsch in seiner Wohnung zu, wo er zunächst allerhand Schriftstücke unterzeichnete, worauf er sich mit dem Präsidenten, dem Doktor und dem Vorsitzenden der Aushebungskommission an den Kartentisch setzte. Der Zug ging

ganz früh am Morgen ab. Ohne recht ausgeschlafen zu haben, stand er auf, stieg in das Coupé und verließ es auf seiner Station, wo ihn sein prächtiges dunkelbraunes Dreigespann, ein Produkt seines eigenen Halbblutstalles, und der alte Kutscher Fjodot, ein treuer Freund und Diener seines Hauses, erwarteten. Gegen neun Uhr früh fuhr er, am Park vorüber, bei dem großen zweistöckigen Herrenhause von Nikolskoje-Porchunowo vor.

3.

Jegor Rusmins Familie bestand aus seinem schon bejahrten, dem Trunke ergebenen Vater, einem jüngeren Bruder, der alten Mutter und seiner jungen Frau, mit der man ihn verheiratet hatte, als er erst achtzehn Jahre alt war. Arbeiten mußte er recht viel. Die Arbeit war ihm jedoch nicht lästig, und wie alle Menschen liebte er, wenn auch unbewußt, die Arbeit in Flur und Feld. Er hatte rege geistige Fähigkeiten, war ein guter Schüler gewesen und benutzte jede freie Stunde, namentlich im Winter, um zu lesen. Der Lehrer hatte ihn gern und lieb ihm allgemein bildende und wissenschaftliche Bücher, Schriften über die Naturwissenschaften und die Astronomie, und als er siebzehn Jahre alt geworden war, vollzog sich in ihm eine geistige Umwälzung, die seine Stellung zu der umgebenden Welt vollkommen änderte. Ein ihm völlig neuer Glaube war plötzlich in ihm erstanden, der alles zerstörte, woran er bisher geglaubt hatte, und die Welt der gesunden Vernunft tat sich vor ihm auf. Was viele Leute aus dem Volke in Erstaunen setzt, wenn sich ihnen das Gebiet der Wissenschaft erschließt — die Größe der Welt und der Entfernungen,

die große Zahl der Sterne, die Tiefe der Forschungen und die geistreichen Hypothesen — das alles ließ ihn fast kühl; was auf ihn vor allem Eindruck machte, war der Begriff der gesunden Vernunft, die für jede Erkenntnis die notwendige Vorbedingung ist. Ihn frappierte der Gedanke, daß man nicht das glauben solle, was einem die Alten sagen, und auch nicht das, was der Pope predigt, ja nicht einmal das, was in den Büchern, welcher Art auch immer, geschrieben steht, sondern einzig und allein das, was einem die Vernunft eingibt. Diese Entdeckung war es, die seine ganze Weltanschauung und damit auch sein ganzes Leben umgestaltete.

Bald darauf kamen einige junge Leute aus seinem Dorfe, die in Moskau auf der Fabrik arbeiteten, zu den Feiertagen nach Hause und brachten revolutionäre Schriften und freie Reden mit ins Dorf. Die Titel dieser Schriften lauteten: „Die Heldentat des Soldaten“, „Bar Hunger“, „Das Märchen von den vier Brüdern“, „Die Spinnen und die Fliegen“. Diese Schriften übten auf ihn eine besonders starke Wirkung aus. Sie klärten ihn theoretisch über verschiedene Dinge auf, die er nicht nur gesehen und begriffen, sondern an seinem eigenen Leibe verspürt hatte. Er besaß mit dem Vater zusammen insgesamt zweiundeinehalbe Parzelle, zweiundeinehalbe Desjatine groß. In mittleren Jahren schon reichte das Korn, von dem Heu ganz zu schweigen, für den Bedarf nicht aus. Im Sommer gab es kein Futter für das Vieh, und somit auch keine Milch für die Kinder. Das Brachland war kahl abgenagt, und wenn kein Regen fiel, brüllte das hungrige Vieh nach Futter, während der Kaufmann und die benachbarte Gutsherrin grünende

Gärten, Wälder und Wiesen im Besitz hatten und man für fünfzig Kopeken täglich als Schnitter Arbeit bekam. Du mäht für sie, und sie verkaufen das Heu — dein Vieh aber brüllt vor Hunger, und deine Kinder haben keine Milch. Das alles war auch früher schon so gewesen, er hatte aber dafür keine Augen gehabt. Jetzt aber sah er es nicht nur, sondern fühlte es mit seinem ganzen Wesen. Jetzt verbarg nichts mehr die ganze Härte und den Wahnsinn einer solchen Lebensordnung vor seinen Augen. Er glaubte niemandem mehr, sondern prüfte alles selber. Als er so den Dingen auf den Grund ging, sah er nicht nur die furchtbare Ungerechtigkeit, sondern auch die ganze Widersinnigkeit des wirtschaftlichen Lebens. Zu demselben Ergebnis kam er, als er das religiöse Leben seiner Umgebung prüfte. Dieses erschien ihm jedoch unwichtig, und er lebte weiter wie die andern: er ging zur Kirche, nahm das Abendmahl, fastete an den festgesetzten Tagen, bekreuzte sich, wenn er sich an den Tisch setzte oder aus dem Zimmer ging, und betete am Morgen und am Abend.

4.

Für den Winter begab sich Jegor nach Moskau, die Kameraden hatten versprochen, ihm dort eine Stelle in einer Fabrik zu verschaffen. Er kam hin und bekam die Stelle — zwanzig Rubel betrug der Monatslohn, der jedoch bald erhöht werden sollte. Hier in Moskau, inmitten der Fabrikarbeiterschaft, sah Jegor mit demselben Scharfblick, der ihn auf dem Dorfe die ganze tieftraurige Lage des Bauerntums hatte erkennen lassen, die noch weit schlimmere Lage des Fabrikarbeiters. Er sah diese Leute, Männer und Frauen, Kranke, Schwächliche und Kinder, zwölf

Stunden täglich damit verbringen, daß sie irgendwelchen unnützen Tand für die Reichen produzierten: Parfums, Bronzen und sonstigen überflüssigen Kram; und eben diese Reichen sammelten das Geld, das sie aus diesen Unglücklichen herauspreßten, in aller Gemütsruhe in ihre vom Überfluß brechenden Truhen.

Generation auf Generation war so hingegangen, und niemand hatte die Ungerechtigkeit und Widersinnigkeit dieses Zustandes erkannt noch erkennen wollen. In Moskau steigerte sich noch Jegors Haß gegen die Leute, die diesen ungerechten Zustand geschaffen hatten, und seine Hoffnung, daß diesem Zustande ein Ende gemacht werden könnte, stieg mehr und mehr. Er blieb jedoch in Moskau noch keinen Monat auf freiem Fuße: er wurde in einer Arbeiterversammlung verhaftet, vor Gericht gestellt und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

In der gemeinsamen Zelle, die ihm im Gefängnis zum Aufenthalte diente, machte er alsbald die Bekanntschaft einiger Leute, die, wie er selbst, der sozialrevolutionären Richtung angehörten. Aber je genauer er sie kennen lernte, desto heftiger stieß ihn ihre Eitelkeit, ihr Ehrgeiz und Dünkel und ihre Streitsucht ab. Er begann sich selbst noch ernster und strenger zu beurteilen als bisher. Da geschah es, daß in dieselbe Zelle ein Bauer eingesperrt wurde, der wegen Kirchenschändung, begangen durch Verunglimpfung eines Heiligenbildes, unter Anklage gekommen war, und der Verkehr mit diesem sanftmütigen, immer gleichmäßig ruhigen und gegen alle gleich liebevollen Menschen erschloß ihm eine noch einfachere und vernünftiger Auffassung des Lebens. Dieser Mensch — Mititschka nannten ihn die Zellengenossen, die ihn

alle mit Respekt behandelten — wußte Jegor klarzumachen, daß alles Übel, alles Unrecht in der Welt nicht daher stamme, daß böse Menschen ihre Mitmenschen bedrücken und sie des Grund und Bodens wie der Erträgnisse ihrer Arbeit berauben, sondern daher, daß die Menschen nicht nach Gottes Gebote leben. „Lebe nur nach Gottes Gebot, und niemand kann dir etwas anhaben!“ Aller Glaube sei im Evangelium enthalten, das die Popen ganz und gar verdreht und entstellt hätten. Nach dem Evangelium müsse man leben, nicht nach dem Glauben der Popen. Wer aber nach dem Evangelium lebe, dürfe nicht dem Fürsten dieser Welt, nicht sich selbst dienen, sondern einzig Gott. Immer tiefer drang Jegor in diese Gedankenwelt ein, und als er das Gefängnis verließ, trennte er sich von seinen früheren Genossen und begann auf ganz andere Art zu leben. Seine alte Arbeitsstelle fand er besetzt, und so kehrte er zu seinem Vater und seiner Frau zurück und arbeitete wie früher als Bauer. Und alles wäre gut gegangen, aber jetzt konnte Jegor nicht mehr, wie früher, alle die kirchlichen Gebräuche mitmachen: er hörte auf, die Kirche zu besuchen, hielt die Fasten nicht ein und bekreuzte sich nicht einmal. Als seine Eltern ihm deshalb Vorwürfe machten, suchte er ihnen seinen Standpunkt klar zu machen, aber sie verstanden ihn nicht. Einmal prügelte ihn der Vater sogar in der Trunkenheit. Jegor beherrschte seinen Born, bat aber, wieder nach Moskau zurückkehren zu dürfen, und begab sich dahin. In Moskau fand er lange keine Arbeit und konnte daher kein Geld nach Hause schicken. Da wurde sein Vater böse und schrieb ihm folgenden Brief:

„In den ersten Zeilen meines Briefes an meinen

teuren Sohn Jegor Iwanow von eurer Mutter Awdotja Iwanowna sende ich dich meinen väterlichen Segen, der euch bis übers Grab hinaus in Ewigkeit unverwüßlich dienen kann und sende ich dir einen ehrerbietigen Gruß und wünsche immer Gesundheit und Wohlsein unserem lieben Bruder Jegor Iwanowitsch von eure Schwestern Warwara und Anna und Alexandra Iwanowna senden wir dir einen ehrerbietigen Gruß und wünschen Gesundheit meinem teuren Gatten Jegor Iwanow von eurer Gattin warwara michajlowna samt unserem Töchterchen katerina jegorowna sende ich dir meine ehedrauliche Verehrung einen ehrerbietigen Gruß und wünsche dir Gesundheit und stetes Wohlsein mein lieber Sohn Jegor Iwanowitsch nacherhalt meines Briefes hol dir deine Frau und Räume mein Quartier daß sie nicht mehr da ist Denn ich kann mit ihr nicht leben und sie hat ihren Verwandten geklagt daß ich dich lehre kein Geld zu schicken und die ganzen kleinen Werkzeuge Wegnehme die wo wir gekauft haben und haben mich beleidigt und vor dem ganzen Dorfe ausgehöhnt und Ich weiß von gar nichts Ich hab ihr kein Wort gesagt nicht von geld und nicht vonwerkzeug Und wenn du sie nicht holst so jag ich sie selber fort daß sie bei uns nicht im Hause ist noch in dieser Woche das Quartier räumt. Und noch ein Zettel hat der Wachmeister dich gebracht zur Aushebung zu gehen.“

Dem Geheiß des Vaters gehorchend, kehrte Jegor heim, und kaum war er zu Hause angelangt, so erhielt er auch sogleich die erneute Aufforderung, sich der Ersatzbehörde zu stellen. Stillschweigend hörte er die Schimpfworte seines Vaters und die Klagen seiner Frau an und ging zu Fuß nach der Stadt zur Gestellung.

Zur selben späten Abendstunde, da Iwan Fjodorowitsch Porchunow am Kartentische saß und nur mit Mühe seine Freude darüber zu verbergen vermochte, daß es ihm gelungen war, seinem Partner, dem Arzte, die Karo Sieben zu übergeben und so einen glänzenden „Durchmarsch“ zu ermöglichen, saß seine Gattin Alexandra Nikolajewna in dem großen Salon seines altertümlichen Hauses mit demselben Studenten Neustrojew, der, nachdem er zehn Monate lang bei Porchunows als Hauslehrer tätig gewesen, jetzt im Begriff stand, seine Stellung zu verlassen.

Alexandra Nikolajewna wies trotz ihrer fünfundvierzig Jahre und der sechs Kinder, die sie geboren, noch immer jene abendliche oder vielmehr herbstliche Schönheit auf, die den korpulenten Frauen vor dem Niedergange ihres weiblichen Lebens eigen zu sein pflegt. Sie hatte große graue Augen, eine gerade Nase, dichtes, welliges Haar, einen sinnlichen Mund mit einem tadellos weißen, vollständigen, aus eigenen oder eingefügten Zähnen bestehenden Gebiß, eine zarte Gesichtsfarbe und ebensolche schöne, wohlgepflegte Hände, an denen sie zwei Ringe trug. Unvoreteilhaft nahm sich an ihr nur die allzu starke Figur und die übermäßig entwickelte Büste aus. Sie trug ein einfaches, doch modernes Seidenkleid mit einem schmalen weißen Kragen. Sie saß auf dem Diwan und sprach leidenschaftlich erregt auf den vor ihr sitzenden jungen Mann ein, dem sie dabei aufmerksam und gespannt in die Augen blickte.

Er war nicht groß, von hagerer, doch wohl proportionierter Gestalt, mit wenig entwickelter Muskulatur und einem gutmütigen, klugen Gesichte, schmal

geschnittenen Augen, dichtem, kurz geschorenem Haar, pechschwarzen Augenbrauen und ebensolchem Schnurrbart und leichtem Vollbartansatz. Unwillkürlich fiel in seinem Gesichte das vorspringende Rinn mit dem Grübchen in der Mitte auf.

„Was ich Ihnen sage, sage ich Ihnen nicht meinetwegen — so ungern ich Sie auch verliere — sondern wegen der Kinder,“ sprach sie errötend. „Auch in Ihrem Interesse, weil ich Sie gern habe und Anteil an Ihnen nehme, rate ich Ihnen zu bleiben. . . . Tun Sie es doch, bitte. . . . mir zu Liebe,“ sagte sie mit der Miene einer Frau, die ihrer Macht sicher zu sein glaubt.

Sein Gesicht war stets ernst und streng, und daher erschien ein Lächeln auf diesem strengen Gesichte, zumal in der Umrahmung des schwarzen Haars und bei dem gebräunten Teint, der das blinkende Weiß der Zähne recht zur Geltung kommen ließ, besonders schön und anziehend. Auch jetzt erschien dieses Lächeln auf seinem Gesichte, er konnte die Genugtuung, die ihre Worte ihm bereiteten, nicht unterdrücken; er mußte aus diesen Worten mehr als einfache Teilnahme heraushören, mußte darin ein Entgegenkommen sehen, das er fürchtete, und dem er, wie er wohl wußte, nicht leicht würde widerstehen können. Dieses Gefühl war jedoch noch ganz unbewußt in ihm, er hätte es nicht für möglich gehalten, daß diese stolze Frau, diese Aristokratin, die einem großen Hauswesen vorstand und Mutter von sechs Kindern war, für ihn, der, wie sie wußte, ein Feind der Aristokraten und Bourgeois war, ein solches Gefühl hegen könnte. Er hätte es nicht für möglich gehalten — und hatte doch die deutliche Empfindung, daß es der Fall war.

„Ich kann nicht bleiben, Alexandra Nikolajewna. Ich kann und kann nicht, so sehr ich Ihr freundschaftliches Gefühl für mich auch zu schätzen weiß.“

„Es ist mehr als Freundschaft, es ist . . . nun, was es auch sein mag — bleiben Sie jedenfalls.“

Er lächelte wieder.

„Wohl denn, so lassen Sie mich Ihnen die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit, ohne Rücksicht auf die gesellschaftlichen Schranken, die uns trennen. Wenn ich Sie selbst liebte, so, wie ein Mann eben ein Weib liebt, so würde ich dennoch mich dieser Liebe nicht hingeben, weil ein tiefer Gegensatz zwischen unseren Weltanschauungen besteht.“

„Warum glauben Sie denn aber, daß ich nicht mit ganzer Seele bei Ihnen zu sein vermag? Ich muß es einfach, ich kann nicht anders.“ Sie schwieg ein Weilchen. „Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern, und ein Gefühl läßt sich nicht eindämmen. Ich bitte Sie nochmals, gehen Sie nicht fort! Sie bleiben, nicht wahr?“ Sie streckte ihm die Hand entgegen, und er ergriff diese Hand.

„Alexandra Nikolajewna,“ sagte er, „seit ich Sie kennen und verstehen lernte, habe ich Sie . . . geliebt . . .“ Ganz unwillkürlich stockte er, bevor er das Wort aussprach.

Er wußte selbst nicht, was er sprach. Er log, doch alles schien ihm jetzt erlaubt, um das Ziel zu erreichen, das plötzlich vor ihm aufgetaucht war und ihn unwiderstehlich lockte.

„In der Tat? Sie haben mich geliebt?“

„Ja, ja, mit aller Kraft meiner Seele, wie nur ein Proletarier wie ich, der zu Ihnen emporsehen muß, Sie lieben kann.“

„O, sprechen Sie nicht so, sprechen Sie nicht so!“

Sie waren allein, und nun geschah das, was weder er noch sie vorhergesehen hatte, und was in einer einzigen Stunde ihr achtzehnjähriges glückliches reines Eheleben vernichtete und ihm für immer eine qualvolle Erinnerung blieb.

Es war nachts zwei Uhr, sie schlief noch immer nicht und dachte mit Schrecken und Wonne an das, was geschehen. Und das Bewußtsein der Furchtbarkeit ihrer Lage steigerte noch die Wonne, die ihr die Erinnerung an seine Liebe gab.

6.

Michail Neustrojew war der Sohn eines Veterinärfeldschers, der an den Folgen der Trunksucht gestorben war. Seine Mutter, eine ungebildete Frau, war noch am Leben und wohnte bei seinem Bruder Stepan, einem Magister des Staatsrechts, der die Universitätskarriere eingeschlagen hatte. Er selbst hatte studiert und war zugleich mit anderen Studierenden wegen revolutionärer Umtriebe relegiert worden.

Wie es in der Zeit, in der er lebte, nicht anders sein konnte, war Neustrojew als ein begabter, sittlich empfindender und strebsamer Mensch in einen revolutionären Birkel geraten und nach seiner Entfernung von der Universität noch enger in ihn hineingezogen worden. Dieser Birkel hatte sich die Aufgabe gestellt, die bestehende Regierung durch alle nur erdenklichen Mittel, darunter auch die gewaltsame Beseitigung der schädlichsten Persönlichkeiten, zu stürzen.

Bald nach Neustrojews Eintritt in den Birkel hatte ein Lockspitzel dessen Mitglieder denunziert, und einige von ihnen waren verhaftet worden, die wichtig-

sten jedoch hatten sich durch die Flucht retten können. Neustrojew aber war überhaupt nicht zur Verantwortung gezogen worden. Den Häschern entronnen, hatte er beschlossen, unter dem Volke auf dem Lande zu leben, und war daher auf Solowjows Vorschlag, zeitweilig die Stelle eines Hauslehrers bei Porchunows zu übernehmen, bereitwillig eingegangen. Er hatte hier zehn Monate zugebracht, als vor drei Tagen ein Parteigenosse bei Solowjow erschien und mit Neustrojew eine Unterredung hatte. Er überbrachte ihm die Aufforderung des Exekutivkomitees, in einer wichtigen Angelegenheit, für die man seiner bedürfe, nach Moskau zu kommen. Es handelte sich darum, von den Geldbeständen einer Staatsrentei Besitz zu ergreifen, um die Ausgaben der Partei zu decken. Man bedurfte hierzu energischer Leute und wandte sich zu diesem Zweck auch an Neustrojew. Das war der Grund, weshalb er seine Stellung aufgab, und das merkwürdige, ihm ganz unerwartete Erlebnis dieses Abends bestimmte ihn vollends, seine Abreise zu beschleunigen. Der Zug ging erst am nächsten Morgen ab. Er beschloß, seinen Freund, den Dorfschullehrer Solowjow, aufzusuchen, bei ihm zu übernachten, von dort aus nach seinen Sachen zu schicken und abzureisen, ohne noch einmal ins Herrenhaus zurückzukehren.

Das tat er denn auch.

Solowjow lebte in einem einfenstrigen Hinterzimmer des Schulhauses. Außer dem Wächter begegnete Neustrojew unterwegs keinem Menschen im Dorfe. Die Nacht war dunkel, und der Wächter fragte ihn streng, wer er sei.

„Ich bin es, Neustrojew.“

„Wer?“

„Der Hauslehrer vom Gute.“

„Ah — wohin so spät?“

„Zu Solowjow. Er ist doch zu Hause?“

„Wo soll er sonst sein? Er wird wohl schon schlafen.“

Neustrojew ging an das Fensterchen und begann zu klopfen. Eine ganze Weile antwortete niemand, bis plötzlich eine frische, energische, muntere Stimme ausrief:

„Wen führt mir da der Herrgott ins Haus? Sprich, oder ich begieße dich!“

Man hörte, wie ein Paar nackte Füße sich auf den knarrenden Dielen dem Fenster näherten.

„Ah, Mischka! Was treibst du dich nachts herum? Komm herein, ich öffne dir die Tür.“

Solowjow ließ Neustrojew eintreten, steckte die kleine Lampe an, setzte sich auf das zerknüllte Bett, begann die nackten Füße aneinander zu reiben und fragte Neustrojew aus, weshalb er gekommen sei, und was er von ihm wolle. Außer dem Bett stand in dem Zimmer ein Tisch nebst zwei Stühlen; in einer Ecke hingen zahlreiche Heiligenbilder und vor ihnen ein Lämpchen; eine Ecke nahmen Bücher ein, eine andere ein Koffer mit Wäsche. Neustrojew setzte sich an den Tisch und erzählte Solowjow, daß er von allen Abschied genommen habe und in der ihm bekannten Angelegenheit abreise, nur seine Sachen müßten noch abgeholt werden. Den Kopf zur Seite geneigt, sah Solowjow zu dem Gaste hin und hörte zu.

Solowjow war etwas älter als Neustrojew und von ganz anderem Zuschnitt. Er war größer, ein wenig nach vorn gebeugt, und hatte lange Arme, mit denen er, wenn er sprach, häufig durch die Luft fuhr.

Und sein Gesicht war vollends von dem des Gastes verschieden. Am meisten fielen seine großen, fast runden, lazurblauen Augen unter der breiten Stirn auf. Reiches, lockiges Haar bedeckte den Kopf und umrahmte das Gesicht; die Nase war breit und der Mund groß. Er lächelte häufig, wobei seine schlechten Zähne sichtbar wurden.

„Na, schön,“ sagte er, als Neustrojew seine Erzählung beendet hatte. „Die Sachen will ich dir holen lassen. Nur weißt du . . .“ begann er, mit der Rechten durch die Luft fuchtelnd und mit der Linken die zu Boden rutschende Bettdecke festhaltend.

„Ich weiß, ich weiß — ich kenne ja deine Theorien. Sie sind mir nur gar zu langsam . . .“

„Eile mit Weile . . .“

„Und mit Gott scheue nichts — nicht wahr? Das kennen wir alles.“

„Nein, du kennst es doch nicht. Denn du kennst Gott nicht und weißt nicht, was Gott ist.“ — Und Solowjow begann, ihm seine Auffassung vom Wesen Gottes darzulegen, als wäre es nicht zwei Uhr nachts und er eben aus dem Schlafe gerissen, und als spräche er nicht mit einem Menschen, mit dem er schon ein Duzend Male über dasselbe Thema gesprochen, und von dem er selbst gesagt hatte, daß er für die „religiöse Flüssigkeit“ undurchlässig sei. Neustrojew hörte lächelnd zu, während Solowjow in einem fort sprach. Er wußte, daß Neustrojew für irgendein terroristisches Unternehmen geholt worden war, und wenn er es auch nicht abgelehnt hatte, als Vermittler zwischen ihm und seinen Kameraden zu dienen, so hielt er es doch jetzt für seine Pflicht, alles zu tun, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Neustrojew hörte ihm zu und lächelte zuweilen. Und als dann Solowjow seinen Redefluß für einen Moment unterbrach, sagte er:

„Du hast gut reden, wo du von denen da“ — er wies auf die Heiligenbilder — „deinen Lohn erwartest. Unsererins muß tun, was man kann, solange man noch atmet, und darf dabei nicht an sich denken.“ Er drehte sich eine Zigarette, während er sprach.

„Du sagst,“ entgegnete Solowjow heftig, „mein Lohn sei dort“ — er wies auf die Decke. „Nein, Bruder, mein Lohn ist hier!“ Er schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Er ist hier, und was ich tue, tue ich nicht für andere, hol’ sie der Teufel, sondern für Gott und für mich selber, der ich mich mit Gott eins fühle.“ Und er steckte sich eine Zigarette an und begann gierig den Rauch einzuziehen.

„Diese Metaphysik geht über mein Verständnis. Ich will schlafen.“

„Leg’ dich hin, leg’ dich hin.“

7.

Neustrojew schickte, wie er sich vorgenommen hatte, den Wächter früh morgens nach seinen Sachen, mietete sich einen Wagen und fuhr zur Bahnstation. Solowjow schlief noch und hörte nicht, wie er abfuhr.

Als er aufstand, stellte er sich, wie gewöhnlich, vor die Heiligenbilder und sagte alle ihm seit seiner Kindheit bekannten Gebete her: das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis, das Gebet für seine Eltern, die schon gestorben waren, das Gebet zur allerseligsten Jungfrau und zuletzt das Gebet „O Herr im Himmel“, das er ganz besonders liebte: „Komm und nimm Wohnung in unseren Herzen, reinige sie von aller

Schuld und Sünde und rette unsere Seelen, o Gott!“ Er betete heute mit ganz besonderem Gefühl, da er seines Gespräches mit Neustrojew gedachte.

Seine Stimmung war ausgezeichnet. Schlafen wollte er nicht mehr. Es war Sonntag, die Schule war geschlossen, und so beschloß er, seine Post selbst abzuholen. Die Poststation war etwa zwei Werst entfernt. Er wusch sich und dachte nach, wie lange wohl das Stück Seife, das er zu den Feiertagen in Gebrauch genommen, noch reichen würde. Es wäre schön, wenn es bis Ostern reichte, dachte er, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, warum das denn so schön wäre. Dann zog er die hohen Stiefel an und dann das Jackett, das einer Ausbesserung dringend bedurfte, da seine rechte Hand stets in ein Loch statt in den Ärmel geriet. „Ich werde die Witwe Afanassjewna bemühen müssen,“ dachte er, und dabei fiel ihm sogleich Natalia, die Tochter der Afanassjewna, ein. Ob dieses Gedankens an Natalia schüttelte er jedoch sogleich wie im Selbstvorwurf den Kopf. Ein entzückend weißer Schnee bedeckte alles ringsum, und die frische kalte Luft stimmte ihn noch froher. Auf der Poststation gab er einen Brief ab und erhielt einen anderen, sehr traurigen, der für ihn angekommen war. Der Brief war von seinem jüngeren Bruder, einem sechsundzwanzigjährigen, unglücklichen Jungen, der das geistliche Seminar nicht beendet hatte — Solowjow war der Sohn eines Rüstlers — dann bei einem Kaufmann eingetreten und, nachdem dieser ihn bei einem Diebstahl ertappt hatte, als Schreiber bei einem Polizeikommissar eingetreten war, wo er gleichfalls irgendeine Unredlichkeit beging. Der Bruder schilderte ihm seine traurige Lage, schrieb, daß er

seit zwei Tagen nicht gegessen habe, und bat ihn um eine Unterstützung.

Solowjow war selbst arm, sein Gehalt betrug nur vierzig Rubel im Monat; er half oft anderen Leuten aus und verausgabte viel Geld für Bücher. In diesem Augenblicke bestand seine Barschaft noch aus sieben Rubeln und sechzig Kopeken. Er zählte sie nochmals durch und dachte daran, daß er der Afanassjewna noch das Kostgeld schuldete. Es blieb ihm nichts übrig, drei Rubel mußte er schon hinschicken und zu sehen, wie er mit der Afanassjewna fertig wurde. Es war nur traurig, daß Wassja — so hieß sein Bruder — zugrunde ging, und daß er ihm nicht helfen konnte. Ihm gar nichts zu schicken, war unmöglich — wenn er ihm aber etwas schickte, wies er ihm einen Weg für später. Er mußte ihm also absagen, weniger in seinem Interesse, als im eigenen Interesse des Bruders. Und andererseits wiederum — wie durfte er ihm die Hilfe verweigern? So ging er denn, mit dieser ungelösten Frage im Kopfe, dem Hause zu und sprach während dieser Erwägungen zuweilen laut mit sich selbst. Selbst der weiße Schnee freute ihn nicht mehr so wie früher. Unterwegs holte ihn ein Bauer aus Krasnoje, dem Dorfe, wo er als Lehrer tätig war, mit einem Schlitten ein, begrüßte ihn und forderte ihn zum Mitfahren auf. Solowjow setzte sich zu ihm, und sie kamen ins Gespräch. Der Bauer hatte den Lehrer nicht so ganz ohne Nebenabsicht zur Fahrt aufgefordert. Er war soeben in einer gerichtlichen Angelegenheit beim Landeshauptmann gewesen. Seine Schwester, eine bejahrte Witwe, die im Nachbardorfe wohnte, war vom Landeshauptmann zu drei Monaten Gefängnis ver-

urteilt worden, weil sie die Gutsheerrschaft gebeten hatte, ihr den Pachtzins zu stunden, was diese ihr aber abgeschlagen hatte. Der Gemeindevorsteher war zu der Witwe gekommen, um den Zins einzutreiben . . . sie sagte, sie würde gern zahlen, aber sie sei dazu nicht imstande, ob es nicht möglich wäre, ihr den Zins zu stunden — sobald sie das Geld aufgetrieben hätte, würde sie zahlen. Der Gemeindevorsteher wollte nichts davon wissen und verlangte sofortige Zahlung.

„Ich sagte doch schon, ich habe nichts.“

„Dann gib die Ruh her.“

„Die Ruh kann ich nicht hergeben, ich habe kleine Kinder, wie soll ich da ohne Ruh auskommen?“

„Und ich befehle dir: gib die Ruh her!“

„Ich gebe sie nicht selbst her. Wenn ihr die Macht dazu habt, so nehmt sie, ich führe sie euch aber nicht zu.“ — „Um diese selben Worte“ — setzte der Bauer seinen Bericht fort — „hat der Landeshauptmann sie zu drei Monaten verurteilt. Wo soll sie nun aber die Kinder lassen? Ich bin jetzt bei ihm gewesen, um für die Schwester zu bitten. ‚Ich kann nichts tun,‘ sagte er. ‚Das Urteil ist gefällt, und damit basta.‘ Kann man da nicht, Väterchen, etwas tun?“

Solowjow hörte zu und wurde noch trauriger gestimmt. „Ihr müßt versuchen, beim Plenum der Friedensrichter ein Gesuch einzureichen,“ sagte er, „ich werde euch die Eingabe machen.“

„Väterchen, du bist unser Beschützer!“

Solowjow stieg im Dorfe aus und ging nach Hause. Der Wächter machte ihm den Samowar heiß. Raum hatte er sich zum Tee hingesezt und sich eine Zigarette angezündet, als eine Frau aus der Nachbarschaft ins Zimmer trat. Ihr Mann, so erzählte sie, habe sie

blutig geschlagen, weil sie ihm nicht die Kunte zum Vertrinken geben wollte. „Rede ihm, in Christi Namen, ins Gewissen,“ bat sie Solowjow, „er wird vielleicht auf dich hören. Mir hat er sogar verboten, nach Hause zu kommen.“

Solowjow ging hinaus, und die Frau folgte ihm auf dem Fuße. Der Bauer stand vor der Tür seiner Hütte.

„Das ist nicht schön von dir, Parmen,“ begann Solowjow, „wie kannst du sie nur so schlagen!“

Doch Parmen fiel ihm sogleich ins Wort:

„Kümmere dich um deine eignen Angelegenheiten! Lehre du die Kinder, und ich werde die belehren, bei denen mir Belehrung nötig scheint.“

„Fürchtest du denn den Herrgott nicht?“

„Den Herrgott fürcht' ich schon, nicht aber dich. Geh deiner Wege und sorg' lieber dafür, daß du dich nicht wieder so besäuffst wie neulich. Spar' dir deine Lehren für dich selbst auf, abgemacht. Und du — marsch ins Haus!“ schrie er seine Frau an und schlug, nachdem sie beide eingetreten, dem Lehrer die Tür vor der Nase zu.

Solowjow stand noch eine Weile da und schüttelte den Kopf, ging aber nicht nach Hause, sondern zu Urina, einer Frau im Dorfe, die heimlich mit Branntwein handelte. Er kaufte eine halbe Flasche, trank und rauchte dazu, und als er genug getrunken und geraucht hatte, daß er ganz berauscht war, ging er zur Afanassjewna.

Die Afanassjewna schüttelte den Kopf, als sie ihn erblickte.

„Du bezweifelst wohl, daß ich betrunken bin?“ begann er. „Zweifle nicht — ich bin wirklich betrun-

ken, und zwar bin ich es, weil ich schwach bin, und schwach bin ich, weil Gott nicht in mir ist. So liegen die Dinge. Wo steckt denn Natalia?“

„Natascha? Die ist hinausgegangen.“

„Ach, Afanassjewna, du hast ein prächtiges Mädel! Ich liebe sie, und wenn sie nur das rechte Leben begreifen würde, wollte ich sie heiraten. Würdest du sie mir geben, wie?“

„Ach, schwach' keinen Unsinn. Leg' dich lieber hin und schlaf bis zum Mittagessen.“

„Das kann ich machen.“

Und er kletterte auf das Schlafgerüst hinauf und redete Afanassjewna noch ein langes und breites vom rechten Leben vor; als sie jedoch zur Thür hinaus war, schlief er sogleich ein und wachte bis zum Mittagessen nicht auf.

8.

Peter Fjodorowitsch Solowjow war der Sohn des Rüstlers in dem großen Dorfe Iljinskoje im Gouvernement Kostroma. Der Vater hatte ihn in die Kirchenschule geschickt, aus der er als bester Schüler ins Seminar eingetreten war. Auch im Seminar war er stets einer der besten Schüler gewesen und hatte es als solcher verlassen. Wie allen jungen Leute, die das Seminar absolviert hatten, winkten ihm zwei Karrieren: die des Mönchtums mit der Aussicht auf die höheren kirchlichen Würden, und die der Priesterschaft, für die ein Heiratszwang bestand. Solowjow entschied sich für die erstgenannte Laufbahn. Für diesen Entschluß waren bei ihm durchaus keine ehrgeizigen Erwägungen maßgebend gewesen, er hegte im Gegenteil nur den einen Wunsch, für sein Seelenheil und

für Gott zu leben. Aber noch bevor er ins Kloster eintrat, vollzog sich ein jäher Umschwung in seinem Seelenleben. Dieser Umschwung ward hauptsächlich dadurch hervorgerufen, daß nicht nur seine Kameraden, sondern auch seine Lehrer ihm offen erklärten, sie seien davon überzeugt, daß er die höchsten Stufen der hierarchischen Laufbahn erreichen werde. Ganz besonders aber hatte auf ihn eine Vermahnung eingewirkt, die ihm vom Bischof selbst zuteil geworden war. Dieser hatte von einem theologischen Disput erfahren, den Solowjow mit seinem Lehrer über die Bedeutung der ökumenischen Kirche gehabt hatte — ein Disput, in dem der Bischof zugunsten Solowjows entschieden hatte. Der Bischof hatte Solowjow zu sich beschieden und ihn einer längeren Belehrung gewürdigt, in deren Verlauf er sagte: „Ich habe von dir viel Lobenswertes gehört, aber obschon in deinem Streite mit Vater Makarius die Wahrheit auf deiner Seite war, hättest du doch deinen Eifer zügeln und dich mäßigen sollen, um nicht den Älteren zu verletzen. Sei dessen stets eingedenk, daß in der hohen kirchlichen Stellung, die du erstrebst und aller Voraussicht nach auch erreichen wirst, Vorsicht und weise Zurückhaltung notwendig sind. Somit Gott befohlen!“

Sobald Solowjow diese Worte vernommen hatte, ward ihm plötzlich klar, daß in seiner Seele neben dem Wunsche, Gott und seinem Seelenheil zu dienen, noch ein zweites, niedriges Gefühl, nämlich das Streben nach Ehre und weltlichem Ruhme lebte. Sobald er zu dieser Erkenntnis gelangt war, empfand er einen solchen Abscheu vor sich selbst, daß er sich entschloß, die Laufbahn eines Klostergeistlichen aufzugeben. Nun stand er aber, wenn er dennoch Priester werden wollte,

vor der Notwendigkeit, eine Ehe einzugehen. Sein Vater, der zu jener Zeit noch lebte, hatte ihm auch bereits eine Frau und eine Kirchengemeinde ausgesucht. Aber der Gedanke, einzig aus dem Grunde zu heiraten, weil er dadurch zu einem Priesteramte kam, schien ihm so widerwärtig und jeglicher Sittlichkeit hohnsprechend, daß er sich zu diesem Schritte nicht entschließen konnte und zur größten Betrübnis seiner Eltern auch auf das Priesteramt verzichtete.

Es blieb ihm jetzt nur noch eine Möglichkeit: Volksschullehrer zu werden. Er nahm eine Lehrerstelle in dem Dorfe Krasnoje an, die ihm ein ihm wohlgesinnter Lehrer verschafft hatte — er hatte stets das Glück gehabt, sich des Wohlwollens seiner Lehrer und überhaupt der Zuneigung vieler Menschen zu erfreuen. Die Stellung war recht vorteilhaft, da er neben seinem Gehalt auch noch dadurch eine Einnahme hatte, daß er den Kindern des Adelsmarschalls Porchunow gut bezahlte Privatstunden gab. Solowjow war in das Haus der Porchunows gezogen und unterrichtete dort die Kinder, erregte jedoch sehr bald das Mißfallen von Alexandra Nikolajewna, der er nicht sauber genug war, und die es nicht mit ansehen konnte, daß er beim Essen das Messer zum Munde führte. Ganz besonders aber hatte es sie empört, daß er sich zweimal mit den Bauern einen Rausch angetrunken hatte. Sie hatte ihm erklärt, daß sein Aufenthalt in einem anständigen Hause ihm gewisse Verpflichtungen auferlege, doch hatte sie ihre Ausführungen noch nicht beendet, als er sie auch schon mit den Worten unterbrach: „Ich danke Ihnen sehr, verehrte Alexandra Nikolajewna, für die Nachsicht, mit der Sie mich so lange in Ihrem Hause geduldet

haben — aber verzeihen Sie, wenn ich Sie nun nicht länger in Verlegenheit setzen und belästigen werde.“ Er blieb noch einige Wochen, bis der neue Hauslehrer Neustrojew angekommen war, und siedelte dann nach dem Schulhause über, zur großen Betrübnis der Kinder, zumal der beiden jüngsten, der achtjährigen Tanja und seines zehnjährigen Namensvetters Petja.

Er lebte nun schon über ein Jahr im Dorfe und verkehrte nicht mit den Porschunows. Mit Neustrojew dagegen hatte er aufrichtige Freundschaft geschlossen.

Neustrojew hatte kein Verständnis für Solowjow und wußte nicht, welchem Lager er ihn zurechnen sollte. Er war alles andere eher, als ein Konservativer oder Monarchist, andererseits jedoch war er auch kein Revolutionär, dabei aber doch ein überzeugter Volkshfreund, der sich in nichts von den Sozialisten unterschied. Er hatte sich seine eigne Art von Rechtgläubigkeit zurechtgelegt, fastete, hielt die kirchlichen Feiertage ein, ging zur Kirche, nahm das Abendmahl und liebte das Evangelium, das er auswendig konnte und oft zitierte. Im Dorfe wurde er wegen seines wunderlichen Wesens, vor allem jedoch wegen seiner Neigung zum Trunke nicht sonderlich geachtet. Er beköstigte sich bei der Afanassjewna, und es hatten sich zwischen ihm und ihrer munteren, kräftigen, rundbäckigen Tochter Nataschka gewisse besondere Beziehungen herausgebildet: er war gern in ihrer Gesellschaft und redete mit ihr sehr viel vom gerechten Leben, von den Heiligen und vor allem von Christus, wobei er zumeist allein sprach und sie ihm lachend zuhörte und nur selten etwas sagte. Er unterrichtete sie auch im Lesen, das ihr nicht eben leicht fiel, doch gab sie ihm zu Ge-

fallen sich Mühe, wie sie auch seine Erzählungen stets mit einer Miene anhörte, als habe sie für alles das größte Interesse und Verständnis.

Als er an diesem Sonntage sagte, er wolle sie heiraten, sprach er in der Trunkenheit nur einen Gedanken aus, den er schon lange in sich erwogen hatte. Sie war, so dachte er, ein gesundes, einfaches Mädchen und würde auch eine gute Hausfrau und Mutter sein. Vielleicht würde er auch einmal zu einem Stück Land und einem Hause kommen. Vor allem aber, dachte er, würde er endlich dieses Junggesellentum los sein, dem so leicht die Sünde — diese Sünde, die er so verabscheute — sich nahet.

Das war es, was ihn an diesem Sonntage beschäftigte, als er bei der Afanassjewna in Natalias Gesellschaft zu Mittag aß und sich freundschaftlich mit ihr unterhielt.

9.

Iwan Fjodorowitsch Porschunow war am späten Vormittag aus der Stadt nach Hause zurückgekehrt. Alexandra Nikolajewna war erst kurz vor Tagesanbruch eingeschlafen und noch nicht aufgestanden, und so wurde er von seiner ältesten Tochter Alexandra oder Lina, wie sie genannt wurde, und von der englischen Gouvernante mit den drei jüngeren Kindern — zwei weitere befanden sich noch unter der Obhut der Kinderfrau — im Vorzimmer empfangen.

Er küßte die Kinder ab, fuhr der sechzehnjährigen Lina, einem sehr hübschen Mädchen mit offenem, munterem, frischem Gesichte, zärtlich über das sich im Nacken ringelnde Haar und fragte lächelnd:

„Nun, wie geht es Mama?“

„Es scheint, daß sie sehr spät schlafen gegangen ist. Sonst war sie gesund.“

„Und was ist mit Neustrojew? Will er nicht doch noch bleiben?“

„Nein, Peter Wassiljewitsch sagte, er habe seine Sachen abholen lassen und sei abgereist.“ Peter Wassiljewitsch war der alte Diener des Hauses.

„Schade, er war ein tüchtiger Lehrer und ein braver Mensch, wiewohl er ein Revolutionär war. Ich hatte immer noch gehofft, daß er bleibt. Na, und was machst du?“ wandte er sich an den kleinen Petja, „bist du noch immer ein solcher Raufbold?“ Mit diesen Worten begab er sich auf sein Zimmer.

Jedesmal, wenn er nach Hause zurückkehrte, in den Schoß seiner Familie, in das altgewohnte materielle und geistige Milieu, hatte er ein Gefühl freudiger Erleichterung und Befreiung, als hätte er eine unbequeme, einzwängende Uniform abgelegt und statt dessen Schlafrock und Pantoffeln angezogen. Er brauchte nun nicht mehr sorgfältig auszuspähen und Schritt für Schritt auf den Weg zu achten, sondern konnte die Bügel locker lassen und in aller Ruhe, in gewohntem Tempo, seinen Weg hintrotten. Er hatte alles, was er sich nur wünschen konnte: kräftige, ausgesucht hübsche Kinder, gute, friedliche Beziehungen zu den Bauern und zu seiner Dienerschaft, leckere Mahlzeiten pünktlich zur festgesetzten Zeit, reichliche Muße, seinen Diwan, seinen Schreibtisch, stets interessante Lektüre und vor allem diese liebende und geliebte Gattin mit dem goldenen Herzen, die trotz ihrer kleinen Mängel, ihrer Exaltiertheit und ihres gar nicht zu ihren Jahren passenden Leichtsinns ein ganz vortreffliches Menschenkind und ihm eine Freun-

din, ja mehr als eine Freundin, nämlich sein zweites Ich war, das in das einförmige Leben seines eigentlichen Ichs erst Farbe und Abwechslung brachte.

Er war in seinem Kabinett eingeschlummert und wurde von seiner Frau geweckt.

„Ach, verzeih — ich wußte nicht, daß du schläfst.“

„Im Gegenteil — ich freue mich, daß du da bist. Die Kinder habe ich schon gesehen. Wie geht es dir?“

„Ich danke, ich fühle mich recht wohl.“

Sie küßten sich. Es schien, als sei sie ein wenig erregt, doch kam das öfter bei ihr vor, und daher tat er auch diesmal, wie immer, wenn sie ihm erregt vorkam, als bemerke er es gar nicht, und erzählte ihr von seiner Fahrt nach der Stadt.

„Und was ist mit unserem Neustrojew — er ist fort, wie ich höre?“

„Ja, ich glaube. Er . . .“

„Du hast es also nicht fertig bekommen, ihn zum Bleiben zu bewegen?“

„Wie sollte ich das denn anfangen?“ sagte sie, und im stillen fügte sie hinzu: „Mein Gott, was für ein schändliches Weib bin ich doch!“

„Wie häßlich war es von mir,“ dachte inzwischen Iwan Fjodorowitsch, „daß ich sie verdächtigen konnte, sie habe eine Neigung für diesen Menschen gefaßt! Aber wir Männer, die wir leider in unserer Jugend kein reines Leben geführt haben, werden nun einmal von diesem abscheulichen Mißtrauen gepeinigt. Was ist da schon zu machen . . . Ich will an Mischa schreiben, er soll mir einen andern Studenten besorgen,“ fügte er laut hinzu.

„Ja, es wird nichts anderes übrigbleiben. Ach —

da läutet man zum Frühstück, ich muß gehen. Du kommst doch gleich nach?“

„Ja, ich sehe nur die Post durch und komme dann sofort. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schön das ist, wenn man so nach Hause kommt, zu dir, zu den Kindern, zu seinem weichen Divan.“

„Ob ich wohl die Kraft finden werde, in dieser Lüge, dieser . . . Gemeinheit weiterzuleben? Sagen kann ich es ihm nicht — warum soll ich seine Ruhe vernichten? Und andererseits kann ich auch nicht schweigen,“ dachte sie, als sie das Zimmer verließ. Doch da gedachte sie seiner. Sein begeistertes, verliebtes Gesicht tauchte vor ihr auf, und es schien ihr, als sei das Glück dieser Liebe so groß, daß es sich wohl verlohnte, dafür auch zu leiden. Wenn er sich nur nicht leichtfertig ins Verderben stürzte, nicht dabei zugrunde ging! Sicherlich handelte es sich da um irgendein waghalsiges Unternehmen, bei dem er Freiheit und Leben riskierte. Ach, sie konnte gar nicht daran denken.

Ihre Scham, ihre Reue war so heftig, daß sie sie nicht ertragen hätte, wenn sie nicht an die Unüberwindlichkeit ihrer Liebe geglaubt hätte, die sie unwillkürlich übertrieb. Das erlöste sie von den Folterqualen der Scham und der Reue.

Es war nicht nur das Werk ihrer Phantasie, daß sie in ihm einen Menschen von höchster Vollkommenheit sah, wie er ihr noch niemals im Leben begegnet war, und wie er kaum irgendwo in der Welt seinesgleichen fand: nein, sie war wirklich innerlich und fest von seiner Vollkommenheit überzeugt. Sie sah in ihm diese Vollkommenheit, weil sie ihn liebte. Alles Schlechte, alle Mängel, die ihm anhafteten, ver-

schwanden in ihren Augen, er war für sie einzig der Inbegriff all der guten Eigenschaften, die er besaß: sein Geist, sein feines Empfinden, sein künstlerisches Gefühl, seine Herzengüte und Aufrichtigkeit, vor allem aber seine Selbstverleugnung, die ihn vielleicht ins Verderben stürzen würde — das, nur das allein sah sie.

Sie kam zum Frühstück, und die gewohnten Sorgen des Tages nahmen sie ganz in Anspruch und ließen sie zeitweilig die Qualen der Reue, die Liebe zu ihm und die Angst um sein Schicksal vergessen.

Das aber ist der Fluch des menschlichen Lebens, daß zwar körperliche Wunden und Krankheiten sich dem Gedächtnis fest einprägen und einerseits Leid bereiten, andererseits zur Abwehr herausfordern, daß dagegen moralische, geistige Wunden bei Menschen, die kein innigeres geistiges Leben führen, durch den gewohnten Gang des Lebens, die alltäglichen kleinen Interessen und die Gewohnheit allmählich zur Verheilung gebracht und vergessen werden.

Dies geschah auch bei Alexandra Nikolajewna. Drei Monate waren vergangen. Das Leben nahm seinen gewohnten Verlauf, der Keuchhusten brach unter den Kindern aus und brachte alles andere in Vergessenheit. Die Beziehungen zum Manne waren unverändert gute geblieben, die Beziehungen zu den Kindern nicht minder; der neue Lehrer, der durch Bekannte empfohlen war, erwies sich als ein ruhiger Mensch; die Familie eines Schwagers war zu Besuch gekommen, mehrmals mußte in die Stadt gefahren werden, und einmal in die Residenz, wo das Wiedersehen mit alten Freunden neue Gedanken anregte. Von ihm kamen keine Nachrichten. Sie verfolgte

aufmerksam die Ereignisse in der Welt der Revolutionäre. Expropriationen und Attentate waren an der Tagesordnung, sein Name jedoch drang nicht an die Öffentlichkeit. Das Furchtbarste aber war, daß sie nun die Gewißheit hatte, ein Kind von ihm unter dem Herzen zu tragen.

1909.

Es gibt keine Schuldigen

II

Wie seltsam, wie wunderbar ist doch mein Geschick. Es gibt wohl kaum einen unter der Vergewaltigung und dem üppigen Leben der Reichen leidenden Armen, der all die Unbill und Grausamkeit, die schreckliche Unterdrückung und hochmütige Verhöhnung, die Entrechtung, Verelendung und Demütigung, die das wirklich arbeitende und Werte schaffende Volk in seiner überwiegenden Mehrheit von seiten der Reichen zu erdulden hat, auch nur zum hundertsten Teil so deutlich und lebhaft empfindet wie ich. Schon lange habe ich dieses Gefühl. Mit jedem Jahre ist es stärker und stärker geworden und hat in der letzten Zeit seinen Höhepunkt erreicht. Voll Schmerz empfinde ich jetzt das alles, und dennoch lebe ich in diesem lebhaften, verbrecherischen Milieu der Reichen und habe weder die Kraft noch die Fähigkeit, es zu verlassen und mein Leben so zu gestalten, daß die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse: das Essen und Schlafen, Sichkleiden und Sichbewegen nicht vom Bewußtsein der Sündhaftigkeit und Schmach meines Lebens begleitet würde.

Es gab eine Zeit, in der ich diese, den Forderungen meiner Seele widersprechende Lage zu ändern versuchte, aber die verwickelten Verhältnisse der Vergangenheit, die Familie und ihre Ansprüche hielten mich in ihren Fesseln, oder richtiger, ich verstand es nicht und hatte nicht die Kraft, mich ihrer Umklammer-

zung zu entziehen. Jetzt aber, im neunten Jahrzehnt meines Lebens, nachdem meine körperlichen Kräfte gesunken, versuche ich nicht einmal, mich zu befreien, und je mehr meine Kräfte abnehmen, desto klarer und lebhafter kommt mir sonderbarerweise das Verbrecherische meiner Lage zum Bewußtsein, und desto schwerer leide ich darunter.

Und nun kommt mir der Gedanke, daß ich nicht zufällig in diese Lage gebracht sein könne, und daß diese Lage es mir zur Pflicht mache, alles, was ich empfinde, wahrheitsgetreu zu schildern: meine Worte sind vielleicht imstande, die Qual zu mildern, die ich so schwer empfinde, sie vermögen vielleicht allen denen, die noch nicht sehen, was ich so deutlich erkenne, oder wenigstens einigen von ihnen die Augen zu öffnen. Sie können möglicherweise, wenn auch nur zum Theil, die Lage jener ungeheuren Mehrheit erleichtern, die geistig und körperlich unter dem Drucke leidet, den ihnen die sie betrügenden und selbst betrogenen Menschen auferlegt haben. In der That ist die Lage, in der ich mich befinde, vielleicht die beste und günstigste, um die ganze frevelhafte Verlogenheit der Beziehungen, die sich zwischen den Menschen ausgebildet haben, zu mildern und die ganze unverfälschte, weder durch den Wunsch einer Selbstrechtfertigung, noch durch den Neid der armen Bedrückten gegen ihre reichen Bedrücker verdunkelte Wahrheit zu sagen. Ich befinde mich gerade in solch einer Lage: der Wunsch, mich zu rechtfertigen, liegt mir nicht nur vollkommen fern, ich muß mir vielmehr Gewalt antun, um bei der Verurteilung der Verbrechen der herrschenden Klassen, unter denen ich lebe, mit denen zu verkehren ich mich schäme, die ich aus ganzer Seele hasse, und

von deren Lebensweise ich mich gleichwohl nicht losmachen kann, nicht in Übertreibungen zu verfallen. Ebenso wenig aber kann ich in den gewohnten Fehler der Leute aus dem geknechteten, unterdrückten Volke und seiner Verteidiger, der Demokraten, verfallen, die die Mängel und Fehler dieses Volkes so wenig sehen wollen, wie alle die Milderungsgründe, die komplizierten Bedingungen der Vergangenheit, die die Mehrzahl der Leute aus den herrschenden Klassen der Verantwortung für ihre Schuld überheben. Frei von dem Wunsche, mich selbst zu rechtfertigen, und der Furcht vor dem befreiten Volke, wie auch andererseits frei von dem Neid und dem Hass des Volkes gegen seine Bedrücker, befinde ich mich in der günstigsten Lage, um die Wahrheit sehen und aussprechen zu können. Vielleicht bin ich eben nur darum vom Schicksal in diese eigenartige Lage versetzt worden. Ich will, so gut ich es vermag, meine Lage in diesem Sinne auszunutzen suchen — vielleicht kann ich, wenn auch nur zum Teil, sie mir dadurch erleichtern.

In dem vornehmen Landhause eines Gutsbesizers, der über tausend Desjatinen Land sein eigen nannte, weilte der Vetter der Gutsherrin, ein in seinen Kreisen wohl angesehenener, bei einer Moskauer Bank mit achttausend Rubeln Gehalt angestellter Junggeselle namens Alexander Iwanowitsch Wolgin zu Besuch.

Er hatte am Abend vorher mit den Angehörigen der Familie um die Tausendstel bis zur Ermüdung Karten gespielt, war dann in sein Schlafzimmer gegangen, hatte seine goldene Uhr, das silberne Zigarettenetui, die Brieftasche, das große wildlederne Portemonnaie und das Taschenbürstchen nebst Rämmchen

auf den mit einer Serviette bedeckten Nachttisch gelegt, hatte Rock, Weste, Ober- und Unterhosen, das gestärkte Oberhemd, die seidenen Socken und die englischen Stiefel ausgezogen und dafür das Nachthemd und den Schlafrock angelegt, worauf er sämtliche abgelegten Kleidungsstücke vor die Tür trug und sich in das saubere, frisch bezogene Sprungfederbett mit den beiden Matrazen, den drei Rissen und der mit einem Bezug versehenen Decke legte. Die Uhr zeigte die zwölfte Stunde an. Alexander Iwanowitsch steckte sich eine Zigarette an, lag etwa fünf Minuten lang, die Eindrücke des Tages noch einmal rekapitulierend, auf dem Rücken da, blies dann das Licht aus, legte sich auf die Seite und schlief, nachdem er sich noch eine ganze Weile hin und her gewälzt hatte, gegen ein Uhr ein. Er erwachte am folgenden Morgen um acht Uhr, zog die Morgenschuhe und den Schlafrock an und klingelte. Der alte Diener Stepan, ein Familienvater, der bereits dreißig Jahre im Hause diente und schon sechs Enkel hatte, trat geschäftig auf seinen krummen Beinen ins Zimmer, reichte ihm die spiegelblank gepuhten Stiefel, den ausgeklopften und sauber abgebürsteten Anzug und ein zusammengefaltetes, gestärktes Oberhemd. Der Gast dankte und fragte nach dem Wetter — die Vorhänge waren noch herabgelassen, damit die Sonne die Schläfer nicht störe, wenn sie selbst, wie einige der Familienmitglieder es taten, bis elf Uhr liegen bleiben wollten. Alexander Iwanowitsch sah nach der Uhr: es war noch nicht spät, und er begann sich zu säubern, zu waschen und anzuziehen. Das Wasser stand für ihn bereit, und auch die Tags vorher benutzten und verunreinigten Wasch- und Toilettenutensilien, die Seife, die Zahn-, Nagel-

Haar- und Bartbürsten, die Nagelscheren und Nagel-
feilen waren gesäubert und für den Gebrauch zurecht-
gelegt. Alexander Iwanowitsch wusch sich, ohne sich
zu beeilen, Gesicht und Hände, trocknete sorgfältig
jenes wie diese mit dem Handtuche ab, wobei er den
Fingerspitzen seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte,
reinigte dann mit einem Schwamme den weißen, fetten
Körper, wusch sich die Füße und begann sich darauf
zu kämmen. Zuerst bürstete er mit der englischen
Doppelbürste vor dem Spiegel den krausen, am Halse
bereits leicht ergrauten Bart, strich ihn nach beiden
Seiten, fuhr darauf mit einem dichten Schildpattkamm
hindurch und ging dann daran, das bereits dünn ge-
wordene Haupthaar zu kämmen. Hierauf kämnte er
den Kopf mit einem Staubkämme durch, warf die
dabei benutzte schmutzige Watte fort und ersetzte sie
durch frische. Nachdem er die Unterwäsche, die Socken
und Stiefel, die von schimmernden Hosenträgern
festgehaltenen Beinkleider und die Weste angezogen
hatte, setzte er sich in Hemdärmeln, um sich von dem
Ankleiden zu erholen, in einen weichen Sessel, zündete
sich eine Zigarette an und begann zu überlegen, wo-
hin er heute seinen Spaziergang lenken sollte. Er
konnte in den Park gehen, oder auch in die „Höschen“,
wie man im Hause scherzend den nahegelegenen Wald
bezeichnete. Ja, er wollte nach den „Höschen“ gehen.
Allerdings hatte er noch den Brief zu beantworten,
den Semjon Nikolajewitsch ihm geschrieben, aber das
konnte auch später noch geschehen. Er stand entschlossen
auf, nahm die Uhr, die bereits fünf Minuten vor neun
zeigte, steckte sie in die Westentasche und schob das
Portemonnaie mit dem Rest der hundertundachtzig
Rubel, die er sich von einem Freunde für die Reise

und die kleinen Ausgaben während des beabsichtigten zweiwöchigen Landaufenthalts geliehen hatte, in die Hosentasche. Das silberne Zigarettenetui, das elektrische Feuerzeug und die beiden Taschentücher steckte er in die Rocktasche und verließ das Zimmer. Das Aufräumen des Zimmers und die Beseitigung der unsaubereren Spuren, die seine Morgentoilette hinterlassen hatte, überließ er selbstverständlich dem fünfzigjährigen Diener Stepan, der von dem Gast dafür ein gutes „Honorar“, wie er sich ausdrückte, erwartete und an diese Art Arbeit schon so gewöhnt war, daß er bei ihrer Ausführung nicht den geringsten Widerwillen empfand. Nachdem Alexander Iwanowitsch sich im Spiegel beschaut und sein Äußeres tadellos gefunden hatte, begab er sich in das Eßzimmer. Dort hatte bereits ein zweiter Diener mit Hilfe der Wirtschafterin und des Silberputzers, der noch vor Tag bei seinem Jungen im Dorfe gewesen war, um ihm die Gense in Ordnung zu bringen, alles für das Frühstück hergerichtet. Auf dem weißen Damasttischdecke funkelte und brodelte der silberne, vielleicht auch nur versilberte Samowar, daneben stand die Kaffeekanne, heiße Milch, Sahne, Butter, Frühstücksbrot und sonstiges Backwerk aller Art. Am Tische saßen nur der Student, der den zweitältesten Sohn des Hauses unterrichtete, samt seinem Zögling, und die Sekretärin des Hausherrn, der es oblag, die Aufsätze dieses letzteren, eines hervorragenden Fachmannes auf dem Gebiete der ländlichen Selbstverwaltung und Bodenbewirtschaftung, zu kopieren. Der Hausherr selbst war bereits seit acht Uhr in der Wirtschaft unterwegs. Beim Kaffee unterhielt sich Alexander Iwanowitsch mit dem Studenten und der Sekretärin über das

Wetter, über das gestrige Kartenspiel und über die Flegeleien, die Feodorit gestern ohne jeden Anlaß dem Vater gegenüber begangen hatte. Feodorit war der erwachsene mißratene Sohn des Hausherrn. Er hieß eigentlich Fjodor, doch hatte ihn irgend jemand einmal im Scherz oder absichtlich Feodorit genannt, und dieser Name war allen so drollig erschienen, daß man ihn auch weiterhin so nannte, als das, was er trieb, keineswegs mehr drollig zu nennen war. Auch diesmal war sein Benehmen durchaus nicht drollig gewesen. Er hatte die Universität besucht, sie jedoch bereits nach dem zweiten Kursus verlassen, um bei der Chevaliergarde einzutreten. Doch auch hier war er bald abgesprungen, lebte jetzt auf dem Gute und tat den ganzen Tag nichts, sondern bekrittelte nur alles und war mit allem unzufrieden. Feodorit schlief noch, wie auch die übrigen Hausgenossen — die Dame des Hauses, Anna Michajlowna, ihre Schwester, die Witwe eines ehemaligen Gouverneurs, und ein Landschaftsmaler, der im Hause lebte.

Alexander Iwanowitsch nahm im Vorzimmer seinen Panamahut, für den er zwanzig Rubel bezahlt hatte, und seinen Stock mit dem geschnitzten Elfenbeingriff und trat ins Freie. Er durchschritt die blumengeschmückte Terrasse und trat in ein Vorgärtchen; in der Mitte dieses Gärtchens befand sich ein kegelförmig zugestutzter Bierstrauch, von dem gleich den Strahlen eines Sternes regelmäßige weiße, rote und blaue Blumenstreifen ausgingen, die an ihren Enden in der Weise durch Blumenanlagen verbunden waren, daß sich daraus das Monogramm der Hausherrin ergab. An den Blumenbeeten vorüber gelangte Alexander Iwanowitsch in eine hundertjährige Lindenallee.

Bauernmädchen waren gerade damit beschäftigt, die Allee mit Schaufeln und Besen zu säubern. Der Gärtner nahm eben irgendeine Ausmessung vor, während ein junger Bursche mit einem Wagen, der mit irgend etwas beladen war, auf dem Wege dahinfuhr. Alexander Iwanowitsch ging an den Leuten vorüber und betrat den alten, wenigstens fünfzig Desjatinen großen Park, durch den zahlreiche saubere Fußwege kreuz und quer liefen. Seine Zigarette rauchend, schritt Alexander Iwanowitsch auf seinem Lieblingswege an der Laube vorbei und gelangte ins offene Feld hinaus. War es im Parke schon schön gewesen, so war es draußen, im Freien, noch weit schöner. Zur Rechten bot sich ihm das idyllische Bild eines Kartoffelackers, auf dem die mit dem Aushacken der Knollen beschäftigten Bäuerinnen wie weiß-rote Flecke erschienen; zur Linken dehnte sich die Weide und das Stoppelfeld, auf dem die Herde weidete, und geradeaus, nur wenig nach rechts, erhoben sich die dunkelgrünen Eichen der „Höschen“. Alexander Iwanowitsch atmete die frische Luft mit voller Brust ein und freute sich so recht seines Lebens und des Aufenthalts hier bei der Schwester auf dem Lande, wo er sich von seiner aufreibenden Arbeit in der Bank so prächtig erholte.

„Wie glücklich doch die Menschen sein müssen, die hier so auf dem Lande leben können!“ dachte er. Sein Schwager Nikolaj Petrowitsch kam zwar mit seinen landwirtschaftlichen Projekten und seinen Landschaftsangelegenheiten auch hier nicht zur Ruhe, aber wer zwang ihn denn dazu? Er schüttelte den Kopf, rauchte sich eine neue Zigarette an und schritt in seinen kräftigen, dauerhaften englischen Schuhen wohlgemut vor-

wärts, wobei er sich vorstellte, wie schwer er es doch, zumal im Winter, in seinem Bankkontor hatte. Von zehn bis zwei Uhr, ja zuweilen sogar bis fünf dauerte der Dienst. Es war wirklich nicht leicht. Und dazu kamen noch die Extrasitzungen und all die Anliegen von Privatpersonen. Und dann war da noch der Stadtrat, dessen Mitglied er war. Wie anders lagen hier die Dinge! Wie zufrieden und glücklich war er! Ein bißchen langweilig war es ja zuweilen, aber das war doch nur vorübergehend. Er lächelte unwillkürlich, so behaglich war ihm zumute.

Nachdem er ein Weilchen in den „Höschen“ herumgeschlendert war, ging er über das Brachfeld, das gerade gepflügt wurde, auf kürzestem Wege zurück. Auf der Brache weidete das Vieh der Bauern — Rühle und Rälber, Schafe und Schweine. Der Weg zum Park führte gerade durch die Herde hindurch. Die Schafe erschrakten vor ihm und ergriffen eins nach dem andern die Flucht, die Schweine folgten ihrem Beispiel, und nur zwei kleine, magere Rühle blieben stehen und starrten ihn an. Der kleine Hirt schrie die Schafe an und knallte mit der Peitsche.

„Wie weit sind wir doch hinter Europa zurück,“ dachte Alexander Iwanowitsch und erinnerte sich seiner häufigen Auslandsreisen. „In ganz Europa würde man nicht eine solche Ruh finden.“

Alexander Iwanowitsch wollte fragen, wohin der Weg führe, der da seitwärts sich von seinem Wege abzweigete, und wem die Herde gehöre. Er rief den Hirten heran und fragte:

„Wessen Herde ist das?“

Der Knabe sah mit einem an Entsetzen grenzenden Staunen auf den Hut, den wohlgepflegten Bart und

vor allem auf die goldene Brille des Fremden und vermochte nicht sogleich zu antworten. Als dann Alexander Iwanowitsch die Frage wiederholte, faßte er sich ein Herz und sagte: „Unsere ist's.“

„Ja — wer seid ihr denn?“ fragte Alexander Iwanowitsch, schüttelte den Kopf und lächelte. Der Knabe trug Bastischeuhe und Fußlappen an den Füßen, ein an der Schulter zerrissenes, schmutziges, grobes Hemd und eine Mütze, von der der Schirm abgerissen war.

„Wer seid ihr?“

„Von Pirogowo.“

„Wie alt bist du?“

„Ich weiß es nicht.“

„Kannst du lesen?“

„Nein, ich kann nicht.“

„Wie denn — habt ihr denn keine Schule im Dorfe?“

„Ich bin in die Schule gegangen.“

„Und du hast nicht lesen gelernt?“

„Nein.“

„Wohin führt denn dieser Weg?“

Der Knabe sagte es ihm, und Alexander Iwanowitsch ging dem Gutshause zu, unterwegs überlegend, wie er Nikolaj Petrowitsch damit necken würde, daß es doch trotz aller seiner Bemühungen um die Volksbildung im Lande noch recht schlecht bestellt sei.

Als Alexander Iwanowitsch in die Nähe des Hauses kam, zog er die Uhr aus der Tasche und sah zu seinem Ärger, daß es schon auf zwölf ging. Es fiel ihm ein, daß Nikolaj Petrowitsch nach der Stadt fahren wollte, und daß er ihm den Brief nach Moskau, den er noch gar nicht geschrieben hatte, mitgeben wollte. Der Brief sollte einem Kollegen die dringende

Bitte übermitteln, ein Madonnenbild, das irgendwo zur Versteigerung kam, für ihn zu erwerben. Vor dem Hause angelangt, erblickte er einen Viererzug von großen, wohlgenährten, gut gepflegten, rassistigen Pferden, die vor eine in der Sonne blinkende, schwarzlackierte Equipage mit einem Kutscher in blauer Livree und silbernem Gürtel gespannt waren. Das prächtige Gefährt erwartete offenbar den Hausherrn und ließ von Zeit zu Zeit ein leises Schellengeläut erklingen.

Vor der Eingangstür stand ein Bauer, barfuß, im zerrissenen Rock, ohne Mütze. Er verneigte sich, und Alexander Iwanowitsch fragte, zu wem er wolle.

„Zu Nikolaj Petrowitsch will ich,“ sagte der Bauer.

„Weshalb?“

„Ich bin in Not, mein Pferd ist krepirt.“

Alexander Iwanowitsch begann ihn auszufragen. Der Bauer schilderte ihm seine Lage, sagte, daß er fünf Rinder habe, daß das Pferdchen sein Ein und Alles gewesen sei, und brach in Tränen aus.

„Was willst du nun hier?“

„Um ein Almosen bitten.“

Er sank auf die Knie und wollte sich, so sehr ihm Alexander Iwanowitsch auch zuredete, nicht wieder erheben.

„Wie heißt du denn?“

„Mitrij Sudarikow,“ entgegnete der Bauer, immer noch in seiner knienden Stellung verharrend.

Alexander Iwanowitsch nahm einen Dreirubelschein heraus und gab ihn dem Bauern. Dieser verneigte sich bis zur Erde vor ihm. Alexander Iwanowitsch trat ins Haus und stieß im Vorzimmer auf Nikolaj Petrowitsch.

„Wo ist der Brief?“ fragte der Hausherr — „ich fahre sogleich ab.“

„Verzeih nur, ich schreibe ihn gleich. Ich habe gar nicht daran gedacht. Es ist so schön hier bei euch, daß man alles andere vergißt. Ganz herrlich ist es hier.“

„Nun, dann beeil' dich nur, bitte. Die Pferde warten so schon seit einer Viertelstunde, und die Fliegen sind sehr bössartig.“

„Kann noch ein Weilchen gewartet werden, Arsentij?“ wandte sich Alexander Iwanowitsch an den Kutscher.

„Warum nicht?“ sagte der Kutscher und dachte dabei im stillen: „Weshalb lassen Sie erst anspannen, wenn Sie nicht fahren wollen? Da haben wir uns nun mit den Stallburschen die Beine abgelaufen, und jetzt können wir hier die Fliegen mästen.“

„Gleich, gleich,“ sagte Alexander Iwanowitsch und eilte in sein Zimmer, kehrte jedoch noch einmal um und fragte Nikolaj Petrowitsch nach dem Bauern, der um die Unterstützung gebeten hatte.

„Hast du ihn gesehen?“ sagte er.

„Er ist ein Säufer — aber schlecht genug geht's ihm, das ist wahr. Nun beeil' dich aber, bitte.“

Alexander Iwanowitsch holte eine Schreibunterlage nebst Schreibutensilien hervor, schrieb den Brief, trennte einen Scheck aus seinem Scheckbuch, füllte ihn in Höhe von hundertundzwanzig Rubeln aus, steckte ihn zu dem Briefe in das Kuvert und übergab den Brief Nikolaj Petrowitsch.

„Nun, auf Wiedersehen,“ sagte er.

Bis zum Frühstück verbrachte Alexander Iwanowitsch seine Zeit mit der Durchsicht der Zeitungen. Er las nur die „Rußkija Wjedomosti“ und die „Njetsch“,

zuweilen auch das „Rußkoje Slowo“; der Hausherr war auf die „Nowoje Wremja“ abonniert, dieses Blatt jedoch nahm Alexander Iwanowitsch niemals in die Hand.

Ruhig las er in gewohnter Weise Seite für Seite von den politischen Nachrichten an bis zu Ende, nahm Kenntniß von den Maßnahmen des Zaren, des Ministerpräsidenten, des Ministers, von den Parlamentsbeschlüssen und allen sonstigen Mitteilungen bis zu den Theaternachrichten, den wissenschaftlichen Notizen und der Chronik der Morde und Cholerafälle. Endlich ertönte die Frühstücksglocke. Über ein Duzend Menschen — Wäscherinnen, Gärtner, Ofenheizer, Köche, Diener, Wirtschaftserinnen, Scheuermägde — hatten alle ihre Mühe darauf verwandt, das Frühstück für die Herrschaft herzurichten, und so war nun der Tisch mit acht silbernen Gedecken belegt, und Karaffen mit Wasser, mit Kwas, mit Wein und Mineralwasser standen darauf, und das Kristall, das Silberzeug, die Tischwäsche schimmerten nur so, während die beiden Diener geschäftig hin und her liefen, bald dies, bald jenes herbeitrugen und den Imbiß, die warmen und kalten Schüsseln abwechselnd herumreichten und forttrugen.

Die Hausfrau sprach ununterbrochen, erzählte, was sie alles getan, gesprochen und gedacht hatte, und war offenbar davon überzeugt, daß alles das sehr wichtig sei und alle Leute, außer den allerdümmsten, interessieren müsse. Alexander Iwanowitsch fühlte und wußte, daß alles, was sie sagte überaus dumm war, er konnte ihr das indes nicht so offen sagen und nahm am Gespräche teil. Feodorit verharrte in finsternem Schweigen, der Hauslehrer sprach hin und wieder mit der Witwe.

Zuweilen trat vollkommene Stille ein, dann rückte Feodorit in den Vordergrund und langweilte alle ganz schrecklich. Die Hausfrau verlangte irgend eine neue Speise, und der Diener lief nach der Küche, zur Wirtschafterin, und kam wieder zurück. Niemand hatte rechte Lust, zu essen oder zu sprechen, aber alle aßen und sprachen doch, wenn auch nur gezwungen. So verlief das Frühstück.

Der Bauer, der zum Herrn gekommen war, um seine Unterstützung zu erbitten, hatte sich den ganzen vorhergehenden Tag mit dem gefallenem Wallach abgeplagt. Zunächst war er zu Sanin, dem Schinder in Andrejewka, gegangen. Dieser war nicht zu Hause. Bis er ihn endlich zu Gesicht bekommen und den Preis für das Fell mit ihm vereinbart hatte, war es Mittag geworden. Dann ging er zum Nachbar, um sich einen Wagen auszubitten, damit er den Wallach nach dem Schindanger schaffen konnte, weil es nämlich verboten war, ihn an Ort und Stelle zu verscharren. Andrejan gab sein Pferd nicht her, weil er selbst Kartoffeln einholen mußte; mit Mühe und Not gelang es ihm, sich bei Stepan ein Pferd auszubitten. Dieser hatte Mitleid mit ihm und half ihm obendrein, den toten Wallach auf den Wagen zu heben. Mitrij riß die Hufeisen von den Vorderfüßen ab und gab sie seiner Frau. Von dem einen war nur noch ein Stück übrig, das andere war ganz. Während er mit der stumpfen Schaufel das Loch ausgrub, kam Sanin hinzu. Sie häuteten den Wallach ab, warfen den Kadaver in die Grube und schütteten sie zu. Mitrij war ganz ermattet, lehrte vor lauter Trauer bei Matrona ein und trank mit Sanin eine halbe Flasche

Schnaps. Zu Hause zankte er sich mit der Frau und ging auf den Heuboden schlafen. Er schlief, ohne sich auszukleiden, in den Hosen, mit dem zerrissenen Raftan zugedeckt. Die Frau schlief mit den Kindern in der Stube. Sie hatte ihrer vier, das jüngste war ein Säugling von fünf Wochen.

Mitrij erwachte, wie er es gewöhnt war, noch vor Tagesanbruch. Er stöhnte laut auf, als er sich an den vorhergehenden Tag erinnerte, wie der Wallach sich in Todeszuckungen gewälzt, wie er aufgesprungen und wieder hingestürzt war. Er dachte daran, daß er nun kein Pferd mehr hatte und nur die vier Rubel und achtzig Kopeken für das Fell besaß. Er erhob sich, zog die Hosen herauf und ging zuerst auf den Hof und dann in die Stube. Die schiefe, unsaubere, geschwärzte Hütte wurde eben geheizt. Die Frau schob mit der einen Hand Stroh in den Ofen, während sie mit der andern das Kind an der aus dem schmutzigen Hemd vortretenden welken Brust hielt.

Mitrij bekreuzte sich dreimal, nach der Stubenecke hingewandt, und murmelte gewisse jeglichen Sinnes bare Worte vor sich hin, die er als „Dreifaltigkeit“, „Mutter Gottes“, „Ich glaube“ und „Vater-unser“ bezeichnete.

„Ist kein Wasser da?“ fragte Mitrij.

„Das Mädchel holt welches. Gehst du nach Sorot-schinka, zum gnädigen Herrn?“

„Ja, ich muß wohl hingehen.“

Der Rauch in der Stube reizte ihn zum Husten. Er nahm einen Lappen von der Bank und ging ins Vorhaus. Das Mädchen brachte soeben Wasser. Mitrij nahm einen Schluck aus dem Eimer und übergoß damit die Hände, nahm noch einen zweiten Schluck,

wusch sich damit das Gesicht, trocknete sich mit den Fingern und dem Lappen ab, strich sich das Haar glatt und ging zur Tür hinaus. Auf der Straße trat ein zehnjähriges, nur mit einem schmutzigen Hemdchen bekleidetes Mädchen an ihn heran. „Guten Tag, Onkel Mitrij, du sollst zum Dreschen kommen.“ — „Gut, ich komme,“ entgegnete Mitrij. Es waren die Rumuschkins, ebensolche arme Teufel wie er selbst, die ihn zum Dreschen riefen — sie hatten ihm in der vorigen Woche bei der Arbeit an der gemieteten Göpelmaschine geholfen.

„Gut, ich komme — sage, daß ich zur Frühstückszeit hinkomme. Ich muß nach Ugrjumaja.“

Und Mitrij trat in die Stube, suchte die Bastschuhe und die Fußlappen hervor, kleidete sich an und ging zum gnädigen Herrn. Nachdem er von ihm und auch von Alexander Iwanowitsch je drei Rubel erhalten, kehrte er nach Hause zurück, gab das Geld seiner Frau und ging zu den Rumuschkins. Die Dreschmaschine war in vollster Arbeit, und der Kutscher trieb die Pferde laut an.

Bei den Rumuschkins ließ die Dreschmaschine schon lange ihr eintöniges Summen hören, nur hin und wieder, wenn das Stroh stecken blieb, begann sie zu knattern und zu knarren. Rings um den Kutscher schritten die mageren Pferde, die Stränge straff anziehend, daher. Der Kutscher schrie mit gleichmäßiger Stimme auf sie los: „He, he, ihr Lieben!“ Die Weiber banden hier die Garben auf, hartten dort das Stroh und die Ähren zusammen, während wieder andere im Verein mit den Bauern große Strohbüschel zusammenrafften und dem Bauern auf dem Schober hinaufreichten. Die Arbeit war in vollem Gange. In dem

Gemüsegarten, an dem Mitrij vorüberkam, grub ein barfüßiges Mädchen im bloßen Hemdchen mit den Fingern Kartoffeln aus der Erde und sammelte sie in ihren Handkorb.

„Wo ist der Großvater?“ fragte Mitrij.

„Auf der Tenne ist er.“

Mitrij begab sich dorthin und ging sogleich an die Arbeit. Dem achtzigjährigen Hauswirt war Mitrijs Unglück bekannt. Er begrüßte ihn und sagte ihm, er solle sich neben den Schober stellen und das Stroh hinaufreichen.

Mitrij zog seinen zerrissenen Raftan aus, rollte ihn zusammen, legte ihn neben den Baun und ging mit besonderem Eifer an die Arbeit, indem er das Stroh mit der Heugabel aufnahm und auf den Schober hinaufreichte. So ging die Arbeit ununterbrochen bis zur Essenszeit. Die Hähne hatten schon dreimal gekräht, aber die Leute hatten über der Arbeit nicht darauf geachtet, bis endlich von der drei Werst weit entfernten Gutstenne das Pfeifen der Dampfdreschmaschine ertönte. In diesem Augenblick trat auch der Wirt, der achtzigjährige, hochgewachsene Massej, zu den Arbeitenden hin.

„Na, nun ist's genug,“ sagte er, zu dem Rutscher gewandt, — „kommt zum Essen!“

Noch flinker ging nun die Arbeit von der Hand. Im Augenblick war das Stroh fortgeräumt und auf den Schober geschafft, und das mit Spreu untermischte Korn auf dem Dreschboden von den ausgedroschenen Ähren gereinigt. Dann gingen alle in die Stube.

Die schwarze, verräucherte Stube war bereits aufgeräumt, und um den Tisch herum standen Bänke, auf die sich alle Anwesenden — insgesamt außer den

Wirtsleuten neun Personen — nachdem sie vor den Heiligenbildern gebetet, niedersehten. Auf dem Tische standen Suppe, Brot, Kartoffeln und Kwas.

Während des Essens trat ein einarmiger Bettler, mit einem Sack auf dem Rücken und auf eine Krücke gestützt, in die Stube.

„Friede diesem Hause,“ sagte er, „Gott segne die Mahlzeit! Gebt einem Armen, um Christi willen!“

„Gott wird dir geben,“ sagte die Wirtin, die nicht mehr junge Schwiegertochter des Alten. „Wir haben nichts.“

Der Wirt stand an der Tür zur Kammer.

„Schneid ihm ein Stück Brot ab, Marfa, sei nicht schlecht,“ sagte er.

„Ich weiß nicht, ob es reicht . . .“

„Ach, wie böse du bist, Marfa. Gott heißt uns die Hälfte abgeben. Schneid ihm ein Stück ab.“

Marfa gehorchte. Der Bettler entfernte sich. Die Drescher erhoben sich, sprachen ein Gebet, dankten den Wirtsleuten und gingen, um ein Schläfchen zu machen.

Mitrij ging noch nicht schlafen, sondern lief zum Krämer hinüber, um Tabak zu kaufen. Er wollte gar zu gerne rauchen. Er traf einen Bauern aus Demny, plauderte mit ihm und fragte ihn nach den Viehpreisen — er würde wohl, sagte er, eine Kuh verkaufen müssen. Als er zurückkam, erhoben sich die Leute bereits wieder zur Arbeit. Und so ging die Arbeit fort bis zum Abend.

Inmitten dieser eingeschüchterten, betrogenen, ausgeplünderten Menschen, die systematisch ausgefogen,

korruptiert und durch ungenügende Nahrung und übermäßige Arbeit langsam getötet werden, leben ruhig andere Menschen, von denen sich die einen für Christen, die anderen für so fortgeschritten halten, daß sie weder des Christentums noch sonst einer Religion bedürfen. Sie führen ihr müßiges, lasterhaftes Leben auf Kosten der übermäßigen, entkräftenden Arbeit dieser Sklaven, von der erniedrigenden Arbeit jener Millionen Fabrikklaven gar nicht zu reden, deren Arbeitserzeugnisse: die Samoware, das Silbergeschirr, die Equipagen, Maschinen usw. sie benutzen. Inmitten dieser Greuel leben sie bis an ihr Ende, die einen blind, die andern sehenden Auges, oft von Herzen gut: Greise und Greisinnen, junge Männer und Frauen, Mütter und Kinder — unglückliche, mißleitete Kinder, die zu sittlicher Blindheit erzogen werden.

Da ist ein Greis, der Besitzer von Tausenden von Desjatinen, ein Junggefelle, der sein ganzes Leben in Müßiggang, Völlerei und Unzucht zugebracht hat und, die Artikel seines Leibblattes „Nowoje Wremja“ lesend, über die Unvernunft der Regierung empört ist, die den Juden den Zutritt zu den Universitäten gestattet. Da ist sein Gast, ein verabschiedeter Gouverneur mit etatmäßigem Gehalt und Senator, der mit Genugtuung die Berichte über den Juristenkongreß liest, auf dem die Todesstrafe für notwendig erklärt wurde; da ist ihr Gegner N. P., der die „Rußkija Wjedomosti“ liest, über die Blindheit der Regierung staunt, die den „Russischen Volksverband“ genehmigt hat. Hier die gute, liebe Mutter eines kleinen Mädchens, die ihrer Kleinen die Geschichte des Hundes „Fuchs“ vorliest, der mit den Kaninchen Mitleid gehabt hat.

Und dieses liebe, kleine Mädchen, das beim Spazieren-
gehen barfüßige, hungrige Kinder sieht, die grünes
Fallobst sammeln, gewöhnt sich daran, in diesen
Kindern nicht ihresgleichen zu sehen, sondern eine Art
Staffage, die zur Landschaft gehört.

Warum das? . .

1910.

Die Geschichte des Bienenstocks mit dem Rindendeckel, wie die Drohnen und die Arbeitsbienen sie darstellen

Die erste Version der Geschichte des Bienenstocks wurde von einer Drohne, dem Historiographen Prupru, die andere von einer Arbeitsbiene verfaßt.

Die von der Drohne verfaßte Geschichte des Bienenstocks mit dem Rindendeckel beginnt mit dem Verzeichnis der benutzten Materialien und Quellen. Diese Materialien und Quellen sind: die Memoiren berühmter Drohnen; der Briefwechsel Seiner Hoheit des Drohnenprinzen Debe sen. mit Seiner Durchlaucht Ruku jun.; das Journal des Hofquartiermeisters; die mündlichen Überlieferungen, Lieder und Romane der Drohnen; die Akten der zwischen Drohnen und Bienen geführten Kriminal- und Zivilprozesse; die Reisebeschreibungen der Käfer, der Mücken und der Drohnen aus anderen Bienenstöcken; die statistischen Angaben über die Menge des Honigs in den verschiedenen Lebensperioden des Bienenstocks.

Die von dem Historiographen Prupru verfaßte Geschichte des Bienenstocks mit dem Rindendeckel beginnt mit der Zeit des ersten Schwärmens der Bienen und dem Erscheinen der ersten Drohnen. Nach der Schilderung der Drohne Prupru war die Zeit vom 6. Juni bis zum Peterpaulstag die Blütezeit des Bienenstocks mit dem Rindendeckel. Die Macht und der Reichtum des Bienenstocks erregte die Aufmerksamkeit aller anderen Bienenstöcke, weckte den Neid der Nachbarn und lockte berühmte Besucher

an. Der Bienenstock stand damals unter der höchst-eigenen Protektion des Großvaters Anissim. Zu dieser Zeit arbeiteten sämtliche Bienenstöcke, und auch die Bewohner des Bienenstocks mit dem Rindendeckel waren eifrig bei der Arbeit. Der Hauptvorzug dieses Bienenstocks aber bestand darin, daß er zuerst unter allen Bienenstöcken die Drohnen zur Welt gebracht hatte, die ihm sowohl durch die von ihnen ver-sehene innere Verwaltung wie durch ihre auswärtigen Beziehungen zum Ruhme verhalfen. Es gibt und gab zahlreiche Bienenstöcke ohne historischen Ruhm. Sie leben, ohne sich ihrer Existenz bewußt zu werden — leben und sterben im Dunkel der Vergessenheit; ganz anders aber stand die Sache bei dem Bienenstock mit dem Rindendeckel. In der zweiten Nachmittags-stunde, als die Arbeitsbiene einem Lasttier gleich ihre ununterbrochene hergebrachte niedrige Arbeit ver-richtete, indem sie Honig und Blütenstaub für die Kinder heranschleppte, flogen die Drohnen zum ersten-mal aus. Die diesen Ausflug mit angesehen haben, behaupten einstimmig, daß die Welt niemals ein so großartiges Schauspiel erlebt hat. Die großen, schwarzen, zottigen, feisten Drohnen, eine prächtiger als die andere, kamen aus dem Flugloch hervor, und anstatt, wie die einfachen Bienen, sofort über den Baum in den Wald und auf die Wiese nach Nahrung zu fliegen, stiegen sie in die Höhe, beschreiben einen Kreis in der Luft und schwebten wie die Adler über den Bienenstöcken dahin. Dieses Schauspiel war so herrlich und grandios, daß man es ohne Tränen der Rührung nicht ansehen konnte, und noch grandioser wurde es durch seine tiefere Bedeutung. Nachdem die Drohnen den Bienenstock verlassen hatten, ver-

kündete jede einzelne von ihnen mit lauten Trompetentönen ihre Ansicht über die Aufgaben der Staatsverwaltung und die in ihr bevorstehenden Veränderungen und Reformen. Die Aufmerksamkeit der Versammlung war vorzugsweise auf die Lage und die Tätigkeit der Arbeitsbienen gerichtet, die nach der allgemeinen Auffassung als unbefriedigend und verbesserungsbedürftig angesehen wurde. Die Versammlung verteilte die verschiedenen Verwaltungsgebiete unter sich und schritt sogleich an die Erörterung der Maßnahmen, die die Tätigkeit der Arbeitsbienen heben und fördern sollten. Man wählte die Regenten, ihre Gehilfen und die Gehilfen der Gehilfen: die Moralzensoren, Aufseher, Hüter der Sittlichkeit, Richter, Priester, Dichter usw., und für alle wurde ein bestimmtes Gehalt nebst Gratifikationen festgesetzt. Nach Ansicht der Wähler wie der Gewählten hatte man die hervorragendsten Drohnen gewählt. Unter ihnen befanden sich alle Leuchten der Wissenschaft jene Schar berühmter Geister, die ihrer Zeit den unauslöschlichen Stempel der Größe aufgeprägt hatten.

Lange umkreisten sie mit lautem Trompetenschall die Bienenstöcke und stießen dabei mit den nach Futter ausfliegenden Arbeitsbienen zusammen, die die ganze Größe des zu ihrem Besten vollbrachten Werkes noch gar nicht begriffen. Vielfach waren die undankbaren Bienen sich gar nicht klar darüber, was die Drohnen alles für sie taten, und sie äußerten, wenn sie unter sich waren, sogar ihre Unzufriedenheit über deren Tätigkeit. So findet sich in dem Tagebuche einer Biene aus dieser Zeit folgende Stelle: „Unsere Herren waren heute ganz außer Rand und

Band, wohl vier und eine halbe Stunde lang umkreisten sie die Bienenstöcke ohne jeden Zweck und störten das Volk nur bei der Arbeit. Erst gegen vier Uhr entfernten sie sich. Obgleich sie nichts getan hatten, waren sie doch ganz erschöpft und begannen sogleich drauflos zu fressen. Na, Gott verzeih's ihnen. Es wird auch für sie reichen. Nur schade, daß sie uns bei der Arbeit stören.“

Am folgenden Tage begannen die Drohnen ihre Amtstätigkeit. Außerlich schien es, als täten sie dasselbe wie früher. Aber das schien nur jenen so, die nichts von der Sache verstanden. In Wirklichkeit hatten sie eine überaus schwierige und verwickelte Beschäftigung. Hier ein Auszug aus dem Tagebuch eines der tätigsten Funktionäre: „Ich bin einstimmig zum Organisator des regelmäßigen Ausflugs der Arbeitsbienen gewählt worden. Meine Arbeit ist ungemein schwer und kompliziert; ich bin mir ihrer enormen Wichtigkeit wohl bewußt und suche sie daher, ohne meine Kräfte zu schonen, auf die allerbeste Weise zu verrichten; ich allein vermag jedoch diese Arbeitslast nicht zu bewältigen, und so habe ich mir denn A. als Gehilfen hinzugenommen. Ich tat das um so lieber, als der Vetter meiner Tante mich gebeten hatte, ihm eine Stelle zu verschaffen. Ebenso handelte ich in Bezug auf B., C. und D. Und auch sie werden wieder Gehilfen nötig haben, so daß wir in unserem Departement insgesamt etwa drei Duzend Personen sein werden. Ich habe dem hohen Rat berichtet, daß wir für unsere Tätigkeit unbedingt zwei Waben mit Honig brauchen. Der diesbezügliche Beschluß wurde einstimmig gefaßt, und wir nahmen sogleich unsere Amtstätigkeit auf: wir verbrachten die

ganze Nacht auf den Waben und aßen Honig. Der Geschmack des Honigs ist nicht übel, es steht jedoch zu erwarten, daß er noch besser wird, wenn mein diesbezügliches Projekt zur Annahme gelangt. Am folgenden Tage habe ich auf der Generalversammlung mein Projekt dargelegt. ‚Meine Herren,‘ sagte ich, ‚wir müssen vor allem die Maßnahmen in Erwägung ziehen, die es uns ermöglichen, die Grundsätze auszuarbeiten, auf denen wir das Programm unserer Tätigkeit aufbauen können.‘ Die Meinungen gingen auseinander. Debe sen., der den Vorsitz führte, stellte den Antrag auf Abstimmung. Die Frage jedoch, ob abgestimmt werden solle oder nicht, erschien nicht genügend geklärt, und so beschloß man, eine Kommission zu wählen, die die Abstimmungsfrage untersuchen und in der nächsten Sitzung einen Bericht vorlegen soll . . .“

Ebenso eifrig arbeiteten auch die anderen Drohnen, und dank ihren Bemühungen gedieh der Bienenstock immer mehr und mehr. Jeden Tag flogen die regierenden Drohnen aus, durchschwirrten die Luft, berieten und entschieden alle wichtigen Staatsangelegenheiten, und am Abend kehrten sie dann in den Bienenstock zurück, warfen sich auf die Waben und stärkten sich an dem Honig, der für sie bereitgestellt war. Ihr Glück, wie auch das Glück des ganzen Bienenstocks, war vollkommen. Allerdings fand eine kleine Umwälzung statt, die dadurch hervorgerufen wurde, daß ein Teil der Arbeitsbienen es plötzlich aus irgendwelchen Gründen für notwendig fand, mit der Mutterbiene den Bienenstock zu verlassen und sich auf einem Ebereschennast niederzulassen. Ein so willkürlicher Akt der Bienen hätte den Einfluß der Drohnen vernichten

können, wenn diese nicht in kluger Voraussicht, während der Auszug der Bienen stattfand, ihn gleichsam als Zwangsmaßregel angeordnet hätten, damit die Bienen nicht etwa auf den Gedanken kämen, sie hätten diesen Beschluß aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Wissen und Willen der Regierung, gefaßt. Die ausgeschwärmten Bienen wurden in Acht und Bann getan, die im Bienenstock zurückgebliebenen aber fuhren fort, den Drohnen zu gehorchen und für ihren Unterhalt zu sorgen. Gegen Ende August jedoch traten Anzeichen einer inneren Gärung hervor. Eines Abends kehrten die Drohnen nach ihrem Ausflug in den Bienenstock zurück und fanden alle Waben von den Arbeitsbienen besetzt, die ihnen den Zutritt verwehrten. Voll Entrüstung entfernten sie sich und flogen in die anderen Bienenstöcke. Doch auch dort wiederholte sich das gleiche: sie wurden nirgends eingelassen. Offenbar war nun alles verloren. Die Drohnen machten noch einen letzten verzweifelten Versuch, in ihren Bienenstock einzudringen, aber die Arbeitsbienen ließen sie nicht nach oben, sondern trieben sie nach unten, wo es kalt war und kein Futter gab. Und so blieb es auch am zweiten und dritten Tage. Die Drohnen wurden mager und dürr und starben eine nach der andern. Nicht eine von ihnen erniedrigte sich so weit, durch eigene Arbeit für ihren Unterhalt zu sorgen.

Die Bienen trieben da oben irgend etwas und saßen summend auf den Waben. Offenbar war auch ihr Ende gekommen, schreibt der Historiker Prupru, nachdem sie in der allgemeinen Anarchie ihrer Führer beraubt worden waren.

Der Ungehorsam der Bienen gegen die Drohnen

besiegelte ihren Untergang. Damit endet die Geschichte des Bienenstocks mit dem Rindendeckel, nach der Darstellung der Drohnen.

Die von den Arbeitsbienen geschriebene Geschichte stimmt mit dieser Version nicht überein. Nach der von ihnen gegebenen Darstellung begann das Leben des Bienenstocks schon bei Anbruch des Frühlings, nachdem er in die Sonne hineingestellt worden war. Die hungrigen Bienen flogen sofort, nachdem sie sich entleert hatten, zum blühenden Weidenbaum, den sie summend umschwirrten, und trugen den Blütenstaub an den Füßchen und den Honig im Leibe heim. Das Leben der Bienen war nach den Worten ihres Geschichtschreibers ein ununterbrochenes Fest der Arbeit. Nacheinander sproßten und blühten die Knospen ringsum auf: die Apfelbäume, die Sträucher, die Feldblumen, und zu der Freude an der Arbeit gesellte sich die Freude an der blühenden Natur. Im Bienenstock entwickelten sich die Larven, aus denen die Arbeitsbienen, die Drohnen und die Bienenmütter hervorgingen, und die Zellen füllten sich mit duftigem Honig. Es war alles in solchem Überfluß vorhanden, daß ein neuer Wohnsitz aufgesucht werden mußte. Die Bienen ließen die Drohnen zur Welt kommen, von denen sie einer zeitweilig zur Befruchtung der neuen Bienenmutter bedurften. Gleichzeitig fütterten sie noch drei weitere Bienenmütter auf, obgleich sie nur einer benötigten. Nun nahte der wichtige Augenblick: infolge der allzustarken Vermehrung mußte die Scheidung eintreten.

Die Arbeit ging in dieser Zeit in verstärktem Maße vor sich. Da kamen die Drohnen zum Vorschein und

begannen am Nachmittage zu trompeten und über dem Bienenstocke zu kreisen. Die Bienen hatten keine Ahnung davon, welche Bedeutung die Drohnen sich zuschrieben, sie ließen jedoch ihren Müßiggang und ihre Gefräßigkeit zu, weil sie erstens sich sagten, daß sie einer von ihnen benötigten, und weil zweitens alles in Hülle und Fülle vorhanden war und man selbst für die faulen und überflüssigen Drohnen den Honig nicht zu sparen brauchte. Gerade in der Zeit, da die Drohnen sich einbildeten, daß sie die Bienen regierten, schrieb eine Biene in ihr Tagebuch (Seite 5): „Ende Mai fand ein großes Ereignis statt — die Bienen entließen die alte Königin in ein neues Reich, während sie selbst mit der neuen, befruchteten Königin zurückblieben, die sogleich Eier zu legen begann. Die Linden kamen zur Blüte, und nun mußten die Kleinen aufgefüttert und Honigvorräte für den Winter gesammelt werden. Die Blüten waren voll und kräftig und nicht vom Regen bespült, und die Bienen sammelten eine reiche Ernte ein. Es war aber auch für den Winter recht viel Honig nötig. Inzwischen meinten die Drohnen, die sich eine ihnen keineswegs zukommende Bedeutung zuschrieben, daß die Bienen ohne sie nicht auskommen könnten, und fuhren fort, die Vorräte der Arbeitsbienen zu verschlingen. So ging es eine Zeitlang fort, bis die inneren Anforderungen des Bienenstocks stärker und stärker wurden. Die Blütezeit ging zu Ende, und so kam es, daß die Bienen, ohne Verabredung und Beschluß, überall zu gleicher Zeit den Drohnen den Zutritt zum Honig verwehrten, sie nach unten trieben und die Frechen und Unnützen beim Schopf nahmen. Die Drohnen gingen alle zugrunde, der Bienenstock aber ward

nicht nur nicht vernichtet, sondern sah im blühendsten Zustande dem Winter entgegen. Der Herbst brach an. Die Bienen wurden still, krochen an ihre Plätze, hielten die Rinder hübsch warm und erwarteten wohlgenut die Wiederkehr des Frühlings und der Lebensfreude.“

1889.

Eine Erzählung für Kinder

Ein Mädchen und ein Knabe fuhren in einem Wagen aus einem Dorf in das andere. Das Mädchen war fünf und der Knabe sechs Jahre alt. Sie waren nicht Geschwister, sondern Cousin und Cousine, ihre Mütter waren Geschwister. Die Mütter waren zu Gaste geblieben und hatten die Kinder mit der Wärterin nach Hause geschickt. Als sie durch ein Dorf kamen, brach ein Rad am Wagen, und der Kutscher sagte, sie könnten nicht weiterfahren. Das Rad müsse ausgebessert werden, und er werde das gleich besorgen. „Das trifft sich gut,“ sagte die Wärterin — „wir sind so lange gefahren, daß die Kinderchen hungrig geworden sind. Ich werde ihnen Brot und Milch geben, die man uns zum Glück mitgegeben hat.“

Es war im Herbst und das Wetter kalt und regnerisch. Die Wärterin trat mit den Kindern in die erste Bauernhütte, an der sie vorüberkamen. Die Stube war schwarz, der Ofen ohne Rauchfang. Wenn diese Hütten im Winter geheizt werden, wird die Thür geöffnet, und der Rauch zieht so lange aus der Thür, bis der Ofen geheizt ist. Die Hütte war schmutzig und alt, mit breiten Spalten im Fußboden. In einer Ecke hing ein Heiligenbild, ein Tisch mit Bänken stand darunter. Ihm gegenüber befand sich ein großer Ofen.

Die Kinder sahen in der Stube zwei gleichaltrige Kinder: ein barfüßiges Mädchen, das nur mit einem schmutzigen Hemdchen bekleidet war, und einen dicken, fast nackten Knaben. Noch ein drittes Kind, ein ein-

jähriges Mädchen, lag auf der Ofenbank und weinte ganz herzerreißend. Die Mutter suchte es zu beruhigen, wandte sich jedoch von ihm ab, als die Wärterin mit den Kindern ins Zimmer trat. Sie wies ihnen auf den Bänken am Tische einen Platz an, während die Wärterin eine Tasche mit blinkendem Schlosse aus dem Wagen ins Zimmer brachte. Die Bauernkinder staunten das glänzende Schloß an und zeigten es einander. Die Wärterin nahm eine Thermosflasche mit warmer Milch und Brot aus der Reisetasche, breitete eine saubere Serviette auf dem Tisch aus und sagte: „Na, Kinderchen, kommt, ihr seid doch wohl hungrig geworden?“ Aber die Kinder folgten ihrem Rufe nicht. Sonja, das Mädchen, starrte die halbnackten Bauernkinder an und konnte den Blick nicht von ihnen abwenden. Sie hatte noch nie so schmutzige Hemden und so nackte Kinder gesehen und staunte sie nur so an. Petja aber, der Knabe, sah bald seine Cousine, bald die Bauernkinder an und wußte nicht, ob er lachen oder sich wundern sollte. Mit besonderer Aufmerksamkeit musterte Sonja das kleine Mädchen auf der Ofenbank, das noch immer laut schrie.

„Warum schreit sie denn?“ fragte Sonja.

„Sie will essen,“ sagte die Mutter.

„So geben Sie ihr doch etwas.“

„Gerne — aber ich habe nichts.“

„Na, kommt doch,“ sagte die Wärterin, die inzwischen das Brot zerschnitten und zurechtgelegt hatte.

Die Kinder folgten dem Rufe und traten an den Tisch. Die Wärterin goß ihnen Milch in kleine Gläschen ein und gab jedem ein Stück Brot. Sonja aber aß nicht und schob das Glas von sich fort. Und Petja sah sie an und tat das gleiche.

„Ist denn das wahr?“ fragte Sonja, auf die Bauernfrau zeigend.

„Was denn?“ fragte die Wärterin.

„Daß sie keine Milch hat?“

„Wer soll das wissen? Euch geht das garnicht an.“

„Ich will nicht essen,“ sagte Sonja.

„Auch ich will nicht essen,“ sprach Petja.

„Gib ihr die Milch,“ sagte Sonja, ohne den Blick von dem kleinen Mädchen abzuwenden.

„Schwazt doch keinen Unsinn,“ sagte die Wärterin.

„Trinkt, sonst wird die Milch kalt.“

„Ich will nichts essen, ich will nicht!“ rief Sonja plötzlich. „Und auch zu Hause werde ich nicht essen, wenn du ihr nichts gibst.“

„Trinkt ihr zuerst, und wenn etwas übrig bleibt, so gebe ich's ihr.“

„Nein, ich will nichts haben, bevor du ihr etwas gegeben hast. Ich trinke auf keinen Fall.“

„Auch ich trinke nicht,“ wiederholte Petja.

„Ihr seid dumm und redet dummes Zeug,“ sagte die Wärterin. „Man kann doch nicht alle Menschen gleich machen! Das hängt eben von Gott ab, der dem einen mehr gibt als dem andern. Euch, eurem Vater hat Gott viel gegeben.“

„Warum hat er ihnen nichts gegeben?“

„Das geht uns nichts an — wie Gott will,“ sagte die Wärterin. Sie goß ein wenig Milch in eine Tasse und gab diese der Bauernfrau. Das Kind trank und beruhigte sich, die Kinder aber beruhigten sich noch immer nicht, und Sonja wollte um keinen Preis etwas essen oder trinken. „Wie Gott will“ — wiederholte sie — „aber warum will er es so? Ein böser Gott, ein häßlicher Gott, ich werde nie wieder zu ihm beten.“

„Pfui, wie abscheulich!“ sagte die Wärterin.
„Warte, ich sage es dem Papa!“

„Du kannst es ruhig sagen, ich habe es mir ganz bestimmt vorgenommen. Es darf nicht sein, darf nicht sein!“

„Was darf nicht sein?“ fragte die Wärterin.

„Daß die einen viel haben und die andern gar nichts.“

„Vielleicht hat Gott das absichtlich so gemacht,“ sagte Petja.

„Nein er ist schlecht, schlecht. Ich will weder essen noch trinken. Ein schlechter Gott! Ich liebe ihn nicht.“

Plötzlich ertönte vom Ofen herab eine heisere, vom Husten unterbrochene Stimme.

„Ach, Kinderchen, Kinderchen — ihr seid liebe Kinderchen, aber ihr redet Unsinn!“

Ein neuer Hustenanfall unterbrach die Worte des Sprechenden. Die Kinder starrten erschrocken zum Ofen hinauf und erblickten dort ein runzliges Gesicht und einen grauen Kopf, der sich vom Ofen herabneigte.

„Gott ist nicht böse, Kinderchen, Gott ist gut. Er hat alle Menschen lieb. Es ist nicht sein Wille, daß die einen Weißbrot essen, während die andern nicht einmal Schwarzbrot haben, — nein, die Menschen haben es so eingerichtet. Und sie haben es darum getan, weil sie ihn vergessen haben.“

Der Alte bekam wieder einen Hustenanfall.

„Sie haben ihn vergessen und es so eingerichtet, daß die einen im Überfluß leben und die anderen in Not und Elend vergehen. Würden die Menschen nach Gottes Willen leben, dann hätten alle, was sie nötig haben.“

„Was soll man aber tun, damit alle Menschen alles Nötige haben?“ fragte Sonja.

„Was man tun soll?“ wisperte der Alte. „Man

soll Gottes Wort befolgen. Gott befiehlt, daß man alles in zwei Teile teile.“

„Wie, wie?“ fragte Petja.

„Gott befiehlt, daß man alles in zwei Teile teile.“

„Er befiehlt, daß man alles in zwei Teile teile“ — wiederholte Petja. „Wenn ich einmal groß bin, werde ich das tun.“

„Ich tue es auch,“ versicherte Sonja.

„Ich habe es eher gesagt als du!“ rief Petja. „Ich werde es so machen, daß es keine Armen mehr gibt.“

„Na, nun habt ihr lange genug Unsinn geschwätzt,“ sagte die Wärterin. „Trinkt die Neige aus.“

„Wir wollen nicht, wollen nicht, wollen nicht,“ riefen die Kinder einstimmig aus. „Wenn wir erst groß sind, tun wir es unbedingt.“

„Ihr seid brave Kinderchen,“ sagte der Alte und verzog seinen Mund zu einem breiten Lachen, daß die beiden einzigen Zähne in seinem Unterkiefer sichtbar wurden. „Ich werde es leider nicht mehr erleben. Ihr habt aber einen wackeren Entschluß gefaßt, Gott helfe euch!“

„Mag man mit uns machen, was man will!“ rief Sonja — „wir tun es doch!“

„Wir tun es doch,“ bekräftigte auch Petja.

„Das ist recht, das ist recht,“ sprach der Alte lächelnd und hustete wieder. „Und ich werde mich dort oben über euch freuen,“ sprach er, nachdem der Husten vorüber war. „Seht nur zu, daß ihr's nicht vergesst!“

„Nein, wir vergessen es nicht!“ riefen die Kinder aus.

„Recht so. Das wäre also abgemacht.“

Der Kutscher kam mit der Nachricht, daß das Rad ausgebessert sei, und die Kinder verließen die Stube.

Und ob sie Wort halten werden, wird die Zukunft lehren.

Kotſchetj, 28. August 1910.

Die Uebersetzung besorgten August Scholz
und Alexander Stein. Titel und Einband
zeichnete Lucian Bernhard. Der Druck er-
folgte in der Spamerschen Buchdruckerei
zu Leipzig.

